

Vom Reich zu Österreich

Erinnerungen an Kriegsende
und Nachkriegszeit



dtv
zeugen und
zeugnisse

**Erinnerungen an 1945 und die Jahre danach
in Österreich.**

Mit Originalbeiträgen von

**Gerhard Amanshauser, Gerd Bacher,
Rudolf Bayr, Axel Corti, Heinrich Drimmel,
Paul Feyerabend, Paul Flora, Elisabeth
Freundlich, Gertrud Fussenegger, Hans Heinz
Hahnl, Hermann Hakel, Carry Hauser, Friedrich
Heer, Ilse Helbich, Alfred Hrdlicka, Josef
Klaus, Alfred Kolleritsch, Ilse Leitenberger,
Norbert Leser, Viktor Matejka, Inge Merkel,
Fritz P. Molden, Andreas Okopenko, Franz
Olah, Gustav Peichl, Helmut Qualtinger, Franz
Rieger, Wieland Schmied, Otto Schulmeister,
Hilde Spiel, Gerald Szyszkowitz, Hans
Weigel, Christian Willars, Ignaz Zangerle,
Dorothea Zeemann.**

DM 12.80



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

Über dieses Buch

«Die Mörder, aber auch die Märtyrer waren noch unter uns», schrieb Hilde Spiel. Die Republik Österreich, nach schweren inneren Wirren 1938 recht unfreiwillig zur «Ostmark» des Deutschen Reiches geworden, stand 1945, nach dem Sturz des Hitlerregimes, vor einem Neuanfang besonderer Art. Mit der Besetzung durch die Alliierten, mit der Aufteilung in russische, amerikanische, britische und französische «Sektoren» und «Zonen» schien Österreich zunächst das Schicksal Deutschlands zu teilen. Um so erstaunlicher war, wie das Land seine historische Identität und schliesslich auch die staatliche Souveränität und Einheit wiedererlangte. Fünfunddreissig Schriftsteller, Künstler und Politiker hat der Herausgeber Jochen Jung nach ihren persönlichen Erlebnissen in den Nachkriegsjahren befragt und auf diese Weise ein anschauliches Bild der Geschichte gewonnen. Zu den Autoren gehören u.a. Gerd Bacher, Rudolf Bayr, Paul Flora, Gertrud Fussenegger, Friedrich Heer, Alfred Hrdlicka, Alfred Kolleritsch, Inge Merkel, Fritz P. Molden, Franz Olah, Helmut Qualtinger, Wieland Schmied, Hilde Spiel, Hans Weigel und Dorothea Zeemann.

dtv

Zeugen und Zeugnisse

Vom Reich zu Österreich
Kriegsende und Nachkriegszeit
in Österreich
erinnert von Augen- und Ohrenzeugen

Herausgegeben von Jochen Jung

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Von den Autoren dieses Bandes
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Rudolf Bayr:

Der Betrachter/ Ein Loch im Lehm (6354)

Gertrud Fussenegger:

Die Pulvermühle (1507)

Das verschüttete Antlitz (10029)

Alfred Hrdlicka:

Schaustellungen (2891)

Alfred Kolleritsch:

Die Pfirsichtöter (6341)

Wieland Schmied:

Zweihundert Jahre phantastische Malerei (2859/2860)

Hilde Spiel:

Mirko und Franca (10064)

Lisas Zimmer (10264)

Hans Weigel:

Lern dieses Volk der Hirten kennen (363)

O du mein Österreich (488)

Die Leiden der jungen Wörter (1159)

Der exakte Schwindel (1637)

Im Text ungekürzte Ausgabe

April 1985

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

©1983 Residenz Verlag, Salzburg und Wien

ISBN 3-7017-0332-9

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti unter

Verwendung eines Fotos aus dem Privatbesitz
von Hans Weigel

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany • ISBN 3-423-10403-1

Eingesannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Zu diesem Buch	7
Carry Hauser: Vergessen darf ich nicht	9
Viktor Matejka: War 1945 ein Anfang?	23
Ignaz Zangerle: Verwurzelt im Vorgestern, gegenwärtig im Heute	32
Elisabeth Freundlich: Abschied und Wiederkehr .	49
Hans Weigel: Eine Bilderbuch-Heimkehr	60
Dorothea Zeemann: When the Saints	67
Franz Olah: Anfangsschwierigkeiten eines Wunders	73
Josef Klaus: Die Wirkungen Werner Bergen- gruens und Reinhold Schneiders in unserer Kriegs- und Nachkriegsgeneration.....	87
Hermann Hakel: Aus den Tagebüchern	102
Hilde Spiel: Zeit der Ruinenblumen	113
Heinrich Drimmel: Heimkehr	118
Gertrud Fussenegger: Deutsche Erbsen aus dem Dreck.....	127
Otto Schulmeister: Reifeprüfung auf Tod und Leben	138
Friedrich Heer: Nach 1945	150
Rudolf Bayr: Erinnerung als Zeugnis	162
Ilse Leitenberger: Das Ende als Anfang	167
Christian Willars: Der Blick aus Böhmen	177
Paul Flora: Damals	188
Inge Merkel: Der Vogel des Lebens	198
Franz Rieger: Brief an einen deutschen Freund .	209
Hans Heinz Hahl: Solschenizyn in Tulln	218
Ilse Helbich: Kette und Faden	229
Fritz P. Molden: Ostmärkische Episoden	236
Paul Feyerabend: Eindrücke 1945-1954	247
Gerd Bacher: Ankunft in Österreich	256

Gerhard Amanshauser: Ein Umweg	263
Alfred Hrdlicka: Als die Freiheit anfang	272
Gustav Peichl: Die Kraftwerke der fünfziger Jahre	284
Helmut Qualtinger: Der schmutzige Koffer ...	291
Wieland Schmied: Flucht und Heimkehr	298
Andreas Okopenko: Klage um den Vormai . . .	307
Alfred Kolleritsch: Von der Unwahrheit der Wahr- heit	312
Axel Corti: Geburtstag.....	327
Norbert Leser: Stationen einer Ich-Werdung . .	340
Gerald Szyszkowitz: Die Angst und das Ende der Angst	353
Die Autoren	361

ZU DIESEM BUCH

Wie war das damals in Österreich, 1945 und in den Jahren danach, für Sie? – Das ist die Frage, die an die Autoren dieses Buches stellvertretend für viele gerichtet wurde. Es ist eine Frage nach der Zeitgenossenschaft des Einzelnen damals und heute. Erbeten waren persönliche Erfahrungen und Erinnerungen, nicht Darstellungen aus der Vogelperspektive des Historikers: Die Vielstimmigkeit einer gelebten Zeit ist nicht identisch mit den Eindeutigkeiten herkömmlicher Vergangenheitsbetrachtung, und die individuellen Anstrengungen des Überlebens und Weiterlebens sind allemal lehrreicher als die nachgereichten Schnittmuster der Geschichtsbücher.

Sicher war das Jahr 1945 keine Stunde Null: allen politischen und militärischen Ereignissen zum Trotz zeigte sich die Unausweichlichkeit des historischen Kontinuums. Alles, was damals wie auch immer als Zukunft gedacht werden konnte, musste mit dem zu tun haben, was soeben Vergangenheit geworden war und diese möglich gemacht hatte. Dennoch liess sich im Zusammenbruch die Chance eines Aufbruchs erkennen. So gab es neben Versäumnissen Leistungen, auf die wir uns heute wie selbstverständlich verlassen, und wengleich sich so mancher Schwung bald darauf wieder irgendwo in den Kurven des Nierentisches verlor, so wurden doch auch Zeichen gesetzt, die fortwirken.

Nicht Vergangenheitsbewältigung ist das erklärte Ziel dieses Buches – im Gegenteil: nicht zuletzt sollte das Unbewältigte wie auch das nicht zu Bewältigende zur Sprache kommen. Die Vergangenheit, von der hier berichtet wird, ist heute – immer noch – nichts anderes als Teil unserer Gegenwart. Der Weltkrieg, die Politik, die zu ihm führte, und die Politik, die ihn vergessen machen wollte, die Verletzungen, Ängste und Traumata, die damals in Men-

schen und Völkern ausgelöst wurden, wirken in ihnen fort bis auf den heutigen Tag. In gewisser Weise sind die, die jene Zeit mitgemacht haben, immer noch Kriegsgefangene, und in ungewisser Weise ist es die Generation, die ihnen folgte, auch. Zahllos waren die Bemühungen, einen Schlussstrich zu ziehen; aber so überlebenswichtig das Verdrängen des Schreckens auch ist, so lebenswichtig ist das Erinnern und Aufarbeiten seiner Ursachen und Wirkungen anhand überlieferter Erfahrungen.

Darin liegt der Sinn dieses Buches. Dabei sei ausdrücklich auf eine Selbstverständlichkeit hingewiesen: Die Zeit, um die es hier geht, ist wohl das Thema, nicht aber der Inhalt der versammelten Beiträge: das ist vielmehr – nach drei bis vier Jahrzehnten Distanz zwischen Erleben und Niederschrift – die Erinnerung selbst. Dass im Übrigen die Autoren für die hier vertretenen Haltungen und Urteile persönlich einstehen, ist eine weitere Selbstverständlichkeit, daraus resultierende Gegensätze sind Teil der Wahrhaftigkeit dieser Sammlung.

1945 ging der heilloseste Krieg der Geschichte zu Ende. Seinen Opfern ist dieses Buch gewidmet.

Der Herausgeber

Vergessen darf ich nicht

Ein Kindheitserlebnis, massgebend für mein ganzes Leben, und heute, nach achtzig Jahren, noch so lebendig vor meinen Augen, als wäre es gestern gewesen:

Meine Eltern hatten mir, dem Siebenjährigen, die Erlaubnis gegeben, von dem nur als Zierat und nicht zur Benutzung dienenden Balkon aus den jeden Samstagvormittag üblichen Studentenbummel anzusehen. Das Haus, mein Geburtshaus, eines jener mit prunkhafter Fassadenarchitektur überladenen Ringstrassenpalais, stand am damaligen Franzensring, gegenüber der Universität. Der Balkon, auf dem ich mich befand, von Taubendreck überkrustet und flankiert von ebenso verschmutzten, riesigen Karyatiden, war im dritten Stock gelegen, und ich sah unter mir auf den beiden Rampen und später auf der breiten Stiege die anfangs noch ruhig promenierende Menge der Studenten. Farbtragende mit bunten Käppchen darunter, umgeben von gleich oder ähnlich gekleideten, rotteten sich zusammen, hinderten andere am Weitergehen, und bald kam es zu Raufereien, die sich später in grösserem Masse auf der Stiege abspielten. Ich sah, wie mit Stöcken geschlagen wurde, hörte das Holz auf Holz knattern, der Wirbel wurde immer dichter, man vernahm Brüllen und Pfeifen, dann plötzlich ein lauter Schrei, ein Auseinanderlaufen und – zurück blieb einer liegen; dann kam die Rettungsgesellschaft, mit tänzelnden Pferden bespannt, und holte den Niedergeschlagenen. Erschreckt von diesem von mir erstmals erlebten Akt einer solchen Brutalität, lief ich in die Wohnung zurück. Später erfuhr ich, dass ein solcher Vorgang beim Samstagbummel üblich sei und von den deutschnationalen Studenten ausgehe. Diese waren meist Söhne wohlhabender

Eltern aus Böhmen und Mähren und konnten sich aus den ärmeren Studenten dieser Länder ihre Klientel und ihre Leibburschen rekrutieren, ihnen die Mitgliedschaft bei einer der «Schlagenden Verbindungen» mit allem damit zusammenhängenden Brauchtum bezahlen und so eine terroristische Gruppe innerhalb der Studentenschaft bilden. Angerempelt oder niedergeschlagen wurden meist «Katholen», wie in diesen Kreisen Katholiken genannt wurden, und Juden.

In dem kurzen Jahresbericht 1945, wie ich solche in der Emigration anstelle eines Tagebuches geschrieben habe, steht: «...der 50. Geburtstag still und ohne viel Aufhebens. Verschlechterung der Nerven und dadurch schwereres Ertragen der unnatürlichen und hilflosen Lebensform. Bei aller mir erwiesenen Güte der wenigen Schweizer Freunde (oder gerade wegen dieser) stark unter der Abhängigkeit und dem Bettlerdasein gelitten. Die letzten Kriegswochen, der Kampf um Wien und das Bombardement dieser mir so lieben Stadt – die erzwungene Untätigkeit besonders bedauerlich und bedrückend. Das endliche Kriegsende: heiter der victory day in Fribourg – sonst aber: *lange* darauf gewartet. .. nicht mehr freudensfähig genug.. ..»

Persönliche und familiäre Sorgen vermengten sich mit den politischen. Die für Dezember 39 geplante Schiffsreise nach Melbourne war durch Kriegsbeginn unmöglich geworden, ebenso eine Reise nach Holland, wo meine Frau und mein fünfjähriger Sohn auf mich warteten. An eine Fahrt über Deutschland war aus politischen Gründen nicht zu denken, und von Frankreich wurde mir das Durchreisevisum verweigert, ebenso von England, wenn ich von Genua mit einem Frachter nach Amsterdam fahren würde, und die Internierung auf Gibraltar in Aussicht gestellt, falls ich bei Kontrolle des Frachters, mit dem ich hätte fahren sollen, gefunden würde. Der Versuch, Frau und Kind

in die Schweiz kommen zu lassen, scheiterte auch nach Kriegsende an der Eidgenössischen Fremdenpolizei, ebenso wie der vom Roten Kreuz unterstützte, meinen Buben mit einem aus Holland kommenden Kinderzug bringen zu lassen, mit der Begründung, er sei ja kein Holländer.

Dazu kamen noch die drückende Sorge um das zwar befreite, aber doch mitbesiegte Österreich und die teilweise Uneinigkeit unter den verschiedenen Emigrantengruppen, wie etwa die in den USA mit Fritz Adler, der den Anschluss an Deutschland beibehalten wollte. Meine Verbindungen mit Wien waren noch sehr gering und ungenau. Die Frage, ob ich trachten sollte, gleich heimzukehren, oder ob ich warten sollte, bis ich mit Frau und Kind wieder zusammengekommen war, bedrängend. Ja? Nein? Ausser meiner alten Kinderfrau ersehnte niemand meine Rückkehr. Kollegen? Ich hatte, mit Ausnahme von Alfred Kubin, jeden Kontakt verloren, die meisten hatten Angst gehabt, und andere dachten mich längst in einem KZ umgekommen. Die wenigen Gesinnungsgenossen, die gemeint hatten, aus der VF eine Volksfront gegen die Nazis bilden zu können, waren sie noch am Leben? Noch aktiv? Oder verwandelt durch die jahrelange Unterwerfung und Knechtschaft? Aus den Briefen, die ich aus Österreich erhalten hatte, war nur zu oft zwischen den Zeilen ein bewusstes oder unbewusstes Nachgeben und ein müdes Gewöhnen erkennbar gewesen. Oder wenn ein alter Bekannter, an dessen österreichischer Gesinnung nie ein Zweifel möglich gewesen war, mir seine Photographie als deutscher Offizier gesandt hatte, an der Brust eine Reihe Ordensbändchen, die er sich anscheinend als Zensor bei einer Militärstelle erworben hatte. Heute mag man über solche Kleinigkeiten lächeln, damals aber war man durch so etwas leicht verwundbar – weil ohnedies wund.

Nur von einem Freund und Kollegen also bekam ich

mutige und aufrichtige Briefe: von Alfred Kubin. Aber diese mögen in der wunderlich krausen, seinen Zeichnungen verwandten Linienführung der ihm eigenen Schrift den jeweiligen Zensor unbehindert passiert haben. Leider sind diese Briefe irgendwann und irgendwie verlorengegangen. Mag sein, dass ich, von Fremdenzimmer zu Fremdenzimmer das Domizil wechselnd, die Postbriefe in einer Ecke vergessen habe, Makulatur. Ich hatte damals, gezwungenermassen mobil, weniger Sinn fürs Aufbewahren als für das Erleben des einen Zieles: das Ende des Naziregimes! Daher war auch jeder kleine Verlust unwichtig, erträglich die Verachtung, der man als armer Ausländer ausgesetzt war, aber auch die oft schmerzliche Wohltätigkeit und Freundschaft. Alles das war leicht ertragbar in Hinblick auf den endlichen Sieg und die Befreiung. An beides glaubte ich, beides wusste ich, und beides war nun da, war endlich Wirklichkeit geworden! Die Hoffnung war erfüllt, aber nun fehlte der Feind! Ihn hatte ich 1921, in Bayern lebend, zum erstenmal erkannt. Dieses Feindbild fehlte nun plötzlich, war nicht mehr da, man hatte sich mit ganzer Kraft gegen etwas gestemmt, und plötzlich ist dieses Etwas nicht mehr da, man steht zwar frei, aber im leeren Raum. Dennoch – mit neuem Elan begonnene Arbeiten wurden fertiggemacht, das Buch «Eine Geschichte vom verlorenen Sohn» konnte erscheinen und ein anderes, die «Malermärchen», war im Druck. In einer Vorarlberger Zeitung erschienen Gedichte von mir, zum erstenmal wieder in einer österreichischen Zeitung! Aber alles das waren nur Ansätze – ich wollte nach Wien zurück. Erst aber musste es mir gelingen, Frau und Kind zu mir in die Schweiz zu bekommen. Wiederum alle Versuche vergebens. Endlich, acht Monate nach Kriegsende, gelang es mir mit Hilfe eines schweizerischen Rechtsanwaltes, die Einreiseerlaubnis für beide zu erhalten. Dann aber, wenn sie in der Schweiz sind, gleich heimreisen! Hans Weigel schrieb mir aus Basel, dass er versuchen werde, nach Wien

zu gelangen, und ob er dort etwas für mich tun könne. Von Fritz Wotruba erzählte man mir, dass er die Möglichkeit der Rückkehr gefunden habe. Mir gelang nur, einen Ersatzpass zu bekommen und so wenigstens eine amtliche Identität beanspruchen zu können. Das jahrelang geübte Warten erschien jetzt, wo doch kein wirklicher Anlass mehr gegeben war, sinnloser denn je. Ohne dass offiziell etwas verlautbart wurde, schien das Verbot jeglicher Erwerbstätigkeit, das die Eidgenössische Fremdenpolizei (von der die «Weltpresse» einmal geschrieben hat: eidgenössisch ist sie nicht – aber fremd) überwachte, gemildert zu sein, aber noch immer hatte ich das Gefühl subversiver Tätigkeit, wenn ich den Pinsel in die Hand nahm. Berichte aus Wien, die von einer Rückkehr abrieten, warnten. Aber ein Brief kam, ein heller Schein unter all dem trüben Abraten und Jammern, das war der Brief des ersten Stadtrates für Kultur im befreiten Wien: Dr. Viktor Matejka. Er forderte mich offiziell auf, heimzukehren, da man mich brauche. Als der Kommunistischen Partei zugehörig, wurde er später nicht mehr in seiner Stellung belassen, ein grosser Verlust gerade in der Zeit des Beginns, in der er mit seiner Vitalität und seinem nicht bloss musealen Kulturbegriff eine grosse Aufgabe zu bewältigen gewusst hätte. Das gehörte zu den grossen Dummheiten der noch sehr ungeübten Demokratie, dass man sich der Pflicht, Begabungen auf den zu ihnen passenden Posten zu stellen, nicht bewusst war – oder solche nicht erkannte oder zu ängstlich war, Menschen, die geistig nicht aus denselben Bereichen kamen, sinnvoll zu verwenden. Wie man mir schon in der Schweiz gesagt hatte: Sie wollen keine grossen Begabungen an der Spitze ihres politischen Lebens, die seien immer gefährlich, heisst es, und man wisse nicht, was die noch tun würden. Die typische kleinbürgerliche Gesinnung – ständig in Furcht vor einem, der anders ist als sie, die kleinen.

Aber noch wartete ich und erwartete das wirklich neue

Österreich, ungeduldig, mitwirken zu können innerhalb meiner Möglichkeiten. Aber schon begannen die ungeahnten Schwierigkeiten einer legalen Rückkehr nach Österreich. In meinem Jahresbericht 1945 schrieb ich: «. .. Jahr der End-Spannung des Krieges, Sieg der guten Sache gegen das Nazitum. Natürlich ist auch der Träger der guten Sache sehr menschlich im Negativen. Allgemeiner seelischer Wirrwarr, flache Blödheiten ersetzen tiefere Erkenntnisse. Zuviel Zerstörung, zuviel Elend. Nicht genug Mut zum Frieden, nicht die Kühnheit des Christentums. In katholischen Kreisen sehr betrübliche und verbürgerlichte Trägheit des Herzens und modrig stinkender Konservatismus ...»

Das Jahr 1946 stand im Zeichen der Wiedervereinigung mit Frau und Kind, der Vorbereitungen zur Heimreise nach Wien und der Zukunftssorgen. Trotz aller Vorfreude des Wiedersehens und trotz aller Gastlichkeit der Schweizer Freunde war doch der Druck der Mittellosigkeit und des Verbotes eigener Erwerbstätigkeit drückend. Meine Frau, die als klassische Philologin in Holland trotz Krieg und Feindbesetzung ihrer Arbeit hatte nachgehen können, versuchte auch in der Schweiz ihre wissenschaftliche Tätigkeit wenigstens den Möglichkeiten entsprechend ausüben zu können, und auch ich wagte nun eher gegen das strenge Verbot der üblen Eidgenössischen Fremdenpolizei zu verstossen – aber so nahe vom eigenen Land – und noch immer als Fremdling im Exil.

Als ersten Freund von früher, Mitbegründer des Kreises um den Lyriker Suso Waldeck, traf ich Anfang des Jahres Rudolf Henz, der mit einer Rundfunkkapelle aus Bregenz nach Rorschach gekommen war, unerwartet wieder. Die erste Begegnung mit dem Gestern. Sonderbar unwirklich und doch fast, als wäre es wirklich gestern gewesen, dass wir den letzten Karfreitagsspaziergang über die Höhenstrasse gemacht hatten – und plötzlich doch ein ganz anderer

Mensch, von anderswoher. Das war das erstemal, dass ich erkennen musste, dass den Emigranten etwas trennt von denen, die zurückgeblieben waren, ein Graben, der nicht ausgefüllt werden kann. Dr. Hollitscher, der trotz der grossen Hindernisse, denen er als Emigrant in der Schweiz ausgesetzt war, viel für Österreich leistete, war es gelungen, nach Wien zu fahren, und er kehrte sehr bedrückt zurück – man hatte ihm wenig Hoffnungen gemacht, in der Zukunft seine Arbeitskraft für Österreich zur Verfügung stellen zu können. Man brauchte ihn nicht. Er starb ein Jahr später in Zürich. Natürlich versuchte auch ich, wenigstens für kurz nach Wien zu kommen, um selbst zu sehen, was einen erwartete. Es gelang mir nicht. Es war eine Zeit, in der die anfänglich so grosse Freude sich in Depression kehrte. Meine «Malermärchen» erschienen im Rex-Verlag in Luzern, in dem auch mein eben fertig gewordener Roman erscheinen sollte. Im Herbst gelang es dem Verlag sogar, eine kleine Ausstellung meiner Arbeiten in Luzern, verbunden mit einer Lesung aus meinem Roman, zu veranstalten. Ein junger Beamter des Aussenministeriums war inzwischen aus Wien nach Bern gekommen, um die Vertretung Österreichs in der Schweiz vorzubereiten: Dr. Bielka, unser künftiger Aussenminister. Ich besuchte ihn gleich, um seine Hilfe für unsere Heimkehr zu erbitten, was dann nach einem Jahr auch Erfolg zeigte.

Anlässlich einer Österreich-Ausstellung war der Unterrichtsminister Dr. Hurdes nach Zürich gekommen. Ich traf ihn bei einer gemeinsamen Bekannten, Frau M. J., die ich, wie auch noch einige andere in der Schweiz, als eine hilfreiche Freundin so mancher österreichischer Emigranten kennenlernen konnte. Natürlich war ich froh, mit einem Vertreter unserer neuen Regierung Zusammentreffen zu können. Er erwähnte unter den drei damals führenden Parteien natürlich in erster Linie seine, die ÖVP. Meine Frage, ob diese Partei, die doch mehr oder weniger aus

Leuten bestehe, die bloss die Ablehnung des Sozialismus vereine, so eine Art Mistkistl sei, beantwortete er mit einem zögernden und gedehnten «Nein». Was unsere Rückkehr nach Österreich anlangte, so war er gerne bereit, alles zu unternehmen, um dies zu beschleunigen. Eine Hoffnung mehr. Vom Kunstschriftsteller und alten Freund Arthur Roessler, dem seinerzeitigen Förderer Egon Schieles, kam ein Brief. Ein Photo lag dabei, auf dem er aussah, als wäre er eben aus dem KZ gekommen. Er bat um ein Lebensmittelpaket, das zu senden mir mit Hilfe eines Freundes Österreichs, des Germanisten der Universität Zürich Robert Faesi, gelang. Seine Schilderung der Situation, in der sich die bildende Kunst befand, war zutiefst deprimierend. Ich konnte ahnen, was mir bevorstehen würde, da man doch zu Hause anzunehmen schien, in der Schweiz leben zu können, sei das Beste, das einem geschehen könne. Und da wolle ich zurück!

Erfreulich in diesen Tagen zwischen Hoffen und Bangen war der unerwartete Besuch eines guten alten Freundes, des Dramatikers Franz Theodor Csokor. Er kam aus Italien, in englischer Uniform, da er in Bari im englischen Rundfunk die Sendung für Österreich leitete. Seine Odyssee hatte ihn von Polen über Rumänien nach Belgrad und weiter auf die adriatische Insel Korzula geführt, von wo ihn, ehe die deutsche Besatzungsmacht die Italiener ablöste, jugoslawische Partisanen per Schiff nach Italien zu den englischen Truppen gebracht hatten. Wir waren nach Möglichkeit den Krieg über in brieflicher Verbindung gestanden. Nun, so voller Pläne und Hoffnungen, war er eine wohlthätige Erscheinung und gab auch mir neue Hoffnung. Die tat not, da immer neue Schwierigkeiten die Heimkehr verzögerten. Immerhin gab es den bereits erwähnten Brief Viktor Matej kas, und meine Frau hatte vom Unterrichtsministerium, vom Bundeskanzleramt und der Universität die Aufforderung erhalten, wieder ihre Lehrtätigkeit in Wien

aufzunehmen. Auf unser entsprechendes Gesuch um Repatriierung erhielten wir allerdings von der Passstelle des Innenministeriums den Bescheid, das Ansuchen sei abgelehnt mit der Begründung, dass «keine Repatriierungs-Prozedur genehm» sei. Später kam vom Unterrichtsministerium die Bemerkung «nicht dringend Carry Hauser». Dafür gelang es uns durch Vermittlung eines befreundeten Journalisten, eine Wohnung in Wien, Hietzing, verschafft zu bekommen. Mit der Reinschrift des Romans fertig geworden, sandte ich das Manuskript nach Luzern. Ich traf dann Hugo Glaser, den früheren Redakteur des Wiener Tagblatts, der als U-Boot den Krieg in Wien überlebt hatte und der jetzt zur Erholung für einige Tage ins Tessin gekommen war. Als ich ihm von meinem Roman erzählte, meinte er, es sei unpatriotisch von mir, das Buch bei einem Schweizer Verleger erscheinen zu lassen, wo man doch jetzt in Wien «jedes Manuskript wie einen Bissen Brot» brauche. Dieser Hunger schien aber gestillt, als ich ein Jahr später heimkam und man auf Emigrantenliteratur offensichtlich nicht neugierig war.

Das Jahr 1947 hatte ich noch immer unter der Ungewissheit der Rückreise begonnen. Vom Österreichischen Rundfunk war der junge Literaturhistoriker Viktor Suchy gekommen und machte mit mir eine kleine Sendung, ein Interview und die Lesung einiger Gedichte.

Am 13. Februar endlich kam ein Eilbrief von Dr. Bielka aus Bern, mit der Nachricht, wenn wir wollten, könnten wir mit einem schweizerischen Kinderzug des Roten Kreuzes, der Kinder aus Budapest abholen solle und in Wien halte, mitfahren! Tags darauf die Verständigung der Schweizer P lizeiabteilung Bern: Der Zug gehe am 25. II. um 5 h ab Buchs!

Abschied von der Schweiz, von den Freunden, nach fast acht Jahren. Hilfe bei den diversen Zoll- und sonstigen Formalitäten durch F. Sp. Der Rotkreuzzug, mit schwei-

zerischer Militärbewachung. Ein Waggon für die Heimkehrer. Sieben, darunter der junge Schauspieler Fr. Fahrt durch winterliches Land, viel Öde und Zerstörung, in Schnee erstarrt. Und dann der Anblick, auf den ich mit einer gewissen Angst – meiner unleugbaren Sentimentalität wegen – gewartet hatte: die Donau! Melk! Abends kamen wir am Franz-Josephs-Bahnhof an. Einige Freunde und Kollegen meiner Frau erwarteten uns. Eine sonderbare Stille um mich, der ich mit den üblichen Obliegenheiten eines Ankommenden so sehr beschäftigt war, dass ich das Bewusstsein, wieder zu Hause, wieder in Wien zu sein, nicht lebendig werden lassen konnte. Ein Schneesturm, ein kleines Dreiradauto, das mich und unsere Koffer in die Wohnung nach Hietzing brachte. Vom Fahrer bekam ich den Rat, mich auf die Koffer zu setzen, da ihm bei seiner gestrigen Fuhre das Gepäck von Burschen, die aus einer Seitengasse gestürmt waren, geraubt worden war. Dann «zu Hause» – aber sehr fremd. Die Hausbesitzerin, sichtlich von der Hoffnung erfüllt, dass wir aus der reichen Schweiz viel Lebensmittel mitgebracht haben, stellte uns in der teilweise arg beschädigten Wohnung einstweilen die nötigsten Möbel zur Verfügung. Wir konnten den freundlichen Empfang mit einem kleinen Imbiss und Tee entgelten – bloss war kein Gasherd in der Küche, und das heisse Wasser musste in der Hausherrnwohnung zubereitet werden. Sicherlich Lächerlichkeiten für die vielen vom Krieg heimgesuchten Landsleute. Aber ohne Böswilligkeit musste man doch an die zum Teil nicht geheuchelte Begeisterung denken und an die hochgereckten Hände zum «Sieg Heil», damals vor neun Jahren. Das Un-Heil war gekommen, und man wird nicht froh, mit seinen Mahnungen und Voraussagen recht behalten zu haben . . .

In meinen wenigen Notizen steht: «Schweres Gewöhnen an die Menschen, die fremd und anders geworden sind.» Ein sentimentales Wienerlied fällt mir immer ein, wenn ich an

diese Zeit zurückdenke: «Ja, sie sind's, die alten Gassen – doch die alten Freunde sind's nicht mehr.» Damals, aus der kriegsverschonten Schweiz heimgekehrt in das seelisch und materiell kranke Wien, selbst und spürbar alt geworden, fehlte es natürlich an den nötigen Mitteln, um die wichtigsten Wiederherstellungen der beschädigten Wohnung zu ermöglichen. Bei der Möbelanschaffung – ein Teil kam aus Vorarlberg, wo Schweizer Freunde dort erzeugte Notmöbel für uns bezahlt hatten – half, wie auch bei der Beschaffung von Glas für die fast alle nur mit Pappe abgedichteten Fenster, ein Mensch, einer, den ich von der Zeit vor 1938 kannte, der einzige wirkliche Christ, den ich hier antraf: der damalige Stadtrat für Kultur, Dr. Viktor Matejka, der Kommunist war ... Er kaufte mir ein Bild ab, und ich ging mit dem Bündel Banknoten direkt zum Installateur und kaufte einen Gasherd. Als ich mir beim nahen Tischlermeister ein einfaches Büchergestell aus Weichholz machen lassen wollte, meinte dieser, er mache es gern, aber erst solle ich ihm, da ich ja aus der Schweiz komme und sicher genug Geld habe, einen Waggon Bretter kommen lassen. Einige Möbelstücke bekamen wir aus einem Depot der Gemeinde Wien, in dem Einrichtungsgegenstände lagerten, die aus den Wohnungen ehemaliger Nationalsozialisten gesammelt wurden, nachdem sich ihre Besitzer in den Westen abgesetzt hatten. Falls aber der eine oder andere entnazifiziert würde, müsste ich den geliehenen Gegenstand zurückgeben. Da zum Teil die Zimmerwände und -decken stark beschädigt waren, versuchte ich einen der damals namhaften Männer, der durch seine Organisation hätte helfen können, dazu zu bewegen, uns Maurer und Maler zu schicken: vergeblich. «Wären Sie halt draussen geblieben, in der Schweiz.. .» Solche Gesinnung und rüde Ablehnung mehrten die Enttäuschung. Keine Arbeit, kein Interesse, kein Kreis von kulturbeflissenen Menschen; einsam in der Heimat und nicht willkommen, nicht

wirklich gebraucht! Nur eine Episode sei aufgezeichnet: Auf der Gasse traf ich eine Bekannte von früher. Fast schreiend fuhr sie mich an: «Ihr habt euch in der Schweiz angefressen, während wir gebombt wurden!» Dabei schien sie vergessen zu haben, dass sie 38 eine feudale Judenwohnung bezogen hatte ...

So unbedeutend solche Erlebnisse heute klingen mögen – sie waren doch schmerzlich damals für einen aus der Würdelosigkeit eines Emigrantenlebens in der Schweiz Kommenden, der nicht geringere Würdelosigkeit in der Heimat erfährt. Eine nie mehr ausfüllbare Schlucht hatte sich aufgetan zwischen einem, der fast ein Jahrzehnt in einem Lande lebte, in dem er, wenn auch nicht aktiv, so doch theoretisch am internationalen Kunstleben teilnehmen konnte, während im besetzten Österreich nur ein kleiner Teil der modernen Künstler emigriert war und der grössere unter dem Zwang nazistischer, arteigener Kunstvorstellungen stand. Die jüngere Generation erfuhr erst in den Jahren nach 45 von den Problemen und der Entwicklung internationaler neuerer Kunst. Dieses abrupte Innenwerden wirkte sich natürlich anders aus als ein kontinuierliches Mitwachsen. Da bot sich besonders der Surrealismus, etwa eines Dali, an, der den Übergang vom Naturalismus der nationalsozialistischen Kunst zu einer avantgardistischen erleichterte: Man konnte doch die altmeisterliche Maltechnik beibehalten und brauchte bloss den Bildinhalt oder auch ein wenig die Form zu verfremden.

Meine Frau hatte bald ihre Lehrtätigkeit an der Universität und am Gymnasium wiederaufgenommen und ebenso ihre wissenschaftliche Arbeit. Dass die Entlohnung, besonders an der Universität, erbärmlich war, kann man heute kaum verstehen. Eine Wiedergutmachung beziehungsweise Nachzahlung ihres Gehaltes wurde ihr in Raten bewilligt, deren erste sie nach ihrem Tode 1953 erhielt.

Mein Vorsatz war, beim Wiederbegegnen mit ehemaligen

P.G.s mich an meine klare Formulierung zu halten: Verzeihen muss ich – aber vergessen darf ich nicht. Das gelang mir ja meist. Die Schwierigkeit lag aber darin, dass viele meiner Landsleute, auch völlig unbelastete, die eben gezwungen waren, unter und mit den Nazis zu leben, immer voraussetzten, man wisse von irgendeinem ihrer schwachen Momente, von ihrer Hörigkeit und scheinbaren Zugehörigkeit zur braunen Gesellschaft. Aus diesem Grund ist auch eine gewisse Aversion einem Remigranten gegenüber zu verstehen.

Wenn der Befreiung Österreichs und dem Kriegsende nicht, wie von mir erhofft, jener vehemente Aufbruch ins Neue, nicht dieser geistige Aufschwung, wie ich ihn nach dem Ende des Ersten Weltkrieges erleben konnte, erfolgte, mag wohl eine Begründung darin liegen, dass man eher geruhsam und mit Bedächtigkeit zu retten trachtete, was vom alten Österreich noch übriggeblieben war. Dass dabei aus diesen oder jenen klugen, aber auch kurzsichtigen Gründen manche Trümmer der Zeit von gestern nicht radikal weggeräumt und so ins Morgen hinübergeschleppt wurden, war kaum zu verhindern.

Auch innerhalb der Künste war Aufbruch nicht zu erkennen, da wohl die Sorge ums persönliche Überleben stärker war. So kam es, dass das künstlerische Wollen nicht stark genug sein konnte, um die Politiker zu zwingen, sich der Kunst zu bedienen. Kunst war, wie so oft, eher ein musealer Begriff und der Künstler eher suspekt und ein nicht unbedingt notwendiges Übel. So musste es kommen, dass sich die Künstler zusammenschlossen und abseits vom Leben blieben, bestenfalls in einem «Strohkoffer» verpackt, oder sich zurückzogen zu einer nicht gerade sehr produktiven Selbstgenügsamkeit.

Ich erinnere mich noch an die «Föderation moderner bildender Künstler Österreichs», deren Mitbegründer aber wir von der alten Generation waren, wie etwa Josef

Hoffmann und Albert Paris Gütersloh. Später dann entstand als eine Standesorganisation der BVÖ, der «Berufsverband bildender Künstler Österreichs». Franz Theodor Csokor gelang es, dank seiner menschlichen Integrität und politisch sauberen Weste, die österreichische Sektion des internationalen PEN wieder ins Leben zu rufen. Er verlangte meine Mitarbeit, und ich wurde zum Generalsekretär gewählt, da ich weder ein linksparteilich Abhängiger noch ein «kalter Krieger» war. Aber wir alle waren ältere Jahrgänge, und wo junge auftauchten, waren diese entweder überzeugt, unverstanden und von den Alten nicht gewollt zu sein, oder sie wurden tatsächlich als Generationsproblem be- und misshandelt.

Ein Auftrag der Gemeinde Wien, für die Vorderseite des ersten nach dem Krieg erbauten Wohnhauses ein 60 m² grosses Fresko zu malen, bedeutete für mich eine wohlthuende Bestätigung und Sinngebung meiner künstlerischen Existenz. Ebenso die Verleihung des Preises der Stadt Wien.

So begann langsam und den Möglichkeiten entsprechend meine Eingliederung ins Kunstleben von Nachkriegsösterreich.

War 1945 ein Anfang? oder: Chancen eines Anfangs

Grösste Überraschung in der ersten Aprilhälfte 1945 war für mich das plötzliche Auftauchen des Namens von Dr. Karl Renner. Als wir Österreicher vom ersten KZ-Transport in Dachau angekommen waren, dauerte es nicht lang, bis uns die öffentliche Erklärung Renners zugunsten des Grossdeutschen Reiches, das uns hinter Stacheldraht gebracht hatte, bekannt wurde. Schon sehr lang ist es nicht mehr üblich, sich an die Auffassung jener antigrossdeutschen Österreicher zu erinnern, die damals auf das entschiedenste gegen Renner und nicht weniger gegen die Heil-Hitler-Erklärung des Kardinals Innitzer protestierten. Die zwei Personen galten als Verräter an Österreich. Nie würden sie je eine Rolle spielen können, wenn Österreich wiedererstünde. Und von der Wiedergeburt des von Hitler mit Hilfe von allerhand Steigbügelhaltern ausradierten Österreichs waren die aufrechten Österreicher überzeugt, die in den folgenden sieben Jahren ihrer Freiheit auf vielfache Weise beraubt waren, sofern sie in Gefängnissen, Konzentrationslagern, im Untergrund oder sonst getarnt, in der Emigration die schwere Durststrecke durchstehen mussten.

Nach meiner Entlassung aus Dachau im Juli 1944 sollte ich zur Wehrmacht eingezogen werden. Dem zu entsprechen, war ich als Antimilitarist, Antifaschist und traditioneller Pazifist keineswegs gewillt. Ich zog daher in den letzten Monaten des NS-Staates, von dessen Ende auch ich von Anfang an überzeugt war, die Methoden der Sabotage, eine U-Boot-Existenz zwischen Unter- und Auftauchen jeder Unterstützung eines verbrecherischen Krieges vor. Daher befand ich mich im April 1945 im 9. Wiener Gemeinde-

bezirk in der kleinen Ruffgasse, die in die grössere Nussdorfer Strasse mündet. Um den 12. April kam das Gerücht, SS-Verbände würden aus dem Wienerwald über Klosterneuburg gegen Wien vordringen und die Rotarmisten würden zurückweichen. Was war eine Folge dieses Gerüchts? In den Tagen knapp vorher waren die Rinnsale der Nussdorfer Strasse voll von Hakenkreuzen, NS-Abzeichen, Hitlermedaillen und anderem Schund und Schmutz aus dem Tausendjährigen Reich. Kaum hatte sich aber das genannte Gerücht massenverbreitet, liefen die Menschen, den braunen Plunder dem Rinnsal wieder zu entreissen. «Rin in die Kartoffeln, raus aus die Kartoffeln.» Das war noch in meinem Ohr, als SS-Hauptling Reinhard Heydrich 1943 das KZ Dachau besuchte. Kaum hatte er die Stube 1 vom Block 15 betreten, brüllte er: «Hinlegen.» Es folgte für einige Minuten: «Auf nieder, auf nieder. . .» Blitzartig dachte ich in der Nussdorfer Strasse an KZ und SS und formulierte: «Rein, raus . . .». Die Seelenlage sozusagen war sehr labil. Was wird kommen? Es kam anders.

Bald darauf zogen über den Nussdorfer Gürtel viele Menschen, einzeln, verstreut, aber im Grossen und Ganzen ein mächtiger Zug. Die Leute kamen aus Währing oder Hernals. Sie schoben Kinderwagen oder Handwagerln, darauf standen Wasserkannen, auch andere Gefässe. Wohin? Sie bogen in die Billrothstrasse im Bezirk Döbling ein, und das Ziel war eine bekannte Sektfabrik. Es hatte sich herumgesprochen, dort lagern ungeheure Mengen berausender Getränke für den Endsieg. Die Fässer wurden angezapft, die mitgebrachten Gefässe gefüllt. Das traf auch für den noch nicht ausgegorenen Schaumwein zu. Unmittelbare Kostproben vor den Fässern waren selbstverständlich, alkoholische Stimmung machte sich bemerkbar bei der Heimfahrt der Wageriführer. Wie ich später erfuhr, kam es bei vielen Beutemachern zu schweren Durchfällen, der Sekt war noch nicht reif, aber der Krieg war zunächst zu Ende.

Nach einem Gespräch mit einigen Hauptverantwortlichen der Kommunistischen Partei Österreichs, die mit der Roten Armee aus der Emigration gekommen waren, vereinbarten wir ein Zusammentreffen in einer Villa eines Währinger Nobelviertels, kurz vorher hatte sich ein SS-Obersturmbannführer aus der arisierten Villa nach dem Westen abgesetzt. Ich erfuhr sozusagen aus erster Quelle, was in Moskau in Bezug auf den neuen ersten Mann in Österreich beschlossen worden war. Stalin hatte sich für Karl Renner entschieden. Ausgerechnet ein Politiker, der sich seit seinem parlamentarischen Versagen im Jahr 1933 an keinerlei Widerstand gegen Hitler und für die Existenz und die Wiedergeburt Österreichs beteiligt hatte, sollte die Person sein, die einem neuen Österreich vorsteht. Wenige Tage später erschien «Neues Österreich», eine Tageszeitung, die den konzentrierten Willen von drei neuerstandenen Parteien zum Ausdruck brachte und immerhin so lang bestand, bis die Zweite Republik Österreich halbwegs in ein Stadium der Konsolidierung getreten war.

All das sehe ich auch in der Erinnerung nicht anders als seinerzeit 1945. Bis dahin war ich niemals Mitglied einer politischen Partei. Meine politische Grundanschauung in der Ersten Republik und auch im verbotenen Österreich bestand darin, dass nur eine «Volksfront», das heisst über Parteigrenzen hinweg einige und vereinigte Österreicher, den Nationalsozialismus wirksam bekämpfen könnten. Somit war es für mich nach Ende des Dritten Reiches klar, dass ein neues Österreich nur durch Konzentration der politischen Kräfte möglich wäre.

Meine Bedenken gegen Renner habe ich bis heute nicht aufgegeben und jederzeit von der österreichischen Zeitgeschichtsforschung eine wahrhaftige Darstellung der diesbezüglichen Ereignisse verlangt. Das habe ich auch 1980 zum Ausdruck gebracht, als ich zu einem Renner-Symposium ins Renner-Museum nach Gloggnitz eingeladen

wurde. Meine Auffassung wurde in ein Karl-Renner-Gedenkbuch im Österreichischen Bundesverlag aufgenommen, das Ende 1982 im Parlament Buchpremiere hatte.

In den ersten Tagen meiner politischen Funktion als Stadtrat für Kultur und Volksbildung im Wiener Rathaus hielt ich es für selbstverständlich, an *alle* Österreicher zu neuer Zusammenkunft, Zusammenarbeit, zu vereinigter Aufbauarbeit zu appellieren. In diesem Sinn wandte ich mich an die Spitzenleute aller Parteien. Diese sahen es, durchaus mit Recht, als die vordringlichste Pflicht an, einen Appell an alle neun Bundesländer zu richten, nur gemeinsam könne auf einem Ruinenfeld ein neuer Staat aufgebaut werden. Das kam bei einer ersten Bundesländerkonferenz in Wien klar zum Ausdruck. Leider übersah man dabei, dass Österreich ein «10. Bundesland» besitzt, das sind die Österreicher im Ausland, die, aus welchen Gründen immer, insgesamt von Hitler vertrieben worden sind. Die provisorische Bundesregierung hat es unterlassen, an die Emigranten, in aller Welt verstreut, zu appellieren und sie zur Rückkehr in die Heimat einzuladen. Gewiss sind einzelne Österreicher aus freiem Entschluss schon in der ersten Zeit der Zweiten Republik nach Österreich zurückgekommen. Aber zum Unterschied von anderen befreiten Staaten haben die österreichischen Regierungen auch in der folgenden Zeit niemals ihre Grundpflicht auf diesem Gebiet erfüllt. Das hat freilich Einzelpersonen und Einzelorganisationen nicht gehindert, in Spezialaktionen Österreicher aus der Emigration heimzuholen.

Ganz in diesem Sinn betrieb ich meine kleine Praxis. Als alter Praktikant des Briefschreibens forcierte ich diese Methode. Wo und wie auch immer ich zu einer Adresse kam, schon ging ein briefliches Bombardement los. Manche kamen, gingen aber bald wieder weg, weil ihnen nichts Richtiges geboten wurde. So war es bei meinem alten Freund Oskar Kokoschka, der für mich nicht nur ein

grosser, universeller und kämpferischer Künstler war, sondern auch ein in seiner Art einzigartiger Erzieher, Therapeut und Politiker. Viele Jahre später hat in einem Salzburger Vortrag der damalige Aussenminister Bruno Kreisky die Unterrichtsminister der ÖVP dafür verantwortlich gemacht, dass sie wertvolle österreichische Kräfte, Personen und Persönlichkeiten nicht zurückgeholt hätten. Ich habe Kreisky darauf hingewiesen, dass es sich hier nicht um eine Kompetenzfrage handle. In erster Linie sei es Aufgabe der Regierung, gleich ob Konzentrations-, Koalitions- oder Alleinregierung einer Partei, gewesen und sei es auch weiterhin, eine österreichische Grundpflicht gegenüber den Vertriebenen zu erfüllen. Wenn es auch mit mancher Verspätung zu gewissen gesetzlichen Regelungen in Bezug auf Entschädigung kam, so blieb es zumeist doch nur bei unzureichenden Versuchen einer Wiedergutmachung. Eine solche zog sich auch nicht weniger hin für alle jene österreichischen Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern des Dritten Reiches Unmenschlichkeiten ausgesetzt waren, die kaum vorstellbar sind. Als bezeichnend sei hier angeführt, dass zwar im Parlament einstimmig eine besondere Ehrung für die Verdienste um den österreichischen Widerstand schon 1947 beschlossen wurde, eine Gedenkmedaille jedoch erst ab 1977 den noch lebenden Widerstandskämpfern verliehen wurde. Gewiss eine Bagatelle, aber vielsagend. Woher mag solche Säumigkeit gekommen sein? Das Jahr 1945 und die unmittelbar folgenden Jahre waren für sehr viele Österreicher Not- und Elendsjahre, die nur durchgestanden werden konnten, weil die Befreiung von der Vergewaltigung durch den Totalfaschismus im Überlebenswillen der Österreicher aufs Neue Mut, Zuversicht und Opferbereitschaft ausgelöst hatte. In den gleichen Jahren gab es auch nicht wenige Fehleinschätzungen. Die politische Lage war nicht danach, dass die Grundlagen des jungen

Staates absolut neue hätten sein können. Kein Geringerer als der Staatssekretär für Volksaufklärung und Information schätzte die Situation folgendermassen ein: «Nach der Zerschmetterung der Hitlerarmee, nach der Besiegung des Nationalsozialismus gilt es jetzt nur mehr, die Überreste des Faschismus auszumerzen.» Das war nicht nur die Meinung Ernst Fischers, sondern auch eine vielfach verbreitete Einschätzung in politischen Führungskreisen. Es war Kurzsichtigkeit, ein Irrtum. Die wirtschaftlichen Grundlagen alles dessen, was als Faschismus seit Beginn der zwanziger Jahre über Europa und darüber hinaus sich entwickelt hatte, waren leider nicht verändert worden. «Der Schoss ist fruchtbar noch, aus dem das kroch» (Brecht). Die faschistischen Wurzeln sind geblieben und gedeihen, längst sind neofaschistische Deutlichkeiten an der Tagesordnung und werden nur unzulänglich bekämpft. Viel wurde aus der Geschichte des Faschismus und der daraus zwangsläufigen Kriegskatastrophe nicht gelernt. Kaum war der Zweite Weltkrieg zu Ende, kaum waren die ersten Atombomben, wenn auch «weit hinten in der Türkei», das heisst in Japan, abgeworfen worden, da setzte eine neue Rüstung ein, und die hat sich ins nahezu Unfassbare gesteigert. Schon in der *ersten* Zwischenkriegszeit, 1918 bis 1938, hätte jedem hellseherischen Beobachter klarwerden können, dass ein zweiter Weltkrieg eine logische Folgerung der damals schon als verbrecherisch erkennbaren Aufrüstung sein werde. Und aus einer Abrüstung ist auch nach dem Zweiten Weltkrieg nichts geworden als ein betäubender Redeschwall.

Meine Gespräche mit Kokoschka bei seinem ersten Nachkriegsbesuch in Wien beschäftigten sich vor allem mit dieser Frage, die nach unserer Auffassung zu lösen gewesen wäre. Natürlich nur dann, wenn sofort gehandelt würde nach dem Grundsatz «Am Anfang leiste Widerstand!».

Mittlerweile ist längst, sollte man meinen, allen klaren

Köpfen bewusst: Eine so totale Aufrüstung, wie sie seit 1945 praktiziert wird, kann nur zu einem ebenso totalen Verbrechen führen, das in der ^{weiten} Zwischenkriegszeit, deren Ende noch nicht genau fixiert werden kann, eskaliert wurde. Auch das kleine Österreich, das neutrale, das ausgeblutete, das notleidende Österreich hat es sich unter dem Titel der Landesverteidigung geleistet, sich ein Bundesheer, wenn auch als untaugliche Waffe gegen einen eventuellen Feind, anzuschaffen und auszubauen. Den seither aufgewendeten Betrag, der 200 Milliarden Schilling schon übersteigt, hätte Österreich in Bau- und andere Unternehmungen investieren können, die längst, wenn auch im Nachziehverfahren, notwendig, notwendig wären. Ohne Militär, ohne Militarismus wäre das kleine, aber sonst sehr reiche Österreich ein Musterstaat, ein friedliches Modell geworden, wohin auch die höchstgerüsteten Staaten pilgern könnten, um zu bewundern, was ein Volk ohne anachronistische Rüstung sich alles leisten kann. Mag das utopisch klingen, mag das nur ein Illusionist von sich geben, ich bekenne mich nach wie vor dazu.

Das alles gehört zu dem grossen Bereich ungenützter Möglichkeiten ab 1945, zu den verpassten Chancen. Österreich ist seit jeher ein Land des Reichtums, auch wenn das vielen Österreichern oft gar nicht bewusst ist. Ich muss hier darauf verzichten, diese geistigen und materiellen Reichtümer aufzuzählen. Nur *ein* Reichtum soll besonders erwähnt werden: Österreich ist auch in der Verschwendung, Vergeudung reich und reich an versäumten Gelegenheiten. Vielleicht werden mir jetzt Leser dieser Zeilen vorwerfen, ich hätte den Bogen von 1945 bis heute weit überspannt und sei von der Sache abgekommen. Dem ist zu entgegnen, dass es unser Heute ohne das Jahr des Kriegsschlusses, des zweifelhaften Friedensbeginns und des Anfangens der allergrössten Aufrüstung nicht gäbe. Ein Pazifist, der nicht erst durch Friedensbewegungen aufgeweckt werden muss, ist unter allen Umständen Pazifist. Er sieht im Kleinen das

Grosse, aber er ist auch jederzeit bereit, die Riesendimension zu verlassen und sich ins Dorf zu begeben, auch ins zerstörte Dorf, zu dem Wien und Umgebung seinerzeit herabgesunken war.

Die Not war zweifellos allgemein, aber wie zu allen Zeiten gab es Privilegierte. Zu denen gehörten damals auch die Mitglieder der provisorischen Bundes- und der Wiener Landesregierung. Ich erinnere daran, weil man sich in späteren Zeiten an solche Nebensachen in der Regel nicht mehr erinnert:

Eines Tages bekamen durch Sonderboten alle Regierungsmitglieder je einen vertraulichen Brief vom provisorischen Staatssekretär für Ernährung. Der Empfänger wurde eingeladen, sich beim Hintertürl des Ministeriums Lebensmittel für seinen persönlichen Gebrauch abzuholen und dementsprechende Geräte mitzubringen. Ich beauftragte zwei Amtsgehilfen. Sie organisierten sich ein Wagerl und brachten beachtliche Mengen Fleisch, Wurst, Butter, Schmalz, Mehl, Griess, Kakao, Wein, Schnaps etc. Die Amtsgehilfen wollten es in meine Wohnung bringen, da es doch für meinen persönlichen Gebrauch bestimmt sei. Mein Auftrag lautete: ins Rathaus, in mein Büro. Ein grosser Teil des Fussbodens war nun damit bedeckt. Die Lieferung wurde unter Aufsicht der Amtsgehilfen und meines ersten Beamten so aufgeteilt, dass die allerbedürftigsten Angestellten meiner Verwaltungsgruppe je den gleichen Teil bekamen. Nach diesem Modus wurden auch die weiteren Lieferungen aufgeteilt. Meine Kollegen in der Landesregierung beschworen mich, das sei doch nur für den persönlichen Bedarf, und ihre Frauen würden ihnen eine Weitergabe gar nicht zugestehen. Ich entgegnete ihnen, derartige Privilegien lehnte ich ab, und meine Vorgangsweise könne vielleicht ein Beispiel geben. Das entspreche einer auch sonst von mir praktizierten Verhaltensweise. Was ich für richtig, vernünftig, menschlich

brauchbar erkannt hätte, das praktizierte ich halt mit Zähigkeit und Geduld, ohne auf Missverstanden- und konventionelles Diffamiertwerden Rücksicht zu nehmen. Mit der Zeit werde sich schon einiges einrenken, und das allgemeine Verständnis sei eine Frage der Verständigungen. Not und Elend von damals zu beschreiben, ist schon oft versucht worden, kann aber wahrscheinlich nicht gelingen, da sie unbeschreiblich waren. Nicht weniger oft wurde aufgezählt, was damals alles an Hilfe einsetzte, unter anderem auch, was man als die vielzitierte christliche Nächstenliebe bezeichnen kann. Zu kurz kommen dabei jedoch die unbekannteren kleinen Leute mit ihrer stillen Tat, und die fanden sich überall.

Mein Ressort im Wiener Rathaus sollte Kulturamt genannt werden, so was gab es aber bereits im nationalsozialistischen Wiener Rathaus. Sofort protestierte ich also gegen eine solche Bezeichnung, die mir schon als Wort ein Ungetüm war. Nie kann und soll ein Amt kulturverantw. Zur Not kann sich ein Amt *für* Kultur und Volksbildung als nützlich erweisen. Die von mir vorgeschlagene Bezeichnung war «Hilfsstelle für Geist, Herz, Körper». Das ging dem ewigen Bürokratius nicht ein. Es war selbstverständlich, dass ich den Sport in allen seinen Arten und Unarten in ein Kulturressort aktiv einbezog. Wenn eine solche Trinität des Kulturmenschen funktioniert, können Kultur und Bildung wachsen aus den Menschen und ihren natürlichen Gruppierungen heraus. Das führt zur Klarheit und nicht zu irgendeiner Transparenz, nicht zuletzt deshalb, weil transparenter nur durchscheinen heisst.

Hier ist alles nur angedeutet. Mögen auch 1945 und die Folgen lehrreich sein für den, der aus der Vergangenheit lernen will. «Bewältigen» wird er sie meines Erachtens nicht, denn bewältigt kann und soll nur die Gegenwart werden mit Blick auf die Zukunft, im Sinn von Weiterleben, von «Überleben ist alles».

Verwurzelt im Vorgestern, gegenwärtig im Heute

I.

Das Besondere der ersten zehn Jahre Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich wahrscheinlich besser erfassen, wenn man sie mit demselben Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg vergleicht. So ist die Erste Republik durch «Übrigbleiben» entstanden, nachdem neun Zehntel der alten Monarchie in geschichtlich bereits verspätete Nationalstaaten abgewandert waren, die Siegermächte aber den Anschluss von «Deutsch-Österreich» an das Deutsche Reich verhindert hatten. Die Zweite Republik hingegen verstand sich von allem Anfang als eine von einer Diktatur befreite postnationalistische Nation, auch wenn sie zunächst in vier Besatzungszonen aufgeteilt blieb. Während in der Ersten Republik bereits am 15. Juli 1927 mit dem Brand des Justizpalastes der Bürgerkrieg zwischen zwei Weltanschauungsparteien ausbrach, der dann nicht zuletzt unter dem Aussen- und Innendruck des Dritten Reiches zur Halbdiktatur des «Christlichen Ständestaates» führen sollte, gelang es 1955 einer Koalitionsregierung, den Siegermächten gegen das Versprechen immerwährender Neutralität den Staatsvertrag abzurufen. Die innenpolitische Voraussetzung für diesen Erfolg war die Wandlung der beiden staatstragenden Parteien gewesen, hier vom marxistischen zum demokratischen Sozialismus, dort von einer konfessionell orientierten zu einer liberal bis konservativ offenen Partei. Diesem Gesinnungswandel war die «Versöhnung der Feinde» in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches vorausgegangen. Trug bis 1935 die politische Polarisierung alle Zeichen eines Kulturkampfes an sich, konnte

schon 1955 die Geltung des Konkordates von 1933, wenn auch modifiziert, festgeschrieben werden. Hatten die Siegermächte des Ersten Weltkriegs die ihrer nördlichen und östlichen Hinterländer beraubte Alpen- und Donau-Republik wirtschaftlich im Stich gelassen und damit den Wiederaufbau so verzögert, dass die folgende Weltwirtschaftskrise das Land zum «Armenhaus Europas» degradierte, so ermöglichte die Einbeziehung Österreichs in die Hilfsaktionen des Marshall-Planes, dass sich Österreich schon in den sechziger Jahren zu einer modernen Industrienation entwickeln konnte.

Lässt sich für die Jahre 1945 bis 1955 eine ähnliche positive, gewiss summarische Rechnung auch im religiösen und kulturellen Bereich aufstellen? Gewiss, die Erste Republik war einerseits Schauplatz des dritten, durch ein marxistisches Freidenkertum angetriebenen Säkularisierungsschubs – ihr waren jene der Aufklärung und des bürgerlichen Liberalismus vorausgegangen –, andererseits war die Kirche durch ihr Bündnis mit der christlich-sozialen Partei (und den damit verbundenen halb kirchlichen, halb politischen Vorfeldorganisationen) in ihrer Mission schwerstens daran gehindert, ihren Heilsauftrag an alle Menschen dieses Landes auszurichten. Umso erstaunlicher war der religiöse Frühling, der nach 1918 im krisengeschüttelten Österreich aufbrach. Mit der jungkatholischen «Neuland»-Bewegung formierte sich jenseits der heillos verfeindeten politischen und ideologischen Lager unter der geistlich-geistigen Führung Michael Pflieglers eine Gruppierung von jungen Katholiken, die versuchten, ihr neues Kirchenbild auch gesellschaftlich wirksam zu machen. Es gehört zu den Verdiensten Kardinal Innitzers und seines Beraters Karl Rudolf, dass alle innerkirchlichen Verdächtigungen – sie reichten bis Rom – abgewehrt werden konnten. (Nach dem kirchlichen Wiederaufbau nach 1945 konnte jener Teil dieser Bewegung, der bereits zu Beginn der dreissiger Jahre

die dem Nationalsozialismus Vorschub leistende Illusion eines «Gesamtdeutchtums» durchschaut hatte, wesentliche Dienste leisten.) Pfliegler war es auch, der zum Hauptgesprächspartner mit den damaligen «Religiösen Sozialisten» wurde. In den damaligen Ansätzen zu einer «Politischen Theologie» war eine Leidenschaft im Spiel, die den «Brückenschlag», wie er heute von der Arbeitsgemeinschaft «Christentum und Sozialismus» versucht wird, in den Schatten stellt. Parallel zur «Neuland»-Bewegung entwickelte sich, von Klosterneuburg ausgehend, die volksliturgische und die Bibelbewegung des Pius Parsch, welche weit über Österreich hinaus sich als Vorläuferin der einschlägigen Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils bewähren sollte. Das zur Beuroner Kongregation gehörende Benediktinerkloster Seckau wieder übte damals auf die liturgiebegeisterte Generation in Österreich eine ähnliche Anziehungskraft aus wie heute das protestantische Mönchskloster Taizé. Nie mehr später waren die Salzburger Hochschulwochen in ähnlicher Weise Arena geistiger Auseinandersetzungen im deutschsprachigen Katholizismus wie in jenen «heissen» Jahren. Von der in Innsbruck beheimateten Zeitschrift «Der Brenner» wird noch in anderem Zusammenhang zu reden sein. Schliesslich muss noch auf die von Johannes Österreicher herausgegebene Zeitschrift «Die Erfüllung» hingewiesen werden. Sie eröffnete – ein Jahrzehnt vor dem Beginn der «Holocaust»-Serie – von katholischer Seite den Dialog mit den Juden. Andere Elemente des kirchlichen Wiederaufbaus nach 1945 sind noch in der NS-Zeit entwickelt worden. So habe ich während des ganzen Krieges einem Kreis um Otto Mauer und den späteren Wiener Studentenseelsorger Karl Strobl angehört, in dem, unabhängig von den Notwendigkeiten der täglichen Abwehr der Unterdrückung, die Zukunft der Kirche in Österreich nach dem Sturz des Regimes nach allen Seiten diskutiert wurde; war uns allen doch die

Erkenntnis gemeinsam, dass eine Rückkehr der Kirche zu ihrer Vorkriegsgestalt eine Geschichtswidrigkeit sein würde. Die bitteren Erfahrungen der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung – es war übrigens die erste in der langen Geschichte der österreichischen Kirche – hatten zwei grundlegenden Einsichten bald in allen Diözesen zum Durchbruch verholfen: Einerseits sah sich das Amt in der Kirche – sie befand sich von 1939 bis 1945 in einem «konkordatsfreien» Raum, weil mit dem «Anschluss» das bisher geltende Konkordat als erloschen betrachtet und das Reichskonkordat auf die «Ostmark» nicht ausgedehnt worden war – auf das bisherige Objekt jeder Seelsorge, die Gläubigen, zurückverwiesen, mehr: zurückgeworfen; andererseits war offenbar die bisherige Hinauszögerung der Mündigkeit der Laien trotz offizieller Beteuerung vom Gegenteil mit schuld daran gewesen, dass sich nach 1938 nur eine beschämend kleine Minderheit zu aktivem Widerstand gegen die Verfolgung bereit fand. Diese Einstellung wieder hatte das oft beklagte Zögern der österreichischen Bischöfe mitverursacht; mussten sie doch im Ernst fürchten, bei schärferen Protesten von der sich duckenden Mehrheit der «katholischen» Österreicher schmählich im Stiche gelassen zu werden. Auch in dem von Karl Rudolf geleiteten Wiener Seelsorgeamt hatte man im Übermächtigsein der Kirche die Notwendigkeit erkannt, künftig die Pastoral sowohl auf das «Prinzip Gemeinde» (Klostermann) als auch auf die Heranbildung von mitverantwortlichen Laien umzustellen. Die Zweiteilung in eine bloss lehrende und in ein bloss hörende Kirche innerhalb der Pfarren und der kirchlichen Standesorganisationen war offenbar schon vor Anbruch des Dritten Reiches an ihr geschichtliches Ende gelangt. Aus einer nachbarocken Volkskirche mit «angeborener», unversuchter, unreflektierter Christlichkeit musste eine neo-urchristliche und doch moderne Bekenntniskirche hervorstechen, wenn die

furchtbare Prüfung der Verfolgung nicht umsonst gewesen sein sollte. Man muss diesen Prozess eines fundamentalen Umdenkens kennen, wenn man die Entwicklung der Kirche in Österreich und, was nicht dasselbe ist, des österreichischen Katholizismus nach 1945 verstehen will.

Ich selbst hatte, weil wehruntauglich, den Krieg in einer Nische des Systems zuerst in der Berufsberatung des Arbeitsamtes Innsbruck, dann in derselben Sparte der Landesarbeitsämter in Wien und Linz überlebt. Dennoch verfügte ich dank eines besonderen Vertrauensverhältnisses, das mich mit Gustav Böhm, dem Präsidenten des Landesarbeitsamtes Oberdonau, verband, über Informationen in politischen und militärischen Dingen, die auch für meine Freunde in Linz und Wien von Nutzen schienen. So hat mir dieser ehemalige Generalstabsoffizier – er nannte mich seinen «Kaplan» – fast jeden Morgen die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen rückhaltlos erläutert und mir über die jüngsten Untaten der Nazis in seinem Arbeitsbereich berichtet. An seiner Seite erlebte ich auch eines Tages als gefasst-fassungsloser Zuschauer das Konzentrationslager Mauthausen in vollem Betrieb. Gauleiter Eigruber liess diesen Mann, der sich von einem nationalsozialistischen Mitläufer wieder zu einem preussisch-protestantischen Konservativen zurückentwickelt hatte, vierzehn Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner standrechtlich erschiessen. Der tapfere Mann, der wahrscheinlich vorher gefoltert worden ist, hat mich nicht verraten. Rückblickend möchte ich sagen, dass die aus meiner beruflichen Stellung gewonnenen Erfahrungen in jenen Jahren mich für immer in der Überzeugung bestärkt haben, dass Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden im Leben des einzelnen Volkes wie der Völker untereinander eine unteilbare Einheit bilden müssen, dass auf die Dauer eine Demokratie nur dann einer Diktatur überlegen ist, wenn sie auf einem möglichst eindeutig formulierten Konsens über

Werte und Normen beruht und dass ein politischer Gegner nie mehr ein politischer Feind werden darf.

II.

Was unterschied nun den kirchlichen Wiederaufbau zwischen 1945 und 1955 vom eingangs angedeuteten religiösen Frühling nach 1918?

Als ich Ende 1945 nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich ähnlich wie im übrigen Österreich einen merkwürdigen Umschlag der öffentlichen Meinung vor. Schon lange nicht mehr war die Kirche in einem so hohen Ansehen gestanden wie in den ersten zehn Jahren des Wiederaufbaus; hatte sie sich doch – und nicht nur in Tirol und Vorarlberg – als die relativ stärkste Kraft des geistig-moralischen Widerstands gegen die nationalsozialistische Diktatur erwiesen. Vergessen schien freilich, was dieselbe Kirche zwischen 1938 und 1945 ihrer Sendung schuldig geblieben war, als sie, um nur das Schwerwiegendste zu nennen, im Gegensatz etwa zu den holländischen Bischöfen zur Austreibung und Ausmordung der Juden geschwiegen hatte. (Man wird den damaligen österreichischen Bischöfen zugute halten dürfen, dass auch die deutschen Bischöfe – mit Ausnahme Galens in Münster – den einzig richtigen Zeitpunkt für lebensrettende öffentliche Proteste versäumt hatten.) Dies war nur ein Teil der allgemeinen Mitschuldverdrängung, die für jene Nachkriegsjahre charakteristisch ist; hatten sich doch nach der Kaltstellung prominenter Österreich-Nazis, wie des Hauptmanns Leopold, des Dr. Wilhelm Wolf, des Dr. Fritz Flor u.a., nicht wenige unserer Landsleute im SD, in der Gestapo, in der SS – es sei nur an Eichmann erinnert – als willige Handlanger des NS-Terrors sowohl gegen Angehörige des eigenen Volkes wie anderer Völker bereit finden lassen. Dass das fällige öffentliche Bekenntnis

des Mitschuldiggewordenseins in jenen Jahren ausgeblieben ist, geht der Zweiten Republik bis heute nach. Daran ändert nur wenig die Tatsache, dass nicht wenige Österreicher in der Nazi-Zeit ihre Treue zum Glauben oder zum Vaterland oder zu beiden am Galgen oder unter dem Fallbeil bekundet haben. Noch heute scheinen der Mehrzahl der Österreicher militärische Helden verehrungswürdiger zu sein als jene Märtyrer aus religiösen oder/und politischen Gründen. Kehren wir zur Kirche zurück! Hätten wir, die sehend gewordenen Überlebenden, die von der überzeitlichen Mission der Kirche jetzt mehr denn je erfüllt waren, ihr, als die Stunde der Befreiung auch für sie schlug, unseren Einsatz vorenthalten dürfen? Bestand sonst nicht die Gefahr, die Chance eines grundlegenden Neuanfangs für lange Zeit zu versäumen? Auch meine Tiroler Freunde wussten sich von Bischof Paulus Rusch, der damals an der Spitze der Apostolischen Administratur Innsbruck-Feldkirch stand, ermutigt und ermächtigt, zunächst Männer – von den Bauern bis zu den Arbeitern – zur Mitverantwortung für eine sich erneuernde Kirche aufzurufen und für einen zeitgeforderten Dienst an einer nachtotalitären Gesellschaft auszubilden; denn am Versagen breiter Schichten des «katholischen» Österreich während des NS-Regimes war nicht nur das Versäumnis des rechtzeitigen Überstiegs von einer Volks- zu einer Bekenntniskirche schuld gewesen, sondern auch die indirekten Zwänge eines Systems, das den isolierten Einzelnen, wenn er sich nicht heroisch wehrte, in sein sündiges Sozialgeflecht förmlich hineingesogen hatte. Dies konnte sich, wenn auch unter anderen Vorzeichen, jederzeit wiederholen. Drei Aufgaben verschränkten sich gleichrangig in dem grossgedachten Erneuerungsprogramm von Bischof Rusch: der Umbau der Pfarren zu echten Christengemeinden durch einen spirituell zu erneuernden Klerus, die Erweckung der Laien zu gewissenheitsgebildeten Gliedern der Kirche und – nicht

zuletzt – die Verwirklichung eines «christlichen» Sozialprogramms. Gewiss, man hatte sich damals – Jahre vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil – noch nicht durchgerungen zur Anerkennung der relativen Autonomie der Kultursachgebiete und ihres reziproken Verhältnisses zur geforderten Mündigkeit der Laien in einer nachchristlichen, d.h. säkularisierten Gesellschaft, deren Umrisse sich bereits abzuzeichnen begannen, aber in der damaligen Euphorie von uns noch nicht ernst genug genommen wurden. Wir waren, obwohl wir die Schriften von Ernst Michel, Ludwig Neundörfer u.a. noch vor dem Kriege studiert hatten, auch nicht völlig gefeit gegen die Versuchung eines verspäteten Integralismus, als ob es, wenn schon nicht eine «katholische», so doch eine eindeutig vorausbestimmbare «christliche» Politik, «christliche» Kunst, «christliche» Dichtung usw. geben müsste. Wir hatten uns auch, was unser Verhältnis zu Bischof und Klerus betraf, noch nicht vom innerkirchlichen Dirigismus des italienischen Modells einer «Katholischen Aktion» völlig freigemacht. Es käme aber einer völligen Verzeichnung der geschichtlichen Wirklichkeit gleich, in dem kirchlichen Aufbruch nach 1946 das Geschichtsbedingt-Restaurative gegenüber dem Geschichtsfällig-Innovatorischen zu stark zu betonen; dennoch ist damals jene Schicht von Priestern und Laien ausgebildet worden, welche derzeit die Kirche in Österreich durch die bisher härteste Welle der Säkularisierung trägt.

Es fällt mir nicht leicht, die Atmosphäre jener Zeit, in der Ruinenabtragung, Umbau und Neubau untrennbar miteinander verbunden waren, angemessen zu beschreiben. Sonntag für Sonntag fuhren wir, eine Handvoll Männer, in überfüllten Zügen und Postautos hinaus in die tirolischen Kleinstädte, Märkte und Dörfer, um bei sogenannten Laientagen in rauchigen Wirtsstuben oder eiskalten Pfarrheimen hörwillige christliche Männer zu tatwilligen zu

machen. Wir beschworen sie, als Getaufte und Gefirmte einerseits bei der Wiederverlebendigung der Gemeinden mitzuhelfen, andererseits sich im wiedergewonnenen Freiheitsraum des öffentlichen Lebens zu christlichen Prinzipien zu bekennen. Darüber hinaus traf sich in meinem Arbeitszimmer die sogenannte Freitagrunde. Ihr gehörten an die Laintagsredner, die Redakteure des «Volksboten», des nachmaligen «praesent», und unser Spiritual, der unvergessliche Franz Braunshofer S. J. Wie von selbst gerieten wir, als Gruppe parteiunabhängiger Katholiken, nicht zuletzt ich selbst als bevorzugter Leitartikler dieser Zeitung, immer wieder in Konflikt mit dem konservativen Flügel der Tiroler ÖVP, der noch immer nicht die Vorstellung aufgeben wollte, de facto die politische Alleinvertretung der Katholiken unseres Landes innezuhaben. Das Zwielfichtige der Situation bestand auch darin, dass nicht wenige politische Akteure in allen Lagern glauben machen wollten, sie seien, weil sie ihre ehemalige nationalsozialistische Parteizugehörigkeit wie eine Maske abgelegt hatten, wieder echte Christlich-Soziale usw. geworden. Die weitgehende Pardonierung durch die Zweite Republik – oft auf Fürbitten der Kirche hin – wurde nicht immer mit der gebotenen Zurückhaltung honoriert.

Die Schicht jener Politiker aber in allen Parteien und Rängen, die, weil in jeder Weise unbelastet, das Werk des Neubaus der Zweiten Republik zu leisten fähig und bereit waren, erwies sich offenbar doch als zu schmal, gar nicht davon zu reden, dass allein schon durch Krieg, Terror und Holocaust das Gesamtpotential der Nation an Begabungen und Charakteren wesentlich verringert war. Schon damals mussten Klarblickende erkennen, dass mindestens noch zwei Generationen an den geistig-moralischen Folgewirkungen des NS-Regimes zu tragen haben würden. So ist z.B. die Indolenz eines Grossteils der heutigen Eltern- generation in Fragen der religiös-sittlichen Erziehung auch

als eine Spätfolge des vierten, des nationalsozialistischen Säkularisierungsschubs zu werten.

Es lag offenbar in der Konsequenz der einmal übernommenen Aufgabe, dass ich sehr bald vom Vorsitzenden der katholischen Männerbewegung zur selben Funktion in der «Katholischen Bewegung», der späteren Katholischen Aktion, aufrückte und in dieser Eigenschaft in das Präsidium der Katholischen Aktion Österreichs entsandt wurde. Auf dieser Ebene bin ich dann meinen alten Freunden Otto Mauer – er war damals Geistlicher Assistent der Katholischen Aktion Österreichs-, dem Hochschuleelsorger Karl Strobl, dem späteren Pastoraltheologen Ferdinand Klostermann u.a. begegnet. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, gemeinsam mit Gleichgesinnten und österreichweit die Erkenntnisse zu verwirklichen, die uns während der Nazi-Herrschaft und des Krieges in ungezählten Diskussionen erwachsen waren. Ein erster Anlauf gelang uns bei der Vorbereitung des Ersten österreichischen Katholikentags der Nachkriegszeit (1952), der unter dem Motto «Eine freie Kirche in einem freien Staat» stehen sollte. Dies geschah im Frühjahr desselben Jahres bei der Mariazeller Studientagung. Während P. Karl Rahner über «Würde und Freiheit des Menschen» zu den Delegierten sprach, hatte ich über «Die Situation der Kirche in Österreich» zu berichten. Wohl alle Teilnehmer dieses denkwürdigen Besinnungstreffens haben damals begriffen, dass die Kirche in Österreich an einem Wendepunkt stand, von dem es keine Rückkehr mehr gab zu einem spätjosephinischen Staatskirchentum, zu einem Protektorat durch eine «katholische» Partei und schon gar nicht mehr in die Sackgasse eines «christlichen Ständestaates», was aber nicht zu einem prinzipiellen Rückzug der Christen aus der Politik führen sollte. Schon in Mariazell wurde in einem Studienkreis ausgesprochen, dass Österreich auch in erwartbarer Zukunft nicht mehr als «katholisches» Land angesehen wer-

den dürfe. Aber wir ahnten noch nicht, dass uns österreichischen Katholiken im Zusammenhang mit dem ökonomisch-technologischen Wiederaufbau der fünfte Säkularisierungsschub, der einer weithin agnostischen und permissiven Wohlstandsgesellschaft und eines den Einzelnen allzuoft entmündigenden Wohlfahrtsstaates, erst bevorstand. Gegenüber dem unter der Schutzformel «Pluralistische Gesellschaft» anwachsenden pragmatischen Atheismus, der damals schon im Begriffe stand, den ideologischen in den Hintergrund zu drängen, indem man die Toleranz gegenüber Personen mit Neutralismus gegenüber Ideen und Werten verband, und im Hinblick auf die Bewältigung dieser von Grund auf veränderten religiös-sittlichen Situation griff das in Mariazell erarbeitete Konzept einer als realistisch ausgegebenen Seelsorge offenbar zu kurz. Auch noch beim nächsten Nachkriegs-Katholikentag in Salzburg 1962 war ich für einen Arbeitskreis mit dem Referat «Die Existenz des Christen in einer nichtchristlichen Welt» engagiert worden. Die darin entwickelten Gedanken verstanden sich als Versuch, die grandiose Theologie der Charismen und ihres Verhältnisses zum Amt in der Kirche, die Karl Rahner in seinem Vortrag «Löscht den Geist nicht aus!» vor dem Plenum von Vertretern aus allen Diözesen ausgebreitet hatte, zu konkretisieren.

Noch ist die Kirchengeschichte der Jahrzehnte nach 1953 bzw. nach 1945 nicht geschrieben worden, aber eines darf wohl heute schon gesagt werden: Der Schwung und der Ernst der ersten zehn Nachkriegsjahre, auch wenn er sich an Tiefe und Unbedingtheit mit dem religiösen Frühling nach 1918 nicht vergleichen lässt, hat trotz einer Reihe von Teilerfolgen nicht ausgereicht, in der Kirche Österreichs und unter den österreichischen Katholiken einen scheinbar unausrottbaren Hang zu geistlich-geistiger Mittelmässigkeit zu überwinden und voll auf die Höhe des Zweiten Vatikanischen Konzils zu gelangen. Sonst hätte es in den

Folgejahren nicht zur Hinausschweigung so prophetischer Geister wie Michael Pfliegler, August M. Knoll, Ernst Karl Winter, August Zechmeister, Friedrich Heer und Otto Mauer kommen dürfen.

III.

In einer Beziehung hatte in diesen zehn Jahren Tirol gegenüber den drei anderen Besatzungszonen einen relativen Vorsprung. Von allem Anfang öffneten die Franzosen das Fenster zu jenem Teil der westlichen Kultur, der uns damals näherstand als der englisch-amerikanische. Dazu kam, dass der erste Leiter des Französischen Kulturinstitutes, Maurice Besset, sich mit einer Grossmütigkeit, die uns immer wieder erstaunte, bereit fand, eine Brücke zu schlagen zwischen dem *renouveau catholique* und den schon erwähnten Trägern einer religiösen Erneuerung. Diese in der Form lose Zusammenarbeit kam insbesondere dem 1946 gegründeten Katholischen Bildungswerk zugute, das sich sehr bald zur spektakulärsten Bühne des geistigen Lebens entwickeln sollte. Wer es damals nicht selbst erlebt hat, wird es heute kaum nachempfinden können: Wie im kreatürlichen Bereich hatten das Brot und der Wein des Geistes für viele Menschen von damals einen unerhörten Geschmack und Duft. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen wurden in neuer Intensität erlebt. Das Dasein erschien voll einlösbarer Versprechungen, über allem lag Morgenschein. Die Säle der theologischen Fakultät vermochten kaum die Zuhörer zu fassen, die bereit waren, sich auf ungewöhnliche Gedankengänge und auf neue Perspektiven einzulassen. Diese Form katholisch orientierter Erwachsenenbildung besass in jener Umbruchszeit einen moralischen Kredit beim Publikum, den sie später nie wieder erreicht hat.

In solchen Zeiten wie jenen traten im Bildungs- und im kulturellen Bereich so manche Ruinenbaumeister und Wolkenarchitekten hervor, aber die katholisch orientierte Erwachsenenbildung, welche damals nicht unwesentlich von Tirol aus beeinflusst wurde, hat sich bis zum heutigen Tage behaupten können. Bereits am 6. Februar 1946 sprach im Rahmen des eben gegründeten Katholischen Bildungswerkes Innsbruck Abbe Rupp aus Paris über «Gegenwartsfragen im Lichte des Glaubens». Schon am 2. Juli 1947 gab Olivier Messiaen ein Klavierkonzert aus eigenen Werken. Zwei Vermittler französischen Christentums und französischen Schrifttums sind mir noch heute in dankbarer Erinnerung: Espiau de la Maestre und Paulus Lenz-Medoc. Zur Unvergleichbarkeit der geistigen Situation Tirols nach 1945 gehörte auch das Wiedererscheinen des «Brenner». Noch immer zeichnete Ludwig von Ficker, ähnlich wie Karl Kraus bei seiner «Fackel», als alleiniger Herausgeber. Diese Zeitschrift war schon in ihrer zweiten Periode und erst recht in ihrer dritten zu einem Raum stellvertretender geistig-religiöser Entscheidung geworden. Ihr existentieller Ernst hätte es ihr nie erlaubt, wie es heute vielfach üblich geworden ist, sich aus prinzipieller Unentschiedenheit mit blosser «Information» oder «Bewusstseinsbildung» der Leser zu begnügen oder Literatur gar zur Vorstufe einer «direkten Aktion» umzupolen. Der «Brenner» war, solange er seinen Lesern bald einleuchtete, bald heimleuchtete, eine strikt unwissenschaftliche, unpolitische und unpädagogische Zeitschrift, liess sich aber ebensowenig in einer ästhetischen oder philosophischen oder theologischen Kategorie unterbringen. Diese Zeitschrift hatte eigentlich nie ein Programm. Es war der «Augenblick» der Wahrheit, von dem der «Brenner» sich jeweils ergreifen liess, um andere zu ergreifen. Fern aller Willkür menschlichen Eigensinns, suchte er den Blick allein auf die Wahrheit zu lenken, wie sie sich vom dunklen Grund des Menschen und der Zeit

abhob, um jedem über den Kopf zu wachsen, der ihrer im Herzen mächtig geworden war. Der «Brenner» stellte so ein Dokument menschlicher Besinnung dar, als solches aber war er schon bald nach dem Ersten Weltkrieg ein einzigartiges Zeugnis für die Wirklichkeit des Christlichen in unserer Zeit geworden. Als zwischen 1946 und 1954 die letzten drei Folgen erschienen waren, fragten sich freilich manche seiner Leser, ob der «Brenner» dieser letzten Phase nicht doch sein geistiges Gesicht insofern geändert habe, dass er anstelle prophetischer zum Träger mystischer Christlichkeit geworden sei, weil das apokalyptische Element gegenüber dem eschatologischen allzu stark in den Vordergrund gerückt schien. War er blind geblieben gegenüber der biblischen Neuorientierung gerade der katholischen Theologie? Hatte sich vielleicht der «Brenner» an eine Randzone der durch das Zweite Vatikanum beschleunigten innerkirchlichen Erneuerungsbewegung manövrieren lassen? Hatte derselbe «Brenner» im Denken nur mehr konservativen Nachzüglern das Wort gegeben, statt sich und seine Leser kritisch-unterscheidend den neuen Erkenntnissen vor allem in der philosophischen Anthropologie auszusetzen? Und was die Dichtung in diesen letzten Folgen anging, war Fickers in vielen Jahrzehnten bewährtes Sensorium für das «alte Wahre» *und* das «echte Neue» inzwischen ertaubt? Solchen und ähnlichen Vorwürfen gegenüber muss aber dreissig Jahre nach dem Ende des «Brenner» betont werden, dass vor allem die letzte, XVIII. Folge, die als geistiges Testament des Herausgebers zu betrachten ist, noch immer von einer tiefen, aus dem Glauben an die Auferstehungsmacht des Reinen, Wahren und Guten geschöpften Zuversicht getragen ist. Der Entschluss Fickers, mit dem Jahr 1954 den Schlusspunkt seiner Zeitschrift zu setzen, war nach seinen eigenen Worten auch durch die Erkenntnis bestimmt, dass ihm neue Zeitschriften wie «Wort und Wahrheit» durchaus

geeignet erschienen, die bis zu dieser Stunde vom «Brenner» durchgehaltene Mission in einer sich verändernden Welt legitim fortzuführen.

Immerhin war damals – wieder über Tirol hinaus – mit Ficker und seinem «Brenner» für eine neue Generation wenn auch kein unmittelbares Vorbild, so doch ein verpflichtender Massstab für geistige und sprachliche Gewissenhaftigkeit gesetzt. Vielleicht wird man einmal später feststellen, dass der «Brenner» in seiner dritten Phase dennoch die Vision Johannes' XXIII. von einer erneuerten Kirche und die nachkonziliaren charismatischen Bewegungen in vieler Hinsicht vorweggenommen hat. Schon jetzt lässt sich absehen, dass die Folgewirkungen dieser Zeitschrift noch lange nicht abgeschlossen sind. Ich verweise nur auf den «Denker des Wortes und der Liebe», Ferdinand Ebner. Jedenfalls begann schon in dieser Nachkriegszeit unter der Patronanz Fickers und mit Hilfe unseres gemeinsamen Freundes Otto Müller der Aufstieg Georg Trakls in die Weltliteratur.

IV.

Ich breche ab. Gewiss ist es heute noch zu früh, ein Fazit jener bewegten Jahre zu ziehen, aber wenn ich sie noch einmal mit den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg vergleiche, wirken sie im kulturellen Bereich, aufs Ganze gesehen, in vieler Hinsicht epigonenhaft und eklektizistisch. Zeichen dessen sind die zahllosen Jubiläen, mit denen wir Österreicher ununterbrochen unsere Vergangenheit feiern. Dies mag freilich auch davon herrühren, dass in der Nazi-Zeit der noch aus der alten Monarchie herübergerettete Rest tieferer Begabungen und entschiedenerer Charaktere vertrieben oder überhaupt ausgelöscht worden ist. Man vergleiche nur den jüngst von Kristian Sottriffer herausgegebenen Band

«Das grössere Österreich» mit vorläufigen Summarien, welche nicht nur die Zeit von 1945 bis 1955, sondern, darauf aufbauend, bis zur Gegenwart darzustellen und zu werten versuchen. Ausgeblieben ist bis zur Stunde die grosse, die gründliche Bewältigung unserer Geschichte seit 1918. Dies ist wohl auch der Grund, warum die geschichtlichen Erfahrungen der heute noch im Vordergrund agierenden älteren Generation nicht in einem aufgeklärten Patriotismus fruchtbar werden konnten. Ausgeblieben ist auch die längst fällige Reform unserer Nachkriegsdemokratie («*democratia est semper reformanda aut non!*»). Brauchen wir uns wundern, wenn heute ein Teil der jungen Generation sich ahistorisch und apolitisch verhält, ein anderer im Politischen utopisch eingestellt ist und die plebiszitäre Form der Demokratie der repräsentativen vorziehen möchte?! Die kulturelle Betriebsamkeit, deren Zeugen wir landauf, landab sind, hat vielfach zu einer Selbstmusealisierung der Österreicher geführt, auch wenn postmoderne Neuanfänge in der bildenden Kunst und in der Architektur öfter zu verzeichnen sind als in Musik, Theater und Literatur.

Es hat sich herausgestellt, dass die Zeit von 1945 bis etwa 1960, religiös gesehen, nur eine Atempause zwischen dem vierten und fünften Säkularisierungsschub war. Sehr bald wurde die Kirche in Österreich der Schauplatz zweier auf den ersten Blick gegenläufigen Entwicklungen: einerseits der schmerzhaften Verringerung zu einer glaubensbewussten Minderheit, andererseits des ganz Europa übergreifenden Gestaltwandels der Kirche im Sinne einer Re-Evangelisierung. Dabei sind die religiösen und sittlichen Einbussen, die unsere ganze nachkatholische österreichische Gesellschaft als Folge innerer Verarmung bei gleichzeitigem Wachsen äusseren Reichtums in den beiden letzten Jahrzehnten erlitten hat, nicht mehr zu übersehen. Waren die Erneuerungsimpulse der ersten zehn Jahre doch zu

schwach, der Anlauf zu kurz? Müssen wir Österreicher insgesamt, ob Christen oder Nichtchristen, noch einmal und tiefer Atem holen, um den Herausforderungen der Zukunft gewachsen zu sein?

Abschied und Wiederkehr

Noch heute steht das in unverminderter Schärfe vor mir. Noch heute, nach fast fünfundvierzig Jahren. Am 11. März 1958 verliessen wir, meine Eltern und ich und natürlich auch unser Dackel (denn wo hätte ich den in dieser Eile unterbringen sollen?), mit der Westbahn Wien. Auf der Landstrasse marschierte währenddessen in entgegengesetzter Richtung die deutsche Wehrmacht ein.

Am Vorabend hatte es noch eine erregte Auseinandersetzung zwischen Vater und mir gegeben. Ich hatte gedrängt, es sei keine Zeit zu verlieren. Mutter, sonst immer so tatkräftig, war völlig gebrochen auf der Couch zusammengesunken, unfähig, an unserem Gespräch teilzunehmen: «Macht, was ihr wollt.» Vater hatte sich geweigert: «Man verlässt nicht seine Freunde in solcher Situation. Sie werden mich brauchen.» Darauf ich: «Dich, den Juden, den Sozialdemokraten, über den aus dem Jahre 1934 eine Akte im Landesgericht liegt!» Ich kam mir schäbig und roh vor, ihm seine Ohnmacht ins Gesicht zu schreien, aber ich hatte keine andere Wahl. «Die Gestapo wird sich deine Akte holen und dann dich!» Ihm war nur daran gelegen, mich abzuschütteln und weiter Auslandsnachrichten im Radio zu hören. Er sagte: «Wenn wir auf die Bahn kommen und man uns dort die Pässe fortnimmt, sind wir schlechter dran als zuvor.» Dem liess sich schwer widersprechen. Um mich loszuwerden, sagte er noch: «Wenn du durchaus willst, kannst du dich ja montags im Verkehrsbüro erkundigen, ob es überhaupt noch Züge nach dem Westen gibt, dann wollen wir weitersehen.»

Wie sollte ich ihn von hier loseisen? Aber plötzlich kam mir der rettende Einfall. Mit meiner sanftesten Stimme sagte

ich einschmeichelnd und scheinheilig: «Du wolltest doch schon immer mal deine Schwester besuchen. Tante Josephin wird sich freuen, uns alle wiederzusehen. Und nach ein paar Tagen, wenn der ganze Rummel vorbei ist», fügte ich gegen meine Überzeugung hinzu, «können wir ja wiederkommen.» Da hatte ich es geschafft. Wir fahren.

In der Bahnhofshalle war nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Die Abfertigung am Schalter vollzog sich wie auch an anderen Tagen. Die Bahnbeamten trugen ihre übliche Uniform. Keine Männer mit Hakenkreuz-Armbinden waren zu sehen, keine Hakenkreuzfahnen. Die Maschinerie war offenbar noch nicht in Gang gekommen. Auf dem Bahnsteig und im Zug viele Freunde und Bekannte. Aber wie auf Verabredung grüsste keiner keinen, nur mit den Augen gab man einander zu verstehen, dass man wusste, dass man gemeinsam ins Ungewisse fuhr. Würden sie uns aus Österreich hinaus und in der Schweiz hereinlassen? Das war die grosse Frage. Im Abteil war der Dackel auf Mutters Schoss eingeschlafen, ein trügerisches Idyll. In die Ecke gedrückt an der Tür sass ein Herr, sichtlich darum bemüht, möglichst unauffällig zu wirken. Aber er konnte es nicht verhindern, dass ihm der Schweiss von der Stirn lief und er unentwegt mit einem Taschentuch darüberwischen musste. Er unterbrach diese Tätigkeit nur zuweilen, um sich aus einem Fläschchen Pillen in die hohle Hand zu schütten und sie alle auf einmal hinunterzuschlucken. Dann zog er sich seinen neben ihm hängenden Mantel wie einen Vorhang vor das Gesicht und gab vor, zu schlafen. Einen Schlafenden konnte man doch wohl nicht mit Fragen belästigen, etwa seine Papiere verlangen. Und wirklich ist er durch diese kläglich-komische Taktik (oder trotz ihr) bis in die Schweiz gelangt.

In Linz holte man jemanden aus dem Zug, ein Kriminalbeamter in Zivil, ohne Insignien der neuen Macht. Noch wollte man offenbar Aufsehen vermeiden. Mein Vater hatte

längst die stillschweigende Übereinkunft, wonach man keine Gespräche führen sollte, durchbrochen und sich im Gang des Zuges mit dem Mann unterhalten. Ein Kollege, der während des Ständestaates Schutzbündler und Kommunisten verteidigt hatte. Vielleicht selbst ein Kommunist? Als er abgeführt wurde und ausstieg, sagte mein Vater laut in seiner altmodischen Art und zog dabei den Hut: «Meinen Respekt, Herr Kollege.» Ich erstarrte. Gleich würde man auch uns mitnehmen. Nichts dergleichen geschah. Ab Innsbruck stiegen auf jeder Station Skiläufer zu und brachten Urlaubsstimmung, Gelächter und Gedränge in den Zug. Wussten sie denn nicht, was vorging, oder wollten sie sich nur ihre Ferien nicht zerstören lassen? In Buchs zuerst die übliche österreichische Passkontrolle. Ein banger Moment. Nach einem kurzen Blick in unsere Papiere bekamen wir sie gestempelt zurück. Auch der Pillenschlucker wurde abgefertigt und nicht inkommodiert. Nachdem auch die Schweizer Beamten durchgegangen waren, durfte ich aussteigen. Höchste Zeit für unseren Dackel. Auf einem Nebengeleis rangierten zwei Eisenbahner Waggons. Als sie fertig waren, sagte der eine, sichtlich ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnehmend, zum anderen: «Wir sind Sozis und wir bleiben's.» Darauf der andere, halb zu mir gewendet und wie entschuldigend: «Aber jetzt wird's auf lange Zeit kuschen heissen.» Wie ein letzter Gruss kam mir das vor. Wie viele Kämpfe hatte mein Vater im Laufe der Jahre als Anwalt der Eisenbahnergewerkschaft erfolgreich für sie durchgefochten.

Als ich in unser Abteil zurückkehrte, war bei unserem Pillenschlucker offenbar eine Schleuse geborsten. Er überschüttete meine Eltern mit seinem Redeschwall. Der Riss war quer durch seine Familie gegangen. Der Sohn war triumphierend mit einem Flugzettel ins Zimmer gestürzt und hatte gerufen: «Endlich, endlich ist es soweit.» Die Schwiegermutter, Witwe nach einem General der k.u.k.

Armee, hatte ihn hinausgeworfen und gerufen: «Nur Kaiser Otto kann uns retten!» Seine Frau hatte ihm rasch ein paar Sachen zusammengepackt und ihn aus der Tür geschoben, da war kein Augenblick zu verlieren. Er selbst war ein Funktionär der Vaterländischen Front, ein Gegner, einer von denen, die Vaters Existenzverlust mitverschuldet hatten. Vater sagte ihm das lächelnd und stellte sich vor. Danach schüttelten die beiden Herren einander die Hand.

Noch einen Schreck hatten wir zu überstehen. Dabei befand sich der Zug bereits auf Schweizer Boden, aber das war uns in diesem Augenblick gar nicht recht klar. Jemand schob lärmend die Tür des Abteils auf, und im Türrahmen stand ein mächtiger Mann mit einer mächtigen Hakenkreuzbinde, der erste seiner Art, den wir zu sehen bekamen. «Herr Dr. Freundlich?» Vater bejahte. Jetzt ist alles verloren, dachte ich. Der Pillenschlucker war rasch hinter seinem Mantelvorhang verschwunden. «Meine Verehrung, Herr Doktor», begann mit einem tiefen Bückling der Schreckerreger. «Meine Verehrung. Was für ein Glück, dass ich den Herrn Doktor hier treffe. Mein Bruder ist nämlich ein Filmnarr, und da hab' ich mir denkt, ob der Herr Doktor nicht ein gutes Wort für ihn bei der Kiba einlegen könnt'.» Ach, der Schreckerreger, er hatte so gut für seine Zukunft gesorgt, hatte gewiss schon seit langem sein Parteibuch in der Tasche. Aber dass die Vergangenheit ganz und gar vergangen war, das hatte er noch nicht wahrgenommen. Die «Kiba» war ein Filmunternehmen, das der Arbeiterbank (der heutigen Bank für Arbeit und Wirtschaft) gehörte, deren Präsident Vater bis 1954 gewesen war, ehe man ihn ins Gefängnis gesteckt hatte. Vater versprach, sich des Bruders anzunehmen, der möge sich bei ihm melden, in etwa vierzehn Tagen werde er wieder zurücksein. Mit vielen Dankbezeugungen und Bücklingen zog sich der Schreckerreger zurück. Der Pillenschlucker konnte seine unterbrochene Familientragödie zu Ende erzählen.

So erreichten wir Zürich und schliesslich Paris, wo wir uns noch etwas über zwei Jahre vergleichsweise ungestörten, wenn auch eingeschränkten Lebens erfreuen durften. Dann freilich gab es eine beschwerliche Flucht: Der Dackel wollte nicht über die Pyrenäen, die Disteln stachen ihn in die Pfoten, ich musste ihn unter den Arm nehmen, der Nazistiefel dabei immer knapp hinter uns. Am 26. November 1940 erreichten wir schliesslich die rettende Küste der Vereinigten Staaten. Es war Mutters 60. Geburtstag.

Als ich im Mai 1950 wiederkam, mit Günther Anders, den ich in der Emigration, in New York, kennengelernt und geheiratet hatte – meine Eltern waren in Zürich geblieben, wo sie ihre besten Freunde hatten da gerieten wir mitten in den Kalten Krieg. Aber obwohl wir einen Vorgesmack von dieser Hexenjagd bereits im Amerika McCarthys bekommen hatten, als man immer mehr In- und Ausländer, auf die das Land eigentlich allen Grund gehabt hätte, stolz zu sein, vor das «Committee Against Un-American Activities» zitierte, darunter gute Freunde von uns, merkten wir das in Wien erst sehr allmählich. Zunächst liessen wir uns durch die Stadt treiben, sie war mir völlig fremd geworden. Die Häuser schienen mir zusammengeschrumpft, ich hatte eben lange zwischen Wolkenkratzern gelebt; so schäbig waren sie, verwahrlost, rauchgeschwärzt, mit hässlichen Narben von Einschüssen, abgeblättert der Verputz. Dazwischen Ruinen, wenn auch nicht jene Trümmerfelder, die wir zuvor in München und Frankfurt gesehen hatten. Schäbig waren auch die Menschen gekleidet, scheel und misstrauisch ihr Blick, wenn man mit ihnen ins Gespräch zu kommen suchte. Wir waren ja «die reichen Amerikaner» und obendrein noch Juden. Alle Amerikaner waren Juden, dieser Herr Rosenfeld, wie die Nazis Roosevelt nannten, hatte ihnen das alles eingebrockt, die Chronologie war ihnen ein wenig durcheinandergeraten. Und

dennoch: Auf dem Heldenplatz schäumte der Flieder wie eh und je und wusste nicht, was sich hier zugetragen hatte; in der Hauptallee reckten die Kastanien ihre weissen und roten Kerzen in ihrer ganzen Pracht in die Luft, und das alles überfiel mich mit seligem Schreck und machte mich wehrlos gegen vieles andere.

Die «Burg» spielte im «Ronacher», die «Oper» im «Theater an der Wien», von den Gebäuden stand nur noch ausgebranntes Gemäuer. Wie hatte ich mich drüben nach Klassiker-Aufführungen geseht. Nun hörten wir von der Bühne einen Tonfall, der uns pathetisch, hohl, nicht glaubwürdig klang, sahen wir Gesten, die sich alle am Gehaben des Führers angesteckt hatten. Dabei waren wir gewiss manchmal auch ungerecht, wir hatten uns eben an angelsächsisches Understatement gewöhnt.

Für dieses Unbehagen am Theater wurde man voll entschädigt, betrat man das «Neue Theater in der Scala», kurz «Scala» genannt, ein von der sowjetischen Besatzungsmacht und der KPÖ finanziertes Haus. Wer Staatsbeamter war oder irgendein öffentliches Amt bekleidete, konnte es sich nicht leisten, sich dort sehen zu lassen. Man boykottierte dieses Haus. Nichtsdestoweniger und merkwürdigerweise war es fast täglich ausverkauft. Die «Scala» spielte acht Jahre lang, von 1948 bis 1956. Danach erneuerte die Stadt Wien die Konzession nicht wieder, das fiel schon in die Zeit nach dem Staatsvertrag. Später wurde das Haus abgetragen. Keine Gedenktafel sollte an die ruhmreiche Zeit dieses hervorragenden Theaters erinnern. Von denen, die das Theater geleitet hatten, ging Wolfgang Heinz in die DDR, Karl Paryla musste viele Jahre warten, ehe man ihn, zunächst in Salzburg, dann doch auch in Wien, wieder auftreten liess. Andere Mitglieder des Ensembles engagierte man später sogar ans Burgtheater und verzieh ihnen stillschweigend, dass sie «fremden Herren» gedient hatten.

Wir nahmen Kontakte mit alten Freunden auf und machten

neue Bekanntschaften, aber es dauerte eine ganze Weile, ehe das gegenseitige Misstrauen überwunden war. Nur Viktor Matejka gegenüber hatte ich keinerlei Bedenken. Stürmisch flog ich ihm beim Wiedersehen an den Hals. Er war der letzte gewesen, von dem ich mich 1938 verabschiedet hatte, bei einer Gewerkschaftsversammlung, bei der er zur Einigung der Arbeiterschaft und zum Widerstand aufgerufen hatte. Danach war ich in die Freiheit entkommen, er war mit dem heute schon legendär gewordenen ersten Transport nach Dachau gebracht worden.

Aus allen Gesprächen, die ich nach meiner Rückkehr mit Bekannten und Unbekannten aus allen Schichten der Bevölkerung geführt habe, ergab sich für mich als Fazit: Wenn ich hier wieder Fuss fassen wollte, wenn ich glaubwürdig sein sollte, dann musste ich meine österreichische Staatsbürgerschaft zurückerwerben. Ich begab mich also aufs Rathaus. Wissen sollte man in diesem Zusammenhang, dass dies für naturalisierte Engländer beispielsweise kein Problem war, sie konnten beide Staatsbürgerschaften haben. Nur wir naturalisierten Amerikaner mussten uns für eine der beiden Staatsbürgerschaften entscheiden. Als ich einem Beamten dort meinen Entschluss kundtat und ihm meinen gültigen amerikanischen Pass vorwies, schlug er entsetzt seine Hände zusammen und rief eilends seine Kollegen herbei. Unisono erklärten sie mich für reif, nach Steinhof zu kommen. «Wäre ich an Ihrer Stelle», erklärten sie, je nach Temperament lauter oder leiser, «also ich würde sofort das nächste Schiff nehmen und zurückfahren.» Ziel der Sehnsüchte für viele Österreicher war es damals, nach den USA auszuwandern. Ich hatte Mühe, einen von ihnen zu bewegen, die nötigen Formalitäten einzuleiten.

Ein anderes leidiges Problem war das der Zimmervermieterinnen, denn an eine eigene Wohnung war nicht zu denken. Es verstand sich, dass man von den «reichen Amerikanern» enorme Mieten verlangte. Aber selbst wenn man sich

notgedrungen darauf einliess, kamen sie einem immer noch mit horrenden Extraspesen, gegen die man machtlos war, weil man sie nicht überprüfen konnte. Es war klar, dass unsere ohnedies bescheidenen Mittel bald zu Ende sein würden. Ich habe diese prekären Zeiten in einem (unveröffentlichten) Roman, «Die Zimmerflucht», beschrieben. Es ist kein sehr schmeichelhaftes Bild der damaligen Wirtinnen daraus geworden. So konnte es jedenfalls nicht weitergehen. Nach immer neuen peinlichen Zwischenstationen fand ich schliesslich für mehrere Jahre ein provisorisches Zuhause bei Viola Broda, mit der schon meine Eltern verkehrt hatten, und deren grosse Söhne Christian und Engelbert ich seit Jugendtagen kannte. Ich bewahre dieser prachtvollen, unkonventionellen Frau ein dankbares, fast zärtliches Gedenken.

Wie aber nun zu einem Broterwerb kommen? Ich hatte aus der Emigration ein umfangreiches Manuskript mitgebracht, «Der Seelenvogel», eine österreichisch-jüdische Familiensaga, die vom i. Wiener Hochverratsprozess gegen Sozialdemokraten des Jahres 1870 ausgeht, ein meines Wissens in der Literatur nie behandelter Stoff. Naiverweise hatte ich gedacht, mich mit diesem Roman als Schriftstellerin etablieren zu können. Daraus wurde nichts. Ich bekam das Manuskript von allen Verlagen mit höflichen Worten immer wieder zurück. Es ist bis heute unveröffentlicht geblieben.

Also was beginnen? Viele der Schriftsteller und Theaterleute, die aus der Emigration zurückgekommen waren, brachten sich damals ganz gut mit Übersetzungen von Theaterstücken durch. Ich wollte das auch versuchen, zumal ich über gewisse Theatererfahrungen verfügte und mit einigen prominenten Regisseuren befreundet war. Brecht, der in Amerika an der von mir redigierten Literaturbeilage der AUSTRO-AMERICAN TRIBUNE mitgearbeitet hatte – einige Stücke seiner späteren «Kriegsfibel» sind zuerst dort

veröffentlicht worden hatte meine Aufmerksamkeit wiederholt auf den bedeutenden irischen Dramatiker Sean O'Casey gelenkt. Ihn wollte ich übersetzen, ahnte freilich nicht, dass sich dadurch eine Meute an meine Fersen heften würde. Ich wählte O'Caseys Anti-Kriegsstück «Silver Tassie» (in der damaligen Übersetzung «Der Preispokal» betitelt). Es geht darin um einen siegreichen Fussballer, der im Ersten Weltkrieg zum Krüppel geschossen wird, und den sein Mädels verlässt, weil es einen gesunden Kerl vorzieht. «Das Stück will nichts anderes zeigen, als dass Frieden besser ist als Krieg. Und wer würde das leugnen?» schrieb mir damals O'Casey. Ich dachte, dass ein Publikum, das eben einen Krieg durchgemacht hatte, das am besten verstehen würde. Auch hatte die dichterisch überhöhte Kriegsszene darin, die Günther Anders nachdichtete, eine gewisse Ähnlichkeit mit Stücken aus «Die letzten Tage der Menschheit», und eben dadurch vermochte ich Berthold Viertel, der damals an der «Burg» engagiert war, für mein Unternehmen zu interessieren. Als dies bekannt wurde, setzte ein Kesseltreiben gegen Viertel und die Übersetzer ein, man begann zu recherchieren. In den damals noch mangelhaft bestückten Bibliotheken fand sich ein einziges Lexikon der Weltdramatik (von unserem angesehensten Theaterwissenschaftler). Darin gab es über O'Casey eine keineswegs vollständige Bibliographie, auch nur eine recht flüchtige Charakterisierung seines Werkes, wohl aber die Bemerkung, dass O'Casey Kommunist sei! Aus war es mit unserem Projekt. Viertel musste mit seiner Inszenierung nach Zürich ausweichen, was von der kaltkriegerisch verhetzten Wiener Presse groteskerweise als Viertels «Beitrag» zu dem zufällig zum gleichen Zeitpunkt in Wien tagenden, von der Sowjetmacht initiierten internationalen Friedenskongress kommentiert wurde. Die Kortnersche Inszenierung des «Preispokals» zwei Jahre später am Schillertheater in Berlin entfachte – aus ganz anderen, aber

auch politischen Gründen – einen wilden Theaterskandal. (Mein Bericht darüber nachzulesen in den «Frankfurter Heften» vom Juli 1955.) «Wer wollte leugnen, dass Frieden besser als Krieg sei?» O’Casey hatte damit offenbar unrecht gehabt. Mehr Erfolg als mit O’Casey, von dem ich damals noch eine ganze Reihe von Stücken übersetzte, die alle auch aufgeführt wurden, hatte ich mit einem liebenswerten, aber weniger bedeutenden, Iren, mit Paul Vincent Carroll. Sein «Widerspenstiger Heiliger» wurde im Akademietheater (mit Hermann Thimig in der Titelrolle) zu einem Kassenschlager und ist danach über viele deutsche Bühnen gegangen. Inzwischen war ich auch Kulturberichterstatte-
rin bei einer liberalen deutschen Zeitung, dem «Mannheimer Morgen», geworden und hatte auch Freunde beim ORF gewonnen. Meine Schulfunksendungen wurden später zu Büchern.

Dass Friedrich Torberg mit dem von ihm gegründeten «Forum» eine glänzend gemachte, vielgelesene Zeitschrift schuf, zu der er an Mitarbeitern fast alle bekam, die damals Rang und Namen hatten, soll nicht bestritten werden. Dass diese, wie mehrere ähnlich orientierte Blätter im Ausland, von der CIA finanziert war, ist längst von der «New York Times» bekanntgemacht worden. Dass es Weigel und Torberg gewesen sind, die den Brecht-Boykott in Wien durchsetzten, darüber gibt u.a. ein Buch Auskunft, das für das Frühjahr 1983 angekündigt ist (Kurt Palm: Die Brecht-Rezeption nach 1945 in Österreich). Aber Torberg, vor allem durch seine Anekdotensammlung über die Tante Jolesch zum Publikumslieb-
ling Nr. 1 der Wiener geworden, hat nicht nur Brecht und O’Casey bekämpft, sondern auch Thomas Mann. Dieser hatte sich den Unwillen Torbergs gezogen, weil er seine Schiller-Jubiläumsrede in beiden Teilen Deutschlands vorgetragen hatte. Als Thomas Mann, damals schon hochbetagt, dann auch in Wien sprach, wurde er von den Journalisten arg bedrängt.

Als Günther Anders und ich Thomas Mann und seine Frau Katja, damals noch in Erlenbach bei Zürich wohnend, besuchten, klagte Frau Katja: «Wenn Erika mit uns gewesen wäre, sie hätte uns abgeschirmt. Aber so waren wir hilflos der Meute ausgesetzt.» Die Meute, die war von Torberg angeführt worden. Und Thomas Mann selbst fügte hinzu: «Solange dieser Herr dort so mächtig ist, komme ich nicht wieder nach Wien.»

Ich muss bekennen: Hätte ich gewusst, mit welchen Schwierigkeiten ich nach meiner Rückkehr zu kämpfen haben würde, vielleicht hätte ich nicht den Mut aufgebracht, diesen Schritt zu tun. Heute freilich, in der Rückschau, bin ich froh über meinen Entschluss, weiss, dass er richtig gewesen ist. Ich lebe hier für das, wofür ich angetreten bin, als politisch bewusste, politisch unabhängige Schriftstellerin.



Kapitel aus meinen nichtgeschriebenen Memoiren

Ich war schon entschlossen, nach Österreich zurückzukehren, ehe ich Österreich im März 1958 verliess.

Und ich sagte scherzhaft: «Ich habe mich entschlossen, das Kriegsende in der Schweiz abzuwarten, damit ich zu Fuss remigrieren kann.»

Ich habe die Grenze dann tatsächlich zu Fuss überschritten. Als ich in Basel eine Möglichkeit zur Rückkehr suchte, war ich zunächst ratlos. Ich hatte Verbindung mit einer österreichischen «Bewegung» in der Schweiz, ich versuchte, was ich versuchen konnte, um eine Möglichkeit zur Rückkehr ausfindig zu machen. Und es gelang mir schliesslich, ich muss heute sagen: rätselhafterweise, von einem Weg zu erfahren.

Meine Frau und ich hatten je einen schweren Rucksack, ich überdies einen kleinen Koffer. Es war nicht viel: Kleider, Wäsche, Schuhe, Manuskripte, die Klavierauszüge einiger Offenbach-Einakter (denn in einem Brief der Universal Edition, den jemand in die Schweiz gebracht hatte, stand: «Wir brauchen Offenbach-Einakter.»). Alles andere liessen wir in Basel zurück. Drei grosse Kisten mit Büchern waren bei meinen Eltern in New York. Ich habe sie erst fünf Jahre später bekommen.

Basler Freunden hatte ich fünf Briefe und etwa fünfzig Postkarten hinterlassen: Wenn ihr eine Zeitlang nichts von mir hört, werft alles in den Briefkasten. – Die Karten waren freundliche Abschiedsgrüsse, die Briefe enthielten berechtigte Beschimpfungen.

Wir fuhren mit der Bahn nach St. Margarethen im Kanton St. Gallen. Wir fanden die angegebene Stelle. Ein Stachel-

draht war dort, sonst kein Hindernis. Man konnte ihn mühelos durchkriechen oder ihn mühsam übersteigen. Ich zog es vor, die Heimat nicht kriechend zu erreichen, sondern hinaufzusteigen und auf den österreichischen Boden hinunterzuspringen.

Wir begaben uns nach Höchst in Vorarlberg. Dort hatten wir eine Kontaktadresse. Wir hatten Schlafsäcke mit – wir übernachteten in der Werkstätte eines Tischlers.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu der französischen Militärdienststelle, so war es mir geraten worden. Dort war ein sehr unangenehmer Leutnant, der mich (uns) über die Grenze zurückschicken wollte. Ich segnete meine lebenslange Neigung zu der französischen Sprache. Fast den ganzen Vormittag stritt ich auf französisch mit ihm: er dürfe mich bestrafen, aber nicht einen Österreicher aus Österreich abschieben.

Schliesslich gab er mir einen Zettel, den ich bei seinem Vorgesetzten in Bregenz abgeben sollte. Meine Frau und das Gepäck blieben als Unterpfand in Höchst zurück. Im Text deszettels wurde ich als «Cet individu» bezeichnet. Ich ging sehr früh am nächsten Morgen nach Bregenz, dort aber zunächst nicht zu der französischen Stelle, sondern zu Herrn K., dessen Adresse man mir in der Schweiz gleichfalls mitgegeben hatte.

Herr K. war reizend, führte mich zu den Franzosen, wo er gut angeschrieben war und wo ein sehr netter Leutnant residierte. Nun war ich «en regle», meine Frau und das Gepäck wurden aus Höchst geholt. Herr K. half mir auch bei der polizeilichen Anmeldung.

Die Bahnen verkehrten, wir fuhren von Bregenz nach Innsbruck. Die Strecke schien intakt, nur die Brücke über die Ötz war, glaube ich, behelfsmässig ersetzt. Die Tiroler Berge umgaben mich mit Heimatlichkeit.

Wir hatten auch eine Innsbrucker Adresse mitbekommen und fanden dort ein Nachtquartier.

Einer meiner leitmotivisch wiederkehrenden Sehnsuchts-träume in der Emigration war der Lanser See oberhalb von Innsbruck gewesen, ein warmer Moorsee mitten im Gebirge. Nun stiegen wir in eine überfüllte Tramway und fuhren nach Lans, und ich badete wieder in diesem See, der für mich ein österreichischer Inbegriff ist.

Überall wimmelte es von Menschen, schon in Bregenz, hier erst recht; die Innsbrucker Maria-Theresien-Strasse war überfüllt wie jetzt zu Zeiten des exzessiven Tourismus – völkerwanderungshaft: Flüchtlinge, Ausgebombte, aus Ost-österreich Geflohene, displaced persons, sie sassen, sie gingen herum, jeder redete mit jedem, man gab Briefe und Aufträge mit.

Ein lieber Freund, Willi Jarosch, hatte mir geraten, ich solle in Innsbruck Ludwig von Ficker besuchen. Das tat ich, und wir hatten ein gutes Gespräch, aber es war so schwierig für mich, ihm begreiflich zu machen, wer ich war. Ein Autor, der zwischen 1932 und 1938 erst begonnen hatte, einer zu sein.

Am Innsbrucker Theater spielten Paula Wessely, Attila Hörbiger und mein geliebter Gustav Waldau. Der Direktor des Theaters lernte mich kennen und sagte vorwurfsvoll: «Sie kommen aus der Schweiz und haben mir nicht das ‚Dreimäderlhaus‘ mitgebracht?»

In Innsbruck betrat ich zum erstenmal wieder eine österreichische Kirche. Das langentbehrte Barock war so anheimelnd heimatlich, es hatte mir in der Schweiz gefehlt.

Wir fuhren nach Salzburg. Jetzt war's besonders aufregend. Die Angst vor der Wiederbegegnung, die Angst vor Zerstörungen. Doch Salzburg war kaum entstellt. Wir hatten kein Quartier. Ein Freund, den wir aufsuchen wollten, war unauffindbar. Wir gingen ungeniert in ein Palais und fragten, ob wir dort übernachten durften. Wir durften. Es befanden sich schon einige Einquartierte dort, unter anderen ein deutscher Cellist.

Wir feierten unsere Wiederbegegnung mit Salzburg, wo es noch intensiver von Menschen wimmelte. Wir suchten einen Villenbesitzer am Obertrumer See auf, an den uns Willi Jarosch gewiesen hatte. Dort war Ruhe, Friede, Wohlstand. Aber wir wollten weiter. Wir kamen nach Linz, mit Dokumenten für das Passieren der Demarkationslinie. Wir übernachteten in der Max-Kaserne, einer Art Durchgangslager. Wir besuchten die Mutter unseres Freundes Willi Jarosch. Wir besuchten – auch das hatte uns Willi Jarosch geraten – den Landeshauptmann von Oberösterreich. Er war merkwürdig einsilbig und unzugänglich. Am nächsten Tag lasen wir in der Zeitung, dass die Amerikaner ihn abgesetzt hatten.

Wir fuhren zur Zonengrenze bei Enns. Die Amerikaner liessen uns durch. Im Niemandsland hielten wir aus einiger Entfernung dem russischen Posten unsere Dokumente entgegen. Ein rüder Rotarmist brüllte etwas Negatives. Wir gingen zurück nach Enns, wir fuhren zurück nach Salzburg, wir baten unsere neuen Freunde am Obertrumer See um Quartier.

In Linz hatte ich in der Zeitung vom Abwurf der ersten Atombombe gelesen. Ich wusste, wovon die Rede war, denn in einem Jugendbuch hatte ich seinerzeit über die Atomspaltung gelesen.

In der Villa am Obertrumer See wohnten noch andere Gäste, unter ihnen der liebenswerte Maler und Restaurator Stransky.

Im Radio hörte ich die Übertragung der Salzburger Festspieleröffnung. Baron Puthon beklagte in seiner Rede, dass es diesmal keine grosse Autoauffahrt gegeben hatte wie einst. Als ob es das wäre! Das Programm enthielt auch Stücke von Franz Lehar. Hätte ich nicht zurückkommen sollen, heim ins Reich des «Land des Lächelns»? In Innsbruck «Dreimäderlhaus», in Salzburg Lehar – ich beschloss, Kritiker zu werden.

Vor mehr als zehn Jahren, 1952, war ich bei einer Produktion dabeigewesen, die einige Abende Weills «Mahagonny» im Wiener Raimundtheater spielte. Auch ein junger Sänger namens Otto Pasetti war dabei gewesen. Nun hörte ich von einem amerikanischen Kulturoffizier namens Pasetti. Das war er vermutlich. Ich fuhr nach Salzburg, ging in das Mozarteum, er kam gerade durch einen Gang mir entgegen, sah mich an, erkannte mich. Sofort stellte er mich an. Wir beide wussten nicht recht, was ich zu tun hatte. Ich sass in einem Mozarteum-Zimmer, ich meldete Besucher an, wies andere ab, beriet sie auch gelegentlich, ich hatte mit den Festspielkarten zu tun. Ich betreute künstlerische Gäste, zum Beispiel das französische Calvet-Quartett, das im Mozarteum-Saal ein Konzert gab. Ich hatte Gelegenheit, alle Festspielaufführungen zu hören, die «Entführung» mit Maria Cebotari und Julius Patzak, Regie: Waniek, «Der Tor und der Tod» (im Mozarteum-Konzertsaal) mit Frida Richard, Albin Skoda, Josef Zechell, Martha Marbo, Konzerte unter Eugen Jochum und Bertil Wetzeisberger.

Wir hatten ein möbliertes Zimmer weit draussen in der Josefiaw gefunden. Der Obus funktionierte. Dieser Obus, ein Fremdkörper in der sonst so gleichgebliebenen Stadt, war für mich ein Symbol der Nazijahre, auch durch seinen unangenehmen Namen.

Ich lernte den Regisseur Herbert Waniek kennen, er war der erste, der sich an meinen Namen aus meinen schriftstellerischen Anfangsjahren erinnerte. Hans Moser ass mit Willi Forst beim «Hofwirt» zu Mittag. Meine Mutter war mit Frau Moser flüchtig bekannt gewesen, das erleichterte die Anknüpfung. Schon damals war Moser für mich der Inbegriff des Verehrungswürdigen auf dem Theater.

In Bad Ischl befand sich eine Schauspielerkolonie: Siegfried Breuer, Jacob Tiedtke, Ursula Lingen und viele andere. Sie spielten dort im Kurtheater. Susi Nicoletti pendelte zwi-

schen Bad Ischl und Salzburg, trat da und dort auf und war für den Transport auf die «Anhalter»-Methode angewiesen. Mir imponierte ihre Tüchtigkeit: Sie kam überall hin, wo sie sein musste.

Durch mein Vorzimmer gingen viele. Gusti Huber, die dann leider durch die Ehe mit einem Amerikaner in den USA versickerte. Die grosse Schauspielerin Maria Koppenhöfer suchte Hilfe für die Rückkehr nach Deutschland. Ich hätte sie so gern für Österreich angeworben, aber in wessen Namen?

Ein deutsches Mädchen kam und sagte: Ich weiss, dass jetzt ihr Österreicher an der Reihe seid und nicht wir Deutschen. Aber mir ist das Geld ausgegangen. Sie war die einzige, die so dachte. Ich schickte sie zum Sender, dort bekam sie zu tun.

Mit dem Sender hatte ich bald guten Kontakt. Dort war ein Amerikaner aus Berlin: Gerhard Wilk. Ich schrieb eine kabarettistische Parodienfolge und sonst noch einiges. Einmal kam ein Herr in mein Vorzimmer und bat mich, mir einen Brief diktieren zu dürfen: ein curriculum vitae, an den Minister Pernter in Wien gerichtet. Es war Egon Hilbert, der spätere Chef der Österreichischen Bundestheaterverwaltung.

Ich freundete mich mit Winfried Zillig an, einem angesehenen Komponisten, der mir für Wien einen Brief an Elisabeth Höngen mitgab. Von Wien wusste man sehr wenig. Ganz zufällig bekam man Zeitungen in die Hand. Einmal sah ich auf einem Photo eine Litfasssäule und darauf eine Veranstaltung mit Hans Ziegler angekündigt. So erfuhr ich, dass der von mir Verehrte noch da war. Alles, was Wien betraf, war geheimnisvoll fremd.

Endlich gab mir Otto Pasetti eine Möglichkeit, nach Wien zu gelangen. Es war Ende Oktober (oder war es Ende September?). Ich bekam ein Papier, das ich dann nie vorzeigen musste. Ich fuhr allein, auf der Ladefläche eines

Lastkraftwagens sitzend, zwei Amerikaner sassen vorne, rauhe Burschen. Der Wagen war von allen Seiten mit einer Plache abgeschlossen, ich konnte nur durch einen Spalt hinaussehen. Was der Zweck des Transports war, habe ich nicht gemerkt. Dort, wo ich sass, befanden sich einige wenige Kartons. Wir fuhren auf der Bundesstrasse 1 ostwärts, manchmal sah ich hinaus und bemühte mich um Orientierung. Die Demarkationslinie passierten wir anstandslos. Ungefähr auf der Höhe von Melk hielt der Wagen. Einige Russen, die ihn sichtlich erwartet hatten, kamen zu den beiden Amerikanern. Sie tätigten miteinander Geschäfte, sichtlich verbotene Geschäfte, aber ich konnte von meiner Position aus nichts Genaueres mitbekommen.

Allmählich wurde die Gegend vertrauter. Der Wienerwald. Hütteldorf. Die Einfahrt nach Wien. Die Stadtbahnstationen. (Ich habe diese Fahrt in meinem Roman «Unvollendete Symphonie» beschrieben.)

Als wir an Schönbrunn vorbeikamen, sah ich, dass das Schloss noch da war. Ich nahm den Rucksack auf den Rücken, den Koffer stellte ich bereit. Als ich glaubte, dass es soweit war, arbeitete ich mich zu den beiden Burschen nach

vorn und machte ihnen verständlich, dass ich aussteigen wollte.

Sie verstanden, sie hielten. Ich sprang hinunter.

Ich stand in der Abenddämmerung auf dem Ring zwischen dem Burgtheater und dem Rathaus.

When the Saints . . .

Es war der 16. März 1958. Hitler blies zum Halali.

Ich war damals nichts als ein Fragezeichen. An Egon Friedell wandte ich mich, weil er mich anhörte, mich um sich duldete, weil er einen Stil lebte und dennoch mit mir redete. Mir galt er als ein Stern, eine Leuchte, als ein Beweis für die Lebbarkeit dieses Lebens. Und Friedell sagte: Hilf mir, ich will sterben.

Friedells Arbeitszimmer – für mich ein Ort der Andacht. Zwischen Schreibtisch und Slibowitzfässchen, neben dem modischen Corbusier-Stuhl mit der Kalbslederbespannung, neben Möbeln aus den neunziger Jahren, neben der offenen Tür zur Bibliothek, stand der berühmte Mann im dunkelroten Schlafrock und stützte sich auf meine Schulter. Der Riese zitterte vor Angst.

Walther Schneider ging auf und ab, elegant und manikürt, im grauen Flanell, eben der SS entronnen, und erzählte von Gewehrpyramiden im Jugendstilsalon bei Sektionschef Schwarzwald und von Verhören. Sie hatten ihn und die Anwesenden laufen lassen, weil dänische und englische Diplomaten zu Gast waren. Aber nun stand er in den Akten. Franz Theodor Csokor, neben mir, mit den üblichen Fettflecken auf dem Revers und ohne Hemdknöpfe, redete mit flatternder Krawatte vor dem Mund von Emigration: Ich reise ab, Egon, komm mit mir, die polnische Gesandtschaft überlässt uns Kurierpost und Papiere, die uns decken. Hamsun und Shaw helfen dir im Ausland weiter. Komm. Ich fahre morgen.

Aber Friedell wiederholte seit Tagen: Ich mach nicht in die Hose, ich bin kein Emigrant, ich nehme den Mördern die Todsünde ab, ich sterbe, ich will sterben: Seneca!

Der Teuerste will aus dem Leben scheiden, und ich habe nur banale Versicherungen von Verehrung und Wertschätzung dagegenzusetzen und meine eigene Fassungslosigkeit: Wir lassen es nicht zu, nein, wir dulden das nicht, wir haben auch gar keinen Revolver und kein Gift. Wer bin ich, dass ich einem derart Hervorragenden gut zurede, auszureisen? Wie seine Argumente zerstreuen? Er fühlt solidarisch mit den Verfolgten, er gehört zu ihnen und will keinen Vorteil. Wer ist denn dieser Hitler gegen Egon Friedell?

Am nächsten Morgen ist Friedell tot und Csokor auf dem Weg nach Warschau.

Friedell sprang aus dem Fenster, als sie ihn abholen wollten. Achtung! rief er den Passanten zu, ehe er sich hinunterstürzte.

Nach und nach verliessen sie Wien, die Freunde, die es sich leisten konnten, andere, die ihr Leben riskierten, wenn sie blieben. Ernst hatte nicht einmal eine Zahnbürste bei sich, als er per Erster Klasse mit dem Zug nach Prag reiste. Einfach so. Längst lag sein Geld in Zürich. Pilar blieb noch in Wien, kaufte auch mir einen Koffer und eine Hutschachtel – sie floh. Wohin sollte ich? Ich blieb in Pilars Wohnung und konnte eine Erlaubnis erwirken – in den ersten Wochen ging das noch –, ihre Möbel in einem Lift nach den USA zu verschicken. Zwei Finanzbeamte überwachten das Verpacken, und gegen Bewirtung und Trinkgeld sahen sie weg, als ich Schmuck und Silbersachen in die Matratzen nähte. Meine ganze Sehnsucht nach der weiten Welt, nach nobler Freizügigkeit nähte ich mit hinein und begriff nicht, dass Pilar nicht gerne abgeflogen war. Was zum Teufel hielt sie hier? Ich hätte gerne mit ihr getauscht.

Rosl und Artur folgten. In London besass ihre Firma längst eine Filiale. Walthers Freunde bekamen ein Affidavid in die Staaten. Ein Arzt, dem ich anhing, konnte aus Dachau nach China entkommen. Flugzeuge, Schiffe, Freiheit! Ich hatte das Gefühl, hinterm Gitter zu stehen, umgeben von

Amtspersonen, Behörden, Schreibtischen und Gefängnissen. Viele opferten, was sie besaßen, darstellten, die Sicherheit; sie erlitten Unrecht, sie gaben auf.

Die Nullen blieben.

Als Null kollerte ich in Hitlers Reich herum, für nichts gut, zu niemandem gehörend. Glühenden Neid empfand ich für die Davongekommenen.

Im Untergang, an dem ich vielfach gebrochen in komplizierter Weise beteiligt war, fand ich mich plötzlich als ein Mörder unter Mördern, weil die unfassbare Tatsache der Endlösung uns alle zu Komplizen machte.

So war es denn Sühne und Erlösung, als 1945 die Rote Armee durch die heimatlichen Gassen marschierte. Endlich kam sie, die Strafe, die Rache. Es wurde noch scharf geschossen, als sie die alten Häuser nächst dem Donaukanal und die Pratergegend besetzten. Die kleinen Leute dort verbrüderten sich mit den fremden Soldaten, es gab gemeinsamen Kampf, gemeinsames Verstecken und keine Rache. Die Leichen der Russen, der Österreicher und der Deutschen vergruben wir unterm räumigen Gras des Kirchenplatzes, und der Pfarrer trug einen Kopfverband, als er die Toten einsegnete. Alle küßten sein Brevier. Wir fühlten uns tatsächlich befreit. Frei. Wir assen gemeinsam vom Fleisch der gefallenen Pferde und hielten uns die Ohren zu, wenn Stalins Panzer ostwärts noch orgelten, um die Wlassow-Armee auszuschalten.

Mit den ersten sehnlichst erwarteten amerikanischen Soldaten traf auch Csokor ein. Er lief mir auf den Trümmern des Stephansplatzes in die Arme und genierte sich, als er den Burgschauspieler Hennings als Sühne den Bombenschutt wegschaufeln sah. Csokor kam aus dem Lager in Bari geflogen und steckte in englischer Offiziersuniform, um bei einem eventuellen Luftangriff ohne Worte als Freund ausgewiesen zu erscheinen. Er kam froh und ohne Harm, er

kam nach Hause als einer der Allerersten. Erlöst, und doch voll Trauer um die Toten, trank er mit Lajos Horvath, dem Bruder Ödöns, und erzählte von Hertha Pauli und war wieder da mit seinem ganzen offenen Herzen und war eine Taube, wie sie im Buche steht.

Dann kamen die Care-Pakete aus den USA und retteten Alten und Kranken das Leben. Pilar und Ernst, Rosl und Artur sandten, was sie auftreiben konnten, Wäsche und Kleider ausser den Lebensmitteln, noch und noch.

Andere kamen zurück und wollten wiederhaben, was ihnen genommen worden war. Mir fielen die Dichterworte ein, dass alles mit einer Gemeinheit anfangt, oder auch, dass eine böse Tat fortzeugend Böses muss gebären. Richter wandten ihre Paragraphen an, um den Ariseuren zu beweisen, dass sie rechtens arisiert hatten, dass jene keine Hehler waren, wenn sie gestohlenen Gut rechtmässig zu erwerben verstanden hatten, der Streit um Eigentum begann, und nach einer kurzen Zeit frischen Hoffens wurde das Leben wieder unerträglich. Längst hatten viele verkauft, was dem Verkäufer nicht gehörte. Wer sich da hineinstürzte, verlor sein Seelenheil. Die Vertriebenen waren der Gewalt gewichen, es war ihnen Unrecht geschehen, und das machte sie zu Gerichtsvollziehern. Jeder ein Richter in eigener Sache, jeder kam an mit Gründen und Forderungen und der ausgleichenden Gerechtigkeit. Sie kämpften um ihren Plunder und machten damit die Globkes, die Filbingers, die Carstens und Peters wieder virulent. Eigentum, Geltung waren wichtiger als Leben und Tod. Prozesse und Rache machten die Erde wieder unbewohnbar.

Da nun jeder in diesem Betrieb Interessen und Glücksvorstellungen hat und meine im Gespräch liegen: über Bücher, die ich lesen und schreiben wollte, sah ich durch die Finger. Meine Gesprächspartner, die mein Bedürfnis nach Klarheit und auch nach Witz teilten, schienen ausgestorben.

Walther kam aus dem Krieg zurück, auch einer, der

glaubte, zum Heiligen geworden zu sein, weil er gelitten hatte, das fettige Gesicht voll kleiner schwarzer Punkte (Mitesser), aufgeschwemmt von zuviel Kartoffeln nach langer Hungerzeit, in der Gefangenschaft von Kanadiern mit Milch und Butter aufgepäppelt, in einer zerfetzten Uniform – ein Opfer auch er, nichts als Opfer. Er war überall dabei gewesen, in Italien, auf dem Balkan, natürlich in Russland, und hatte die Finger erfroren. Er machte bissige Bemerkungen über dumme Machträger und feige Untertanen, er diagnostizierte die Situation, führte ein Tagebuch mit sich und war endlich einer, der sich gerne reden hörte und auch andere gerne reden liess und dessen glühende Rachewünsche nicht in die Richtung gingen, materielle Verluste auszugleichen. Er jammerte um die verschwundene Geselligkeit, um die Freude am Gedankenaustausch, um die Möglichkeit, witzige Essays zu schreiben und gedruckt zu sehen. Den «Querschnitt», eine Berliner Zeitschrift, wollte er wieder auflegen. Viktor Wittner, der Chefredakteur, kehrte nach Wien zurück und starb am Krebs. Aus war es mit dem sarkastischen Geplauder souveräner Journalisten, es gab nur Moral-Gezeter, in dem es um die Grade von Schuld und Mitschuld an Hitlers Verbrechen ging. Billy Wilder kam, ein erfolgreicher Mann, nach Wien, um Freund und Kollegen Walther wiederzusehen. Auf dieses Wiedersehen freute sich Walther aufgeregt wie eine Braut. Nach diesem Treffen sah er verfallen aus wie nach einem Elektroschock, grau, nicht mehr er selbst und volltrunken. Billy Wilder habe ihn mit Küssen auf die Backen begrüsst und dann ausgespuckt vor ihm, als er hörte, dass Walther in Hitlers Heer gedient hatte. Er sagte ihm noch einmal, was Walther sich selber vorwarf: dass es unverantwortlich war, am Leben zu bleiben, sich erpressen zu lassen, nicht ausgewandert oder gestorben zu sein. Billy Wilder hat Walther unversöhnt und grusslos stehen lassen. Darüber kam Walther nicht mehr hinweg.

Das Gefüge unserer Wirklichkeit, unsere Selbsteinschätzung wankten, als wir selbst in die Klage derer einstimmten, die man die Kleinen Leute nennt: die Kommunisten, die Sozialisten, was man so als Vertreter der Linken kennt, die nicht leben, was sie predigen.

Was verlangst du von den Menschen? Sollen sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Wünsche einsehen, in Reue verrecken? Oder in Hoffnungslosigkeit geniessen, was sich geniessen lässt, ohne Rücksicht auf die Schwachen? Gedeemütigt durch die eigene Unfähigkeit zum Verzicht bleiben nur Mörder und Opfer. Aber der massenhafte Opfertod verliert Würde und Heiligkeit – die Inflation an Selbstmorden und den Zeugnissen davon hat einen Zustand erzeugt, der einen jungen Freund veranlasst, als er von Friedells Ende hört, zu fragen: Wozu war das gut?

Haltung, sage ich prompt und wechsle damit die Ebene. Aber das ist: ein weites Feld.

Anfangsschwierigkeiten eines Wunders

Am damaligen Bahnhof Gross-Jedlersdorf bin ich, von Prag kommend, am 1. Juli 1945 nach mehr als sieben Jahren wieder in Wien angelangt. Es war ungefähr 8 Uhr früh, und natürlich musste man zu Fuss gehen, es gab in dieser Gegend zu dieser Zeit kein öffentliches Verkehrsmittel. Eine Stunde war erforderlich, um mit viel Mühe und Akrobatik über die zerstörte Floridsdorfer Brücke zu gelangen. Zu Fuss ging es weiter durch die Innere Stadt bis nach Hietzing, wo ich eine vorläufige Unterkunft fand.

Die Fahrtmöglichkeit von Prag nach Wien war ein halbes Wunder gewesen. Die Fahrkarte für diesen Zug bekam man nur mit Protektion, und diese Protektion wurde mir auf eigenartigem Weg zuteil: Auf meiner Wanderung seit meiner Flucht aus dem für mich letzten Konzentrationslager Berlin-Germendorf war ich gemeinsam mit meinem Fluchtkameraden, der aus Marienbad stammte, in Prag angekommen. Dort trennten wir uns, nachdem eine alte Frau uns Nichtsahnende auf der Strasse Deutsch hatte sprechen hören und uns mit den Worten warnte: «Um Gottes willen, reden Sie laut kein Wort mehr in deutscher Sprache, Sie werden totgeschlagen.» Ich suchte einen alten Bekannten auf, Matej Smejkal, den Sekretär unserer Brüdergewerkschaft in der Tschechoslowakei. Auf meine Bitte, mir dabei behilflich zu sein, rasch nach Wien zu kommen, sagte er: «Wir werden es versuchen, aber zu reden habe ich in meiner Gewerkschaft nichts mehr, Sekretär bin ich nur noch dem Namen nach, die Kommunistische Partei regiert bei uns. Auch über die Fahrkarte für dich entscheidet die KPTsch. Also werde ich morgen mit dir dort hingehen.» Auf meinen Einwand, dass ich kein Kommunist sei, und das

sei bekannt, sagte mein Kollege: «Ich bin auch keiner, und das ist auch bekannt, aber du musst schauen, von hier wegzukommen.» Wir gingen hin, es war ein ehemaliges grosses Bankgebäude. Mit MP bewaffnete Parteipolizisten standen am Eingang. Wir wurden durch alle Stockwerke geschleust. Im letzten Stock landeten wir im Zimmer bei einem weiblichen Sowjetoffizier. Meine Personalien, mein KZ-Aufenthalt wurden durch Rückfragen überprüft, ich verheimlichte auch nicht meine Parteizugehörigkeit. Ich bekam die ersehnte Fahrkarte. Abends bestieg ich den Zug, die ganze Nachtfahrt stehend, kam ich in Wien an. Es war ein Sonntag – für mich in jeder Hinsicht. Ich war wieder zu Hause, auch wenn dieses Zuhause ein Trümmerhaufen war mit Hungerrationen an Lebensmitteln.

Am nächsten Tag, es war Montag, der 2. Juli, marschierte ich wieder zu Fuss von Hietzing in den achten Bezirk, in die Skodagasse 1. Dort wohnte Dr. Adolf Schärf. Er lud mich ein, ihn zum Bundeskanzleramt zu begleiten, während des Weges könnten wir reden. Die Josefstädterstrasse entlanggehend, kamen wir zum Kanzleramt. Vor dem Kanzleramt blieben wir stehen und redeten weiter. Nicht lange, und ein sowjetischer Wachtposten kam heran, jagte den Dr. Schärf in das Gebäude, und mich jagte er davon! Schärf rief mir noch nach: «Siehst du, so regieren wir.»

Während unseres Gespräches hatte mir Schärf noch gesagt: «Du musst sofort zu Böhm gehen, in das Sozialministerium. Er ist dort der Chef (damals Staatssekretär, als höchster Rang im Ressort), und er ist auch der Präsident des neugegründeten Überparteilichen Gewerkschaftsbundes.» Ich ging also in die Hanuschgasse. Der dort amtierende Amtsgehilfe im Vorzimmer war leicht schockiert, als ich sagte, ich wolle den Herrn Staatssekretär sprechen. Schliesslich war ich weder angemeldet noch hatte ich einen Termin. An der österreichischen «Ordnung» hatte offenbar auch ein politischer Regimewechsel nichts ändern können! Aber ich

konnte den Zerberus dazu bewegen, einen Zettel mit meinem Namen weiterzugeben. Böhm kam freudestrahlend herausgestürzt und begrüßte mich sehr herzlich: Kaum jemand habe noch daran geglaubt, dass ich alles überleben werde.

Böhm war auch einstweilen der Vorsitzende der Bau- und Holzarbeitergewerkschaft bis zur erhofften Rückkehr von Franz Novy aus England. Ich hatte auf seine Anweisung hin sofort in die Schottenfeldgasse zu gehen und meine Arbeit aufzunehmen, was ich auch tat.

Abends ging ich nach Hernals, in meinen Heimatbezirk, und meldete dort meine Rückkehr und Mitarbeit in der Partei.

In den nächsten Wochen, im Verlaufe meiner Tätigkeit in der Gewerkschaft, hatte ich aus einem mir nicht mehr erinnerlichen Grund bei der Niederösterreichischen Landesregierung zu intervenieren. Während des Telefongesprächs mit einem Beamten im Büro des Landeshauptmanns, dem ich natürlich meinen Namen und meine Funktion als Sekretär in der Gewerkschaft gesagt hatte, gab dieser offenbar plötzlich den Hörer aus der Hand, und eine andere Stimme meldete sich am Telefon: «Bist du der Olah Franzi aus Dachau?» Es war der damals auch als niederösterreichischer Landeshauptmann fungierende Leopold Figl. Als ich bejahte, sagte er: «Was, du bist da und lässt dich nicht anschauen? Wir sind doch jahrelang gute Kameraden gewesen in schlimmsten Situationen. Dass wir in verschiedenen Parteien sind, kann doch kein Hindernis sein, in Verbindung zu bleiben!» Er sagte, ich solle gleich am selben Abend in die Landesregierung kommen, ich werde dort noch andere Bekannte treffen. So war es: Ich traf August Kargl (später LH-Stellvertreter), den damaligen Sicherheitsdirektor Beier, den Gendarmeriekommandanten Emanuel Stillfried und noch andere ehemalige Dachauer. Stillfried erfuhr später die übliche schäbige Behandlung,

um Platz zu machen für einen Günstling. Stillfried gehörte keiner Partei an.

Es war eine schwierige Zeit, in jeder Hinsicht. Wien war nur von Sowjettruppen besetzt. Die Bevölkerung der ganzen Zone – neben Wien gehörten dazu noch Niederösterreich, das Burgenland, das oberösterreichische Mühlviertel und die Obersteiermark einschliesslich der Landeshauptstadt Graz – war von den schweren Übergriffen der Besatzungsarmee, besonders gegenüber der weiblichen Bevölkerung, schwer geschockt. Fast alle Wiener Bezirke wurden mit «Bezirksbürgermeistern» (Bezirksvorstehern) und Bezirkspolizeichefs aus den Reihen der Kommunisten beglückt. Die Versorgung der Bevölkerung war katastrophal. Rund hunderttausend Wohnungen zerstört, die Strassen ein einziger Schutthaufen.

Eines Tages sah ich neue Plakate der KPÖ. Der Inhalt war bemerkenswerter in der Aussage als alles bisher: Anstelle von allgemeinen Wahlen forderten die Kommunisten die Einberufung einer «Beratenden Versammlung». In diese von den Leitungen der drei in der provisorischen Staatsregierung vertretenen sogenannten «demokratischen Parteien» sollten je 50 Abgeordnete entsendet werden. (Die Zahl ist nicht mehr ganz sicher in meiner Erinnerung – aber die Drittelparität stimmt zweifellos.) Dies war ein Versuch, allgemeinen Wahlen auszuweichen und die Gleichrangigkeit im Stärkeverhältnis der drei Parteien im öffentlichen Leben zu zementieren!

Die Besatzungsmächte interessierten sich sehr für die Struktur und die Tätigkeit der Gewerkschaften. Die Sowjets, solange sie allein in Wien waren, natürlich zuerst. Eines Tages wurde unsere Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter eingeladen, für Wien eine Betriebsrätekonferenz einzuberufen. Ein sowjetischer Informationsoffizier werde einen Vortrag halten. Die Konferenz wurde in den Saal des Gewerkschaftshauses in der Königseggasse in Mariahilf

einberufen. Der Saal ungeheizt, die Betriebsräte, in dünner Kleidung und abgemagert, kamen, weil es eben sein musste. Böhm sagte zu mir: «Du musst den Vorsitz führen, ich kann nicht, ich habe die Ruhr und kann keine zehn Minuten ruhig sitzen bleiben. Andere Funktionäre haben sich von der grossen >Ehre< irgendwie abgeseilt. Sie sagen, du sollst es machen, du warst sieben Jahre in den KZs, du kannst es dir leisten, den Russen auch zu widersprechen.» Es kam ein wohlgenährter, intelligenter, gut Deutsch sprechender Offizier so um die Vierzig. Er schilderte halt das Sowjetsystem und den «Kommunismus» sowjetischer Prägung in den schönsten Farben.

Zur Diskussion meldete sich niemand, Anfragen stellte auch niemand. Nicht einmal die KP-Betriebsräte rührten sich. Also dankte ich höflich dem Referenten für seine Mühe und stellte meinerseits die Frage, ob er uns sagen könne, wann die österreichischen Kriegsgefangenen heimkehren könnten und warum sie noch nicht entlassen seien. Der Sowjetoffizier antwortete höflich und völlig nichts-sagend, er könne auch nichts darüber sagen. Aber die Freude war ihm verdorben, er verabschiedete sich sehr rasch, und alles atmete erlöst auf, dass es zu Ende war.

Es war noch mitten im Sommer, der damalige leitende Sekretär des ÖGB, Karl Krisch (er war bis zur Rückkehr Karl Mantlers auch provisorischer Präsident der noch ernannten Arbeiterkammer), bat mich, ich solle an einem Sonntag an seiner Stelle in eine Bezirksstadt im damals sowjetisch beherrschten und von Niederösterreich politisch mitverwalteten Mühlviertel fahren. Er gebe mir sein Dienstauto samt Fahrer, aber ich müsse dort an einem «Gewerkschaftsfest» teilnehmen! Ich hatte weder Lust, noch konnte ich mir vorstellen, was es denn da für Feste geben könnte. An Ort und Stelle blieb mir allerdings die Sprache weg: So viel Torten, Schlagobers und andere Leckerbissen auf einem Fleck habe ich in meinem ganzen

Leben bis zu diesem Tag überhaupt noch nicht gesehen. Die ganze sowjetische Kommandantur erschien, der Bezirkshauptmann hielt die Festrede. Vom Gewerkschaftswesen und der Gewerkschaftsarbeit hatte er ungefähr soviel Ahnung wie ich bis heute von der Atomphysik. Die Wut übermannte mich, als ich diese Verschwendung und Schlemmerei sah und dabei an die Kinder, Kranken und alten Menschen dachte, die in Wien und anderen Städten der gleichen sowjetisch verwalteten Zone lebten, besser gesagt starben, weil sie keine Nahrungsmittel hatten. Es gab eben an diesem Ort eine grosse Molkerei, und die wurde «öffentlich» verwaltet!

Franz Novy kam aus London zurück und übernahm, wie vereinbart, den Vorsitz der Bau- und Holzarbeitergewerkschaft. Er war als Stadtrat für das Bauwesen in Wien vorgesehen und war daher einer der Spitzenkandidaten für die Gemeinderats- bzw. Landtagswahlen. Genau habe ich es nicht mehr in Erinnerung, aber ungefähr zehn Tage vor dem Wahltag wurde Novy von der Wiener Polizei (Staatspolizei) festgenommen und in das Landesgericht eingeliefert. Grundlage war eine Fahndung vom Jahre 1934 unter dem Regime Dollfuß mit der Beschuldigung der Veruntreuung von Gewerkschaftsgeldern. Nur mit grösster Mühe gelang es allen Instanzen inklusive Staatskanzler Renner, Novy aus dem Gefängnis zu bekommen! So funktionierte die komplett kommunistisch besetzte Staatspolizei in Wien. Ob das die bevorstehende Wahl beeinflussen sollte?

Die ersten, so sehr herbeigewünschten allgemeinen Wahlen in Österreich fanden am 25. November 1945 statt. Der Wahlkampf war auch seinerzeit nicht vornehmer als heute. Ich war schon damals der Meinung, dass die politischen Parteien in unserem Lande aus den bitteren Erfahrungen des vergangenen Jahrzehnts nichts gelernt hatten. Am schrecklichsten empfand ich ein sozialistisches Wahlplakat,

das den Sowjets die österreichischen NSDAP-Mitglieder im Austausch für unsere Kriegsgefangenen anbot. Dazu muss gesagt werden, dass dies ein Alleingang des damaligen Zentralsekretärs der SPÖ, Erwin Scharf, war, der dieses Plakat ohne Befragung einer Parteikörperschaft in Auftrag gegeben hatte. Erwin Scharf war von Anfang an – dessen bin ich sicher – ein trojanisches Pferd in der SPÖ im Auftrage der KPÖ und der Sowjets. *Dieses* Plakat hat das Wahlergebnis sicher beeinflusst. Es gibt kaum etwas Abscheulicheres, als eigene Staatsbürger, was immer man ihnen vorwerfen kann, einer fremden Macht als Austauschklaven anzubieten.

Meine erste auswärtige Gewerkschaftskonferenz erlebte ich in Linz. Gemeinsam mit meinem Kollegen als Ko-Zentralsekretär, Anton Vitzthum, fuhr ich dorthin. Johann Böhm gab uns ein beschlagnahmtes altes Vehikel, das die Bezeichnung Auto kaum verdiente. Der Fahrer war ein solider Mann, der uns noch jahrelang diente, er hiess Franz Klimon. Da er kaum irgendwo erwähnt werden wird, er lebt sicher nicht mehr, so soll hier sein Name und auch sein gewissenhafter Dienst festgehalten werden. In Linz bekamen wir von unserem Landessekretär Thanhofer jeder eine Konserve als Tagesverpflegung. Mit der Bemerkung, mehr haben auch wir nicht. Die Rückfahrt war ein Abenteuer. Knapp vor Melk gab unser Fahrzeug den Geist ganz auf. Vitzthum kannte den damaligen Melker Bürgermeister Adlmanseder. Wir suchten ihn auf, vielleicht konnte er uns helfen. Aber es gab keine Hilfe für ein kaputtes Auto. Ob vielleicht die Eisenbahn fährt? Adlmanseder sagte: «Was, die Eisenbahn? Ich war vor einer Woche in Wien, die Rückfahrt mit der Eisenbahn bis Melk dauerte 28 Stunden!» Wir verabschiedeten uns und standen auf der Strasse, vielleicht kam irgendein Fahrzeug, das uns in Schlepptau nehmen würde. Das Wunder geschah. Die Menschen waren damals viel hilfsbereiter. Ein Lkw-Fahrer hängte unser «Auto» an

seinen Wagen und brachte uns bis Schönbrunn. Dort liessen wir unser Gefährt abstellen und verfügten uns nach Hause. Jede Reise innerhalb Österreichs war ein Abenteuer. Bei jeder Reise gab es noch ein Hindernis. Die Demarkationslinien! An der Enns, wenn es nach dem Westen, am Semmering, wenn es nach dem Süden ging. Immer war die Frage: Wird unsere Identitätskarte in Ordnung befunden werden? Es hing von der Anzahl der darin enthaltenen Stempel ab. Diese Zahl wechselte im Laufe der Zeit. Jedenfalls wurden es immer mehr. Im Jahre 1946 – um ein Beispiel anzuführen – fuhren Vitzthum und ich zum Begräbnis unseres steirischen Landesekretärs Schleinler nach Graz. Dieser, einer unserer hoffnungsvollsten Funktionäre, wurde auf der Rückfahrt von Wien nach Graz von einem sowjetischen Fahrzeug frontal gerammt, auf der niederösterreichischen Strecke der Triester Bundesstrasse. Fast alle Insassen waren tot, auch der Landesinnungsmeister des Baugewerbes der Steiermark. Dieser Unfall konnte natürlich niemals geklärt werden. Überlebende sagten aus, sie seien mit voller Absicht von einem schweren Jeep gerammt worden, obwohl ihr Wagen auf der richtigen Spur und korrekt gefahren war. Am Semmering wurden sowohl bei Vitzthum wie auch bei mir wieder die Stempel im Identitätsausweis gezählt und für zu wenig befunden. Daher wurden wir, samt unserem mitgeführten Kranz für das Begräbnis, einfach zurückgeschickt. Man konnte froh sein, wenn es so glimpflich ablief.

Ein Jahr darauf sollten Novy und ich zu einer Gewerkschaftstagung nach Belgien fliegen. Der Alliierte Rat aber lehnte unseren Antrag, die Ausstellung eines österreichischen Reisepasses zu genehmigen, ab. Warum, haben wir nie erfahren. Kurze Zeit später erneuerten wir unseren Antrag für eine Reise nach England, der wurde bewilligt. Wir sahen, dass der Mangel in England mindestens so gross war wie in Österreich. Obwohl die Engländer zu den

Siegern gehörten. Aber mit Disziplin ertrugen sie die Rationierung, und Schleichhandel war so gut wie unbekannt.

Im gleichen Jahr, 1947, kam es in Österreich zum ersten Lohn- und Preisabkommen. Wir begannen mit dem Versuch, die Basis der österreichischen Wirtschaft den Weltmarktbedingungen anzunähern, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte und die öffentlichen Tarife anzuheben, die Subventionen etappenweise abzubauen und Löhne, Gehälter und Pensionen für alle Berufsgruppen der Unselbständigen in einem Zug und an einem Tag anzuheben. Das war ein Experiment, von dem wir wussten, dass es nur in Jahren, aber von dem wir hofften, dass es überhaupt gelingen würde. Auf Anordnung der Alliierten Mächte gab es keine freie Bewegung von Löhnen und Preisen. Der im Dritten Reich geltende Lohn- und Preisstopp wurde formell in Kraft gelassen. In der Kriegswirtschaft konnte dies funktionieren, nach einem beispiellosen Zusammenbruch und darauf folgendem Chaos waren aber Bewirtschaftung und Preiskontrolle ein höchst fragwürdiges System. Die Versorgung der Bevölkerung war besonders in der Ostzone – so wurde der sowjetisch besetzte Teil Österreichs bezeichnet – zeitweise geradezu katastrophal. Die Eingriffe der Besatzungsmächte verschlimmerten die Lage noch. Fabriken, landwirtschaftliche Güter und Wälder wurden unter dem Titel «Deutsches Eigentum» beschlagnahmt. Ein eigener, exterritorialer Wirtschaftssektor, auch mit zahlreichen Kaufgeschäften, entstand vor allem auf Wiener, auf niederösterreichischem und auf burgenländischem Gebiet. Nach dem Einzug der Westmächte in Wien wurde diese Stadt in vier Zonen geteilt, der erste Bezirk blieb als gemeinsame Zone aller vier Mächte. Die Obersteiermark kam mit dem anderen Landesteil unter britische Kontrolle.

Das einzige, was von der Lenkungswirtschaft weiterhin funktionierte, war der Lohnstopp. «Ausnahmen vom

Lohnstopp», so lautete die Formel, konnte im Dritten Reich nur der Reichstrehänder der Arbeit bewilligen. Den aber gab es nicht mehr. Die Alliierten beschlossen, dass der Lohnstopp weiter Geltung haben müsse. Wer aber sollte nun die «Ausnahmen» bewilligen? Schon bei Beginn der Viermächteverwaltung in Wien und Österreich kam an unsere Gewerkschaft der Auftrag, wir sollten unverzüglich die Unterlagen über die geltenden Löhne für unsere Berufsgruppen bekanntgeben. Unsere Gewerkschaft war zwar wieder in unserem früheren Haus der Baugewerkschaft untergebracht, und das war für die vergangenen sieben Jahre der Sitz einer DAF-Kreisleitung gewesen (Deutsche Arbeitsfront, NS-Ersatzgewerkschaft ohne Wahlen und gemeinsam mit den Unternehmern). Wir hatten daher alle Unterlagen fein säuberlich gedruckt für alle Berufe zur Hand. Ich liess zuerst einmal alle diese Unterlagen der DAF vernichten, dann fertigten wir selber Lohntabellen an, die nicht übertrieben, denn das wäre aufgefallen, aber doch höhere Lohnsätze auswiesen als die der seinerzeitigen DAF. Die zuständige alliierte Stelle in Wien akzeptierte diese Aufstellung ohne Widerspruch. Sicher traute man uns eine eigenmächtige Lohnpolitik noch nicht zu.

Es wurde auch eine Lösung bzw. ein Ersatz für den Reichstrehänder gefunden: die Zentrale Lohnkommission (ZLK). Sie wurde beim Sozialministerium installiert, und dieses Gesetz bekam die Zustimmung des Alliierten Rates. Unter Vorsitz eines Neutralen – vom Sozialminister bestellter Beamter – wurde sie paritätisch von Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern gebildet. Diese ZLK amtierte jahrelang, und in dieser wurden jeweils die echten Lohn Verhandlungen geführt. Der Vorsitzende war Dr. Steinbach, ihm kommt das Verdienst zu, dass dieses System funktioniert hat und es nie zu wirklich grossen Lohnkonflikten kam. Auch er ist vergessen, ganz zu Unrecht, so

soll er wenigstens bei dieser Gelegenheit erwähnt und seine Arbeit gewürdigt werden.

Mit dieser Schilderung habe ich der Entwicklung etwas vorgegriffen. Es ging um die schrittweise Anpassung unseres Preis- und Lohnniveaus und damit unserer wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit an den Weltmarkt. Ausschlaggebend war auch der Beginn des Marshallplans. Die jährlich an Österreich gegebenen Dollarsummen sollten vor allem für den Ankauf von Maschinen, Rohstoffen und Futtermitteln verwendet, unsere Betriebe modernisiert, die Produktion verbessert und durch die angekauften Rohstoffe der Export angekurbelt werden. Die ungenügende landwirtschaftliche Produktion und die dadurch schlecht funktionierende Versorgung der Bevölkerung mit Lebens- und anderen dringenden Bedarfsmitteln zwangen die Regierung, wesentliche Summen für den Ankauf von Nahrungsmitteln im Ausland zu verwenden. Diese im Verhältnis zu unserem Inlandspreisniveau hohen Ankaufspreise mussten natürlich stark subventioniert werden, damit sie die Bevölkerung überhaupt kaufen konnte. Die Subventionierung erfolgte über den Dollarverrechnungskurs. Er wurde mit 1 : 10 umgerechnet. Das war reine Utopie. Der amtliche Umrechnungskurs war ca. 30 Schilling für einen Dollar, bloss dafür bekam man keinen Dollar: Der Schwarzmarktkurs war mindestens 100 Schilling.

Vielleicht kann ich hier einfügen, dass wir am Anfang im Jahre 1945 alle, egal ob Hilfsarbeiter oder Regierungsmitglied, monatlich mit 150 Mark bzw. dann mit 150 Schilling entlohnt wurden. Das war für mich kein grosses Problem, man bekam nicht einmal Waren für S 150 im Monat! Die Amerikaner sagten uns, wenn ihr diese Hilfgelder alle aufessen werdet, dann wird Österreich am Ende der Aktion genauso, ja noch ärmer dastehen als vorher. Das Land muss vor allem wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen können, damit es auch um seine politische Zukunft ringen kann.

Sehr einleuchtend, nur wie sollte man ein solches Programm einer hungernden und frierenden Bevölkerung in kriegszerstörten Städten schmackhaft machen? Es war im Verlauf dieser Jahre bis 1951 mit fünf Lohn- und Preisabkommen nur unter Aufbietung unserer ganzen Autorität möglich gewesen, das der Bevölkerung, vor allem der in den Städten unter schwersten Entbehrungen leidenden arbeitenden Bevölkerung begreiflich zu machen. Die landwirtschaftlichen Gebiete und die westlichen Bundesländer hatten es wesentlich leichter als wir in der Ostzone. Hier kam noch der ungeheure politische Druck der sowjetischen Besatzungsmacht dazu mit täglichen Einschüchterungen, Drohungen, Verhaftungen und Verschleppungen auch von politischen Funktionären, selbst von Abgeordneten. (Zwei niederösterreichische Landtagsabgeordnete wurden verschleppt und verurteilt, einer starb in dieser Haft, der Sicherheitsdirektor musste über Nacht in die britische Zone flüchten, um nicht verhaftet zu werden.) Also Anhebung der Preise, um den Bauern einen Anreiz für mehr Produktion und Belieferung der Märkte zu bieten, dafür Ankauf von Dünge- und Futtermitteln als Hilfsmassnahmen für eine zu steigernde Produktion. Maschinen und Rohstoffe für die Industrie, dafür Abbau der Subventionen für die Artikel des täglichen Bedarfs. Verbunden damit war eine schrittweise Zurückdrängung des Schwarzmarktes.

Die zweiten allgemeinen Wahlen in den Nationalrat im Jahre 1949 brachten auch den zweiten Versuch, die junge parlamentarische Republik durch Wahlen in Schwierigkeiten zu bringen. Der kommunistische Stimmenzuwachs war trotz der grossen wirtschaftlichen Notlage und aller psychologischen und propagandistischen Hilfe durch die Sowjets minimal, ja bedeutungslos. Lediglich der grosse Erfolg des VDU (Verband der Unabhängigen) brachte ein neues, unbekanntes Element auf die politische Bühne. Die beiden grossen Parteien, die alleinigen Träger der Verantwortung

in einer furchtbaren Zeit, überstanden diese Probe, wenn auch beide leicht lädiert. Es soll nicht vergessen werden, auch an dieser Stelle jenes Mannes zu gedenken, der seine ganze persönliche Autorität, seine überragende Menschlichkeit für diese Entwicklung eingesetzt hat: Johann Böhm, Präsident des ÖGB. Gegen ihn richtete sich in diesen Jahren die ganze Wucht der demagogischen Propaganda und Verunglimpfung. Er war der unbeugsame Turm in diesem Ansturm gegen unsere Demokratie.

Das vierte Lohn- und Preisabkommen, Lohn- und Preis-pakt genannt – das sollte abwertend klingen –, war nach dem Scheitern des zweiten Anlaufes, durch Wahlen den Staat für ein Abrutschen Richtung Osten reif zu machen, die Gelegenheit für die grosse ausserparlamentarische Aktion gegen Regierung und Parlament.

Diese Aktion schien in den ersten Tagen sehr gefährlich. Sie war nicht nur auf die Ostzone beschränkt, auch Oberösterreich (Linz und Steyr) sowie die Steiermark (Donawitz und Grazer Becken) waren in diese Aktion einbezogen. Auch dieser Anschlag wurde abgewehrt. Nach den Wahlschläppen war dies der Versuch, mit ausserparlamentarischen Mitteln Einfluss auf die Regierung und die Gewerkschaften zu bekommen.

Ein schrittweiser Abbau der Einfuhrkontingente zur Belegung des Aussenhandels, ein Aussenhandelsförderungsgesetz und ein neuer Zolltarif mit schrittweisem Zollabbau haben dann neben anderen wirtschaftlichen Massnahmen die Konjunktur und den Wohlstand eingeleitet, auf deren Grundlage auch das Netz der sozialen Sicherheit geschaffen werden konnte. Die fast gänzliche Aufhebung der amtlichen Preisregelung und die freie Lohnabsprache zwischen den Sozialpartnern war nur eine logische Folge dieser Entwicklung.

Der Abschluss des Staatsvertrages brachte die Rückgabe von allen beschlagnahmten Betrieben und landwirtschaft-

liehen Gütern, der Ölfelder und der Donau-Dampfschiff-
fahrts-Gesellschaft. Die Zahlung der Entschädigung an die
Sowjetunion war nicht mehr so schlimm wie seinerzeit die
Zahlungen während der ersten schweren Jahre an die
Besatzungsmächte. Diese und andere Lasten hatten be-
wirkt, dass die Währungsreform vom Jahre 1947 nicht den
erhofften Erfolg gebracht hatte. Das war jetzt alles vor-
über, und das Wunder, von dem wir – ich meine die grossen
politischen Gegner von einst aus beiden österreichischen
Lagern – in Dachau geträumt hatten, ist Wirklichkeit gewor-
den: Österreich ist wieder erstanden, frei und wirtschaftlich
stärker als je zuvor.

JOSEF KLAUS

Die Wirkungen Werner Bergengruens und Reinhold Schneiders in unserer Kriegs- und Nachkriegsgeneration

Die Heimkehrer im Jahre 1945, ob sie den letzten Kämpfen um Berlin oder Wien oder den Kriegsgefangenen- oder Konzentrationslagern, den Todeszellen der Kriegsgerichte, der Verbannung und Zwangsarbeit in fernen Gauen und Protektoraten entkommen waren, brachten körperlich ein oft allzu leichtes Gewicht – ich wog 48 Kilogramm –, geistig und seelisch ein schweres, oft allzu schweres Gewicht nach Hause. Enttäuschungen, Zweifel, Zukunfts- und Todesangst hatten sich in den letzten Jahren mit Hoffnungen, Sehnsüchten und grossen Zukunftsplänen die Waage gehalten. Was war aus der «Überwindung der Arbeitslosigkeit», aus der «Wiedergeburt der Reichsidee», aus dem «Kreuzzug gegen den Weltbolschewismus» geworden? Und dann Stalingrad, Dresden, Berlin, Auschwitz, Mauthausen ...

Für die einen war es die tragische Bestätigung ihrer vom ersten Tag des Hitlerregimes an gehegten Befürchtungen, für die anderen die langsame und bittere Erkenntnis eines furchtbaren Irrweges, wachsender Zweifel am sogenannten Endsieg, Angst um das Leben der nächsten Angehörigen und Freunde, Hoffnung auf ein Ende mit Schrecken, käme es von einer Befreiungsarmee aus dem Westen oder – wenn es sein müsste – auch aus dem Osten. Tief drinnen aber wuchs die Sehnsucht und Suche nach einem ehrlichen aufrichtenden Wort, nach geistiger Führung und seelischem Halt.

Es wurde damals viel – jedenfalls viel mehr als heute – gebetet. Zwei unvergessliche Erinnerungen sagen es mir

heute noch. In Salzburg versammelte der Professor P. Albert Auer OSB einen Freundeskreis, dem ich angehören durfte, in der Margarethenkapelle von St. Peter zu Vorträgen und Gebet. In der Kriegsschule zu Thorn an der Weichsel fanden sich fast allabendlich bei unserem Taktiklehrer Hauptmann von Loetsch einige Kameraden ein, um mit ihm zu beten; als die Sowjetarmee sich Thorn näherte, wurde er zur Kampftruppe versetzt und fiel wenige Tage darauf, während wir Fähnriche, eilends zu Leutnanten befördert, durch eine unfassbare Fügung noch in den letzten Kriegswochen zurück in die «Führerreserve OKH» mit den Stationen Linz, Wien, Döllersheim, Vilshofen, Augsburg versetzt und schliesslich von den Amerikanern gefangengenommen wurden.

Draussen und daheim bildeten sich damals unzählige kleine Kreise der Besinnung, der Umkehr, des Widerstandes, wurden tiefe Freundschaften geschlossen, Aussprachen geführt und Bücher und Kleinschriften gelesen, immer wieder abgeschrieben und von Hand zu Hand weitergegeben. Eine geheime, von der Gestapo nur schwer fassbare Gegenmacht gegen Hitler wuchs heran.

Ernst Jünger liess uns «Auf den Marmorklippen» (1939/40) tief in die Abgründe und Gefahren der «Mauretaniezeit» blicken, das unheimliche Beginnen des grossen Boss, des Oberförsters, durchschauen: «Kaum waren aber Haus und Garten gerichtet und die Arbeit so gediehen, dass ihre ersten Früchte winkten, da glomm bereits der Mordbrandschimmer an der Campagna-Front der Marmorklippen auf.» J. Huizinga zeigte uns in seinem erstaunlich mutigen Buch «Im Banne der Geschichte» (1942), wie es damals um die Geschichtswissenschaft bestellt war, auch um das landläufige Sprichwort: Strenge Herren regieren nicht lange. Als die bedeutendste und prinzipiellste unter den Gefahren für seine Wissenschaft bezeichnete er den Anthropomorphismus Oswald Spenglers, des Abgotts der NS-Geschichts-

und Rassentheorien. In den Tagen der leidvollen Besetzung seiner niederländischen Heimat stellte er die unerhört mutige Frage: «Was ist hier beklagenswerter, die Tyrannei der herrschenden Mächte, welche das Bekenntnis zu einer vorgeschriebenen Lehre erzwingen, oder die Willfährigkeit, mit der eine politische Wissenschaft sich ihrer neuen Aufgabe ohne Widerspruch bis zum Äussersten unterzieht? Länder, die einst zu den geistig und kulturell führenden gehörten, sind jetzt das Gebiet einer gefesselten Geschichtswissenschaft.»

1941 bis 1945 schrieb der englische Historiker und Kulturphilosoph Christopher Dawson in seinem Buch «Gericht über die Völker», dass diese Jahre unheilvoller seien als irgendwelche anderen, die Europa seit dem vierzehnten Jahrhundert erlebt hat.

Ähnlich aufrüttelnde Gedanken und Hinweise erfuhren wir aus den damals viel gelesenen Büchern von Karl Jaspers, Peter Wust, Theodor Haecker, Romano Guardini, Nikolai Berdjajew. Auf oft abenteuerlichen Schleichwegen und mit einem verstehenden Blickwechsel in Buchhandlungen und Leihbüchereien gelang es manchmal, in den hintersten Regalen versteckte Literatur dieser Art «Samisdat» zu ergattern. Diese Autoren und die vielen Freunde, die sie uns bekannt machten, trugen dazu bei, dass sich in uns ein Arsenal von Wissen, Wertvorstellungen und Zielsetzungen bildete, das wir in der Familie, im Freundes- und Berufskollegenkreis, in den Bildungsinstitutionen und vielleicht sogar in der neuen politischen Gemeinschaft gut brauchen würden – wenn uns überhaupt eine geschichtliche Wende und eine glückliche Heimkehr noch bevorstünden.

Hoch überragt wurde diese Schar grosser und mutiger Geister von zwei Namen, die vielen zum Schicksal wurden: Werner Bergengruen und Reinhold Schneider.

Ein schöner Zufall wollte es, dass 1940/41 im Heereslazarett Hailein Max J. Haihuber als Unterarzt Dienst machte,

während es mich in die Wehrkreisverwaltung Salzburg verschlagen hatte. Viele Abende verbrachten wir in Gespräch und gemeinsamer Lektüre in seinem Barackenzimmer. Er las gerade Werner Bergengruens «Am Himmel wie auf Erden» (1940) und empfahl mir den schon früher erschienenen Roman «Der Grosstyran und das Gericht». In beiden Büchern ging es mit geradezu schockierender Zeitbezogenheit um den Widerstreit von Macht und Recht, um die Hybris des Machtmenschen und die sanfte Gegenmacht reiner und demütiger Vertreter einer christlichen humanitas. Damals kam uns auch das am meisten bekannte und geliebte Bergengruen-Gedicht «Liebt doch Gott die leeren Hände . . .» unter. Ich sollte es gleichsam als Gruss und Trost auf der ersten Seite der ersten Lagerzeitung, die mir in der Kriegsgefangenschaft zu Gesicht kam, wiederfinden.

1942 schon war mir eine unvergessliche Begegnung mit Werner Bergengruen in Salzburg gegönnt. Meine Salzburger Freunde Gertrud und Hans Meyer aus Münster, Agnes Muthspiel, Eduard Bäumer wussten, dass der Dichter im oberbayerischen Bergen wohnte. Es gelang uns, ihn zu einer höchst privaten, geheimen Dichterlesung nach Salzburg zu bringen. Als Ort war das Bäumer-Atelier in der Grassmayr-Villa auf dem Mönchsberg gewählt. Die Einladungen konnten nur im engsten vertraulichen Kreis erfolgen; es wurde ein ebenso wunderbarer wie aufregender Abend. Das geistig unabhängige Salzburg war in schöner Auslese versammelt. Angelica Bäumer, damals zehnjährig, erinnert sich: «Sicher waren dabei der Maler Wilhelm Kaufmann, Mitglieder der Familie Schuchter, Slavi Soucek, die Prähausers, Grassmayr, Rudolf Peyrer-Heimstätt... Was W. B. gelesen hat... sicher Gedichte, man war ja so hungrig nach Gedanken und Symbolen.» Max Haihuber hatte ich persönlich mitgenommen. Auch mein junger Kärntner Landsmann Michael Guttenbrunner war

dabei. Vor kurzem schrieb er mir: «Von allen ... leben nur noch wir zwei und ein paar, die damals noch Kinder waren, wie z.B. die Bäumerkinder. Bergengruens seltsame äussere Erscheinung war wie eine, die in alten deutschen Büchern steht; er hatte ein mageres, ausgemergeltes Gesicht mit stark vorgeschraubten Augenkugeln, reich an wurzelförmigen Zügen, mehrfach querein geschnitten von den Streichen der Mensuren. Unter den Zuhörern befanden sich zwei jüdische Leute, denen der edle Grassmayr vorübergehend Obdach gab. Ferner war anwesend der Salzburger Bürger Aloys Jungmayr . .. stadtbekannt als Charakter und Original von sichtbar altem Schrot und Korn, äusserlich grob und unverblümt, derb, mit unverwischter bäuerlicher Spur.. . Anwesend war ferner mein Freund, Dr. Wolfgang Benndorf, nach dem Krieg Direktor der Grazer Universitätsbibliothek ... Unter den Zuhörern war auch Dr. Kurt Preussler, ein entschiedener Gegner des Hitlertums, der den Gedanken, Impuls und das Talent hatte, Epigramme gegen die Diktatur zu schreiben, die unter der Hand zirkulierten . . .»

Reinhold Schneiders Werk und beispielhaftes Leben übte einen noch grösseren Einfluss auf unsere Generation aus. Wo ist er mir in jenen schweren Jahren nicht überall begegnet und anempfohlen worden! In einer Koblenzer Leihbibliothek stiess ich im Winter 1939/40 auf seine ersten geschichtsphilosophisch wie dichterisch faszinierenden Bücher: «Das Inselreich», «Die Hohenzollern», «Das Leiden des Camoes», «Philipp II. oder Religion und Macht». In der Wehrkreisverwaltung in Salzburg übergab mir Gertrud Meyer von ihr selbst abgeschriebene Sonette Reinhold Schneiders, darunter jenes berühmte, tiefwirkende: «Allein den Betern wird es noch gelingen ...». Bei einem Besuch in Rosenheim, im Hause Hofmiller, bekam ich als Gastgeschenk – ein Sonett von R. S. Bei einer Dienstreise in Graz übergab mir F. M. Kapfhammer ein Sonett, das er «gerade

aus Dresden erhalten» hatte. Im Kriegsgefangenenlager besass ein protestantischer Theologe Schneiders schöne Schrift über Eichendorff und liess sie so lange durch unsere lesehungrigen Reihen gehen, bis sie zerschissen und zerrissen wieder bei ihm landete.

In einer biographischen Notiz Reinhold Schneiders vom September 1945 steht: «Von 1933 an befand sich mein Schrifttum im entschiedenen Gegensatz zum Staate; die Angriffe der Presse setzten sofort ein . . . seit 1940 bekam ich keine Druckerlaubnis mehr. Trotzdem wurden während des Krieges, dank der Tapferkeit meiner Verleger und Freunde, weit über 500.000 Exemplare meiner Schriften allein durch den Druck verbreitet; die privaten Vervielfältigungen kann ich nicht übersehen ...» 1953 notiert er: «Der Druck der Diktatur in Deutschland, die Last des namenlosen Leidens, das sie heraufrief, verstärkte und klärte die religiösen Überzeugungen. >Las Casas vor Karl V.< (1938) war der mir mögliche Protest des Gewissens gegen die Zeit, aber auch die europäische Geschichte als Eroberung überhaupt. Während des Krieges versuchte ich in religiösen Schriften zu trösten, in Erzählungen Handlungen gegenüber der Gewalt zu gestalten. .. Das Problem der Macht, die Frage: was ist geboten, was ist erlaubt? liess mich keinen Augenblick los . . . Meine Arbeit ist kein Bau oder System, sondern ein Weg; er endet im Zusammenstoss des radikalen christlichen Ethos mit der weltlichen Macht und einem jeglichen Versuch, sie zu vergötzen.»

Am stärksten hat auf uns damals wohl «Macht und Gnade» (1940) ausgestrahlt. Beim Verlag trafen sofort 80.000 Bestellungen ein. An der Ostfront, in Stalingrad, in den Lazaretten ging das Buch von Hand zu Hand. Beim Autor selbst trafen «Waschkörbe voll Dankschreiben» ein. Das bedeutendste kam aus Montagnola: «Hochgeschätzter Herr! Mit ungewöhnlicher Freude, Stärkung und innerer Zustimmung lese ich Ihr Buch «Macht und Gnade». Dafür

möchte ich Ihnen danken. Mit freundlichen Grüßen, H. Hesse.» Ich hüte diesen Sammelband als kostbaren Besitz. Gleich der erste Essay, «Die Rechtfertigung der Macht», ist mir zu einem Leitstern der Geschichtsauffassung, des politischen Denkens und Handelns, vor allem aber der politischen Verantwortung geworden.

Mehr noch beschäftigte mich die in «Philipp II. oder Religion und Macht» und auch in späteren Werken immer wiederkehrende Frage: «Was ist Macht und wie soll sie verwaltet werden? Sie kann nicht Eigentum sein, sie ist vielmehr ein Lehen und ein furchtbarer Prüfstein.» Oft musste ich mir nachsagen lassen, mir fehle ein gesundes Verhältnis zur Macht, ich scheue vor der vollen Machtausübung zurück. Wenn man fast jede Seite von Reinhold Schneider gelesen und ihn persönlich gekannt hat, denkt man anders darüber; erkennt man besser die Gefahr der Macht, auch die Macht der Gefahr; hütet sich leichter vor dem Missbrauch der Macht und übersieht nicht in entscheidenden Momenten den «furchtbaren Prüfstein». In Anlehnung an Reinhold Schneider floss am 1. Dezember 1949 – es war gerade Halbzeit im Jahrzehnt des Übergangs «vom Reich zu Österreich» – im Salzburger Landtag nach meiner Wahl zum Landeshauptmann mancher Passus zum Thema Macht in meine Antrittsrede.

Ein ganzes Buch liesse sich schreiben über die Freundschaft, die unser Dioskurenpaar Werner Bergengruen und Reinhold Schneider verband. Schon 1953, in seiner Berliner Zeit, lernt Schneider den um vierzehn Jahre Älteren, 1892 in Riga Geborenen kennen. Nach dem Erscheinen von «Las Casas» nennt Bergengruen dieses Werk einen «herrlichen Aufruf zu Ehrfurcht vor allem, was Menschenantlitz trägt». Der Briefwechsel zwischen beiden enthüllt grossartige Spuren eines ungetrübten, offenen Gedankenaustausches. Am 18. Juni 1947 schreibt Bergengruen an den Freund: «Ich brauche es nicht zu betonen, dass Sie mir der wichtigste

Mensch im gegenwärtigen Deutschland sind.» In den für Reinhold Schneider schweren Jahren 1949/51, in denen er wegen seines Eintretens gegen die Wiederaufrüstung und für den Frieden arg missverstanden wurde, besucht ihn der Freund des Öfteren und bekennt sich zu ihm, der sich in einem Brief vom 4. Dezember 1951 beklagt, dass «(ich) einmal als Jude, dann als Kommunist, neuerdings als geistig umnachtet gelte, wieder totgesagt werde oder auf dem Wege bin, Protestant zu werden, und in Wahrheit nichts weiter sein möchte als ein lebendiger Christ...» Just an diesem Tag bietet der Ältere dem Jüngeren das Du-Wort an! Von nun an ist Werner Bergengruen für Reinhold Schneider Schildträger, Laudator, Anwalt, Interpret und zuletzt ergreifender Grabredner.

Als am 21. September 1956 in der Nachfolge von C. J. Burckhardt, Romano Guardini, Martin Buber und Albert Schweitzer der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an Reinhold Schneider verliehen wird, hält Werner Bergengruen die Festansprache: «Reinhold Schneider und der Friede». Aus der ergreifenden Grabrede, gehalten auf dem Baden-Badener Friedhof am 10. April 1958, sei nur ein Satz in Erinnerung gebracht: «Ich spreche hier für alle jene, die in der Anfechtung, in der Not, in der Verzweiflung der furchtbarsten Jahre unserer Geschichte die Tröstung, die Kraft, die Milde und Liebe dieses grossen selbstlosen Herzens erfahren haben, hinter Stacheldraht und Gefängnismauern, in Bunkern, Spitälern, bei Stalingrad, unter Trümmern und vor Gräbern.»

Werner Bergengruen war nicht der einzige, der Reinhold Schneider so hochschätzte und verehrte. Karl Pfleger, der 1959 den Band «Kundschafter der Existenztiefe» herausgab, schrieb dort Lesenswertes über Simone Weill, Max Picard, Peter Wust, Paul Claudel, Georges Bernanos und Reinhold Schneider: «Er und kein anderer muss die... Reihe beschliessen.» Jochen Klepper, der 1942 mit seiner

jüdischen Frau durch Selbstmord aus dem Leben geschiedene evangelische Theologin und Dichterin, schrieb am 9. Mai 1934 über Reinhold Schneider in sein Tagebuch: «Dieser Mensch ... ist mir Schicksal geworden.» Aber auch die Grossen und Berühmten standen verehrend und anerkennend zu Schneider. Ich zitiere nur eine Stelle aus einem langen Brief, den Thomas Mann am 18. Dezember 1953 an ihn richtete:

«Herr Hegner hatte mir alle Ihre Bücher geschickt, dazu das Buch von Balthasar über Sie ... (Ich) war tief berührt von der hohen und feinen, religiös gefestigten Geistigkeit dieser Äusserungen.. . Um Ihre katholische Basis und Bindung sind Sie zu beneiden. Mir fehlt diese Geborgenheit, denn mein Protestantismus ist blosser Kultur, nicht Religion . . .» Ähnliches durfte er von Eduard Spranger, Albert Schweitzer, Gottfried Benn und anderen, ihm ansonsten Fernstehenden erfahren.

Bundespräsident Theodor Heuss gestand in seiner Geburtstagsadresse zu Schneiders Fünfzigstem: «. . ich durfte Ihnen, von Mann zu Mann, von Brief zu Brief, manchmal sagen, wie ich den Rang Ihrer Darstellungskraft bewundere und wie gerührt oder ergriffen ich sehe, was Sie, mit herrlicher Siegeskraft über Leid und Beschwernis, in schöpferischer Freiheit gestalten.»

Es bleibt noch ein Wort über die Beziehung Reinhold Schneiders zu Österreich und uns Österreicher zu sagen. Seine erste Reise zu uns war wohl die im Juni 1954 nach Graz, wo er einen Vortrag «Über Wesen und Verwaltung der Macht» hielt. Das Jahr 1957 führt ihn mehrere Male nach Österreich, nach Bregenz, Salzburg und zweimal nach Wien.

Der findigen und nach allen Seiten hilfreichen Elisabeth Effenberger gelang eine Einladung zu einem Vortrag im Forum Hohensalzburg über «Europa als Lebensform». Oskar Schatz berichtete darüber in den Salzburger Nach-

richten: «Die Grosse Aula hat wohl seit langem keinen derartigen Menschenandrang erlebt... In der Tat kann man sich kaum eine eindrucksvollere Manifestation internationaler Verbundenheit im Zeichen des universalen Geistes vorstellen als diese Versammlung von Menschen aus 35 Nationen, in ihrer Mitte Minister a. D. Robert Schuman, Bundeskanzler a. D. Kurt von Schuschnigg und Kardinal Tisserant, in einem der ehrwürdigsten Räume unserer Stadt.»

In meiner Begrüßungsansprache dankte ich dem Dichter, dass er trotz seiner angegriffenen Gesundheit nach Salzburg geeilt sei, und erinnerte an jene Flugschriften, die uns in dunkelster Zeit Mut und Orientierung gegeben hatten. In diesem Vortrag kam Reinhold Schneider – Monate vor dem «Winter in Wien» – auch auf Österreich zu sprechen: «Die Stellung Österreichs ist, wie sie immer war, ausser Vergleich . . . Das Problem der Macht hat hier einen durchaus eigenen Aspekt; sie kann hier gar nicht konzipiert werden ohne das Bewusstsein der Erlesenheit, ohne existenziellen Wert, so wie das Geschichtliche hier nicht ohne Stolz, mit dem sich liebenswerte Ironie vereint.»

In diesem denkwürdigen Salzburger Vortrag stand das Problem der Macht wieder im Mittelpunkt: «Es kommt hier weniger auf Autorität an als auf Durchdringung von innen: die Beeinflussung der Wertwelt, die Wahrheit des Gewissens, die Steigerung seiner Inhalte.» Und ähnlich wie Karl Jaspers etwa zur gleichen Zeit meinte, das Ethos der eigentlichen Neutralität könnte Wegleitung zur Weltordnung werden, und das Moment kleiner Mächte, die Selbstbeschränkung, könnte universal werden – hob Reinhold Schneider in Salzburg hervor: «Heute ist das europäische Geschichtsbewusstsein in den kleinen Völkern stärker verankert als in den grossen Nationen, die sich auf der Drehscheibe der Macht zu halten versuchen... In densogenannten kleinen Völkern, den Mächten, die ihre

Kulmination überlebt haben und darüber weise geworden sind, ist heute das europäische Erbe klarer zu erkennen als in denen, die sich noch in der Mitte des Schwungrades festzuklammern suchen und sich unaufhaltsam amerikanisieren.» Und wie wenn er eine europäische Diagonale vom äussersten Nordosten bis zum äussersten Südwesten quer durch Österreich, durch das «Herz vom Herzen Europas» (Hofmannsthal), ziehen wollte, zitierte er uns ein Freundeswort von Jan Sibelius über ihn: «Wer Finnland liebt wie er, der versteht das Herz Portugals.»

Österreich wurde seelisch und körperlich für Reinhold Schneider zum grandios-tragischen Finale seines Lebens. Nicht viel mehr als ein halbes Jahr Lebenszeit war ihm noch gegönnt. Schon in Salzburg hatten wir das Gefühl, dass seine körperliche Gebrechlichkeit und geistige Aussagekraft letzter persönlicher Anstrengungen und seitens der Umwelt äusserster Schonung bedürftig sei.

Er hatte ja auch in Salzburg nur zusagen können unter der Bedingung, dass er ein stilles Zimmer mit all jenem Komfort erhalte, den sein Gesundheitszustand unverzichtbar machte. Als ich davon erfuhr, konnte ich ihm eines der Gästezimmer anbieten, die kurz vorher von der Bundesgebäudeverwaltung in den Räumen der Residenz eingerichtet worden waren.

Dies hatte überdies den Vorteil, dass er unter dem gleichen Dach aus einem Fenster der Residenz einer «Cosi fan tutte»-Aufführung unter dem unwiederholbaren Dreigestirn Böhm-Schuh-Neher im Residenzhof beiwohnen konnte. Noch aus Passau von den «Europäischen Wochen» schrieb er: «Der Abschied von Salzburg ist mir sehr schwer geworden; was gäbe ich darum, wenn der Brunnen noch vor dem Fenster rauschte!»

Ich erinnere mich noch an zwei persönliche Begegnungen mit ihm in diesen Tagen. Anschliessend an seinen Vortrag

luden wir ihn in den Peterskeller. Es war anfangs eine sehr besinnliche, stille Stunde in der «guten Stube» bei schönen Gesprächen, die dann aber sichtlich gestört waren, als sich Friedrich Schreyvogel zugesellte, der seinem Namen dort etwas zuviel Ehre machte. Das zweitemal traf ich unverhofft einige Tage später in Passau erneut auf Reinhold Schneider. Er hatte dort einen Vortrag zugesagt und spazierte am Donauufer entlang, als meine Frau und ich unseren DDSG-Dampfer suchten, mit dem wir am nächsten Morgen donauabwärts fahren wollten. Da wir erst gegen Abend unsere Kabine beziehen konnten, luden wir Reinhold Schneider zu einem Glas Wein – ich glaube, es war sein gewohnter und geliebter alter badischer – und genossen seine vornehm-freundliche Gesellschaft, die immer dann aufblühte, wenn nicht zu viele Menschen rundherum waren. Ich erinnere mich nicht mehr an Einzelheiten, aber es war eine wunderbare Gesprächsatmosphäre. In solchen Stunden vermittelte er den Gesamteindruck eines lebenswürdig-bescheidenen, stark nach innen gekehrten, in Sprache und Haltung vornehmen, aber auch in jeder Hinsicht schonungsbedürftigen Menschen, für den Städte wie Salzburg und Passau, Ströme wie Inn und Donau etwas Beglückendes, Verheissendes und Richtungweisendes hatten; an diesem besonnenen Sonntagnachmittag im August 1957 ging die Richtung seiner Gedanken gewiss stromabwärts nach Wien, das ihm schon lange als letztes Ziel, als «unauslotbares Phänomen», vorschwebte.

Um den Proben für die Uraufführung seines Dramas «Der Grosse Verzicht» am Burgtheater, wofür er schon am 19. Juli nach einem Dramatikerwettbewerb der Bregenzer Festspiele dort bei einem Festakt – von Bundespräsident Schärff gewürdigt – den ersten Preis erhalten hatte, beiwohnen zu können, verbrachte Reinhold Schneider vom 5. November 1957 bis zum 6. März 1958 den «Winter in Wien». Friedrich Heer begrüßte ihn in der «Furche»: «Die Wiener

und Österreicher werden sich wundern, wenn sein Buch über Wien erscheint. Hier werden Tiefen angerührt, Gründe, Melodien, und auch Abgründe, die hierzulande gern vergessen und verdrängt werden. Reinhold Schneider liebt Österreich, gerade weil er um seine Schwächen, seine Brüchigkeiten weiss. Es ist nicht sicher, ob unser Land und Volk viele so ehrliche, aufrichtige und aufgeklärte Freunde in anderen Zonen besitzt. Unser Land könnte nur gewinnen, wenn es dem Gast für längere Zeit eine Heimstatt bereiten würde.»

Auf österreichische Publizisten wie Friedrich Heer, Dichter wie Max Mell, Felix Braun, Karl Th. Csokor, Rudolf Henz, auf österreichische Maler wie Hans Fronius machten die Gestalt, das Wesen und die Kunst Reinhold Schneiders einen tiefen Eindruck. Fronius, der schon früher Bücher von Werner Bergengruen (und vor allem von Kafka!) illustriert hatte, sass mit Reinhold Schneider des Öfteren im Cafe Prückl und in der Pension Arenberg zusammen. Im «Bilderbuch seines Lebens» schreibt Fronius: «Im Blick der intensiv blauen Augen des Dichters konzentrierte sich sein ganzes Wesen: Geist und Güte... Hie und da verriet er mir mit einigen hastigen Sätzen die Krise, in der er sich befand.

Ganz unvermutet, zum Beispiel etwa beim Anziehen der Mäntel, ein ander Mal wieder im Lift. Trotz dieser Krise blieb er in seinem Innersten heiler und sicherer aufgehoben als viele der Zeitgenossen, und immer war man beglückt von der Strahlungskraft seines Wesens ... Seine Bescheidenheit war übergross, ja beschämend. In seinem letzten Brief, in dem er mich um einige Zeichnungen für sein Buch «Winter in Wien» bittet, schreibt er: «Halten Sie es nicht für anmassend, wenn ich meine, dass Ihre Kunst auf sonderbare Weise zu meinen Fragmenten passt; Sie sind der einzige, der mich begleiten könnte ... «Diesen Brief erhielt ich erst nach seinem Tod.» (Ostersonntag 1958)

Wie stark die Wirkungen dieses einzigartigen Menschen auf einen Österreicher sein konnten, bewies der im äusseren und inneren Erscheinungsbild Reinhold Schneider so ähnliche Felix Braun, der von ihm im Jnsel Almanach 1959 mit zarter Feder das wunderbare Porträt «Reinhold Schneider in Wien» entwarf und darin zu dem Schluss kam: «Alles, was von diesem lauterem Menschen ausging, neigte mich ihm zu. Seine Gegenwart machte meinen Charakter zu einem besseren, und ich glaube, dass jeder, der ihm näher kam, ähnlich gefühlt haben muss.»

Das Dioskurenpaar Werner Bergengruen und Reinhold Schneider begleitete jeden, der das Glück hatte, ihnen in ihren Büchern und Schriften oder gar persönlich zu begegnen, der gelernt hatte, sich ihnen anzuvertrauen, ja sie zu verehren, wie zwei Engel auf dem Wege durch die Epoche des Heils und Unheils vom Reich zu Österreich. Ob ihre führende und bestärkende Kraft, ob insbesondere ihre sanfte Weisung und Mahnung an die Verantwortlichen, wie mit der Macht umzugehen sei und wohin die Wege in Österreich und in Europa führen sollten, noch Nachwirkungen in und unter uns haben, muss dahingestellt bleiben.

Schon vor einem Vierteljahrhundert hat dies Friedrich Heer in der «Furche» beklagt: «Ob man in Österreich die Mahnungen, Bitten, Beschwörungen des Reinhold Schneider, an unsere Adresse gerichtet, vernehmen wird? Diese Bitte, doch nicht ganz in Geschichtslosigkeit, Besinnungslosigkeit, Provinzialität des Herzens und Geistes zu versanden? In einem Selbsthass, einer Gleichgültigkeit gegen die eigene Vergangenheit und Zukunft, die erschrecken lassen? – Unseren Politikern und Verantwortlichen sei ins Stammbuch ein Wort geschrieben, das dieser deutsche Seher und Sterbende auf der letzten Seite seines Wiener Tagebuchs einträgt:

«Später, im Hause des Herrn A. v. S., des Bruders des einstigen Bundeskanzlers, tauchen im Gespräche die Schrecken der zwölf Jahre auf, von denen kein Einsichtiger behaupten kann, dass ihre Wiederholung unmöglich ist.»

Aus den Tagebüchern

1948

Heimatlosigkeit

Mein Schicksal, mein Problem: die Heimatlosigkeit. Das war nicht immer so, nicht in meiner Kindheit, nicht in meiner Jugend. Jetzt, von schrecklichen Erfahrungen belehrt, zeigt sich mir, dass ich hier nicht zu Hause bin, vielleicht nicht mehr, und das aus vielen Gründen. So lang ich weg war, war Vergangenes mein Halt und meine Sehnsucht. Und nach Italien dann in Palästina, im Land der Väter nach zweitausend Jahren Abendland, fand ich mich nicht zurecht, und mein Daheim war nur die Mutter, die Familie.

Jetzt, wieder in Europa, das meine Jugend und sich selbst verwüstet hat, bin ich ruhelos. Die Kinder, die ich immer liebte, sind hier, in meiner Heimatstadt, die Kinder jener, die mich verfolgten und schlugen, die Kinder von Schlägern und Mördern. So hab ich früher nie gefühlt. Jetzt fürchte ich, was mit diesem Erbe aus ihnen wird. Dann die Erwachsenen, die immer hier zu Haus gewesen sind nach einem Recht, das ihnen niemand nimmt. Erst jetzt erwacht in mir, was sie uns angetan. Die Jahre der Verfolgung und Vernichtung klaffen zwischen uns. Auch wenn sie gelitten haben, sie sind ganz selbstverständlich aus Krieg und Gefangenschaft zurückgekehrt, ich aber lebe unter Menschen, die ich niemals kannte. Ich bin nicht eingefügt in ihr Gesetz und in ihr Schicksal. Meines ist anders ... Welches? Das der Juden, der Verfolgten, immer nur Verfolgten, und wie ich lebe, leb ich nicht mehr ganz. Ich bin hinausgewach-

sen, aber auch hinab in Gründe, die viel tiefer reichen als die Zeit, in der ich stehe – Ich bin als Heimatloser heimgekehrt...

Traum

«Nein, ich hab nicht mehr gehofft, dich zu finden, lieber Freund, dich nicht, nicht deine Frau und deine kleine Tochter. Zehn Jahre sind inzwischen vergangen. Damals warst du im Amt, und das Kind machte die ersten Schritte. Nein, ich will auch nicht an die damaligen Eheprobleme rühren. Das ist ja alles vorbei, da ihr doch beisammen seid. Ihr habt euch also verständigt und wiedergefunden, habt sogar noch eure Zimmer-Küche-Wohnung, die euch so viel Arbeit gekostet hat und die immer so sauber war. Ja, ein Wunder ist's schon, dass ihr da seid. Ich hab überall vergeblich nach euch gefragt. Von mir? Von mir ist nichts zu sagen, als dass ich auch da bin. Alles andere werden wir uns noch erzählen . . .»

Wir hielten einander freundschaftlich umarmt, und alles Vergangene, Freundschaft einiger Jahre, war nahe: Gespräche und hitzige Debatten, Spaziergänge und Kaffeehausbesuche. So führte er mich durch einen dämmerigen Gang. Die Frau war plötzlich an meiner andern Seite und schwieg, schwieg beharrlich, als wären sie beide wieder in stummem Streit miteinander. Es würde schon gelingen, sie zu versöhnen, wenn wir nur erst in lichten Zimmern wären! Aber – der Weg war lang, oder kamen wir nicht vom Fleck? Und was war das nur, was mir ununterbrochen ekelhaft aufreizend in die Nase stieg, aus ihren Schuhen, von unten auf, oder aus den Kleidern? Dämpfe, ja, giftige Dämpfe, die immer stärker wurden, so dass die eben noch lebendigen Gesichter darin langsam verblassten ... Und da wusste ich es: Ich spreche mit Toten, und im Erwachen spürte ich

noch lange und deutlich den Geruch von Gas, Giftgas von Majdanek oder einem anderen Vernichtungslager, in welchem sie liquidiert worden sind: mein Freund, seine Frau und das Kind, das nicht viel älter geworden ist nach dem Lied, das ich ihm an der Wiege gesungen...

Ein Vorschlag

Der PEN-Club sollte die hiesigen ehemaligen Nazi-Autoren und auch die hiergebliebenen anderen auffordern, der Jugend, die ihnen seinerzeit geglaubt hat, ein öffentliches Bekenntnis über ihre Erwartungen und Erfahrungen abzugeben. Daraus liesse sich ersehen: wer diesen Mut aufbringt und wer schweigt –

Besuchertag im Dezember

Wieder ein Besuchertag. Früh, noch im Bett, blättere ich in der Manuskript-Mappe, um eine Kollektion Weihnachtsgedichte für den «Kurier» herauszusuchen.

Später kommt die Polin, die zwanzig Jahre in Paris gelebt hat. Sie sucht einen Mitarbeiter für ihr Theaterstück. Ich erkläre ihr, dass der begabte Federmann, der seine Bibliothek verkauft, um mit Frau und Kind leben zu können, nicht gratis arbeiten kann, aber sie ist unbemittelt.

Nachmittag kommt Hiermann aus Linz, Sohn eines sozialistischen Abgeordneten, und wir warten auf Ferra, die ein Filmskript bringen soll.

Dann die Einladung der «Gesellschaft der Freunde der Sowjetunion». Beginn sechs Uhr abends, und es ist fünf. Ich muss hin, weil Huppert sowieso schon auf mich böse ist, ich will ihn nicht noch böser machen –

Hahnl bringt die «Rundschau» (mit Loerke-Gedichten) und

begleitet mich, um ins Burgtheater zu gehn. Er schaut mich ganz entgeistert an, als ich sage, dass ich seit meiner Rückkehr noch nicht dort gewesen bin.

Qualmiges, heisses Zimmer im Coburg-Palais. Man ist um einen grossen Tisch versammelt. Huppert spricht über österreichische Autoren in Sowjetrussland. Früher war Stefan Zweig allgemein bekannt, jetzt kennt man niemanden. Die Beziehungen sollen wieder aufgenommen werden: Vorträge, Diskussionen, Publikationen. Alles, was er sagt, ist Propaganda.

Ich nehme Csokor im Taxi mit und begleite ihn zum Volkstheater. Zu Hause erwarten mich Ingeborg Bachmann und Dr. Sapper. Sie ist grantig, weil ich, ohne sie zu fragen, ein kleines Gedicht von ihr zum Druck gegeben hab. Darüber wäre mehr zu schreiben, nicht über das Gedicht, sondern über diese zweiundzwanzigjährige Kärntner Lehrerstochter, die, in ihre Intelligenz verliebt, völlig gespalten einmal nur in ihrer Wortwelt, einmal nur in der Realwelt lebt. In der Wortwelt, von Visionen verfolgt, gibt sie sich aus, in der Realwelt schmecken ihr die aufgetischten Würstel, die sie in ihrer Dichtung unterschlägt.

Endlich allein, zwing ich mich, über meine Besucher zu schreiben. Ich müsste über jeden Einzelnen, seine Geschichte und seine Äusserungen intensiv nachdenken, aber wie einem Medizinstudenten, der zum ersten Mal die Eingeweide eines Sezierten sieht und sie in die Hand nehmen soll, ekelt mich davor.

Kreuzigungsgruppe

Immer wieder vergesse ich, dass es vergeblich ist, zur Kirchenuhr hinaufzuschauen. Seit ich in diesem alten, engverbauten Stadtteil wohne, sehe ich die grossen, schmutzigen Zeiger, die einmal golden gegläntzt haben dürften, ihre tote Stunde zeigen. Einmal muss es einem Sturm gelungen sein, sie um eine Viertelstunde vorzurücken. Jetzt ist das Ziffernblatt entfernt worden, und hinter den Zeigern ist nun nichts als ein rundes Loch. Die Kirche scheint kein Interesse daran zu haben, den vorbeikommenden Leuten Auskunft über die Zeit zu geben, und für die dreihundertjährige Schönheit des Baus, die sich mitten aus der schäbigen Gewöhnlichkeit erhebt, haben nur wenige einen Blick. Natürlich, die Messen werden gelesen, und hie und da dringt an Sonntagen ein Orgeln auf die Strasse hinaus. Aber Burschen und Mädchen laufen zu dieser Zeit ins Kino oder zum Tanz. Männer und Frauen gehen spazieren oder ins Kaffeehaus. Die noch hineingehen, sind höckrige Weiblein, alte Jungfrauen, hie und da ein Greis, ein Krüppel und irgendein Dienstmädchen vom Land. Draussen, an der rechten Seitenmauer, steht eine steinerne Kreuzigungsgruppe noch genau so beschädigt, wie sie im Krieg oder vielleicht schon vorher beschädigt worden ist. Der Gekreuzigte blieb ohne Schaden, aber Maria zu seiner Linken fehlt das Gesicht. Nur ein Stück Schleier und Stirn ist übriggeblieben: eine surrealistische Figur. Vom Johannes auf der anderen Seite blieben nur die Füsse unterm Faltenaum seines Gewands. Davor keine Blumen, kein Kranz, kein Zeichen irgendwelcher Fürsorge für den Gott, in dessen Namen es politische Parteien, Zeitungen und viele Reden gibt. Er, seine Mutter, sein Lieblingsjünger stehen völlig unbeachtet, verschmutzt,

verrusst und beschädigt am Strassenrand. Es finden sich auch keine Priester und Christen, die es als Beleidigung empfinden, dass gleich daneben eine immer neu beklebte Plakatwand Kinostücke, Wanzenvertilgungsmittel, Ausstellungen, Autos und Bälle anpreist.

Aber die Kirche hat noch eine andere Seitenfront in einer stillen Sackgasse, in welche kaum wer hineinschaut, es sei denn einer wie ich, der sonst nichts zu tun hat als zu schauen. Dort wird fleissig gearbeitet. Dort fahren Autos mit Baumaterial vor. Dort baut man dem Pfarrhaus ein Stockwerk auf. Dort wird ein neues Dach gelegt, dort wird gestrichen und geputzt. Die Fenster werden vergrössert, die Zimmer frisch gemalt. Die Kirche baut für ihre Priester, ihr Gott kann draussen verdrecken, die Kirche ohne Uhr, die Mauern seit Jahrzehnten schmutzig bleiben – aber das Pfarrhaus wird renoviert.

Kirschen

Ein Mann neben mir auf der Bank liest Zeitung und springt plötzlich auf: Wo ist sein Nachbar hin? Gleich will er ihm nach und ihn >derschlag<! Der hat ihm seine Kirschen weggenommen, die er seinen Buben heimbringen wollte. – «Wenn i den derwisch, den verhau i und loss mi von kan Wochmann zruckhaltn!» Er tobt. Das passiert ihm schon zum zweiten oder dritten Mal. Er wiederholt immer wieder: «Den derschlag i! Der soll mi kennenlernen!» Er ist ein grosser, kräftiger, blonder, blauäugiger Mann, sicherlich Soldat gewesen. Ich schweige. Der Zeitungsv Verkäufer bedauert, er hat überhaupt niemanden gesehen. Ein Alter erzählt, dass, während seine Frau letztens auf dem Markt den Schirm weggehängt hat, um zu zahlen, der Schirm gleich drauf verschwunden war. Ich denke: der arme Teufel! Das waren halt seine ersten Kirschen in

diesem Frühling. Der Mann muss mein abweisendes Schweigen empfunden haben und sagt verschämt: «Ich bin doch auch arbeitslos und kann mir für die Buben nicht noch einmal zwei Schilling leisten ...» – Aber zu Haus wird er toben und wer weiss an wem seine Wut auslassen.

Ich bin überzeugt, er hätte den Dieb verprügelt, natürlich nur, wenn der schwächer gewesen wäre. Aber wenn der ein stärkerer Kerl wäre – was dann? Dann würde er wahrscheinlich zum Wachmann laufen, von dem er sich ausdrücklich nicht zurückhalten lassen wollte.

Was er dagegen in der Zeitung liest, wo vom Staat und seinen Ministern die Rede ist, lässt ihn gleichgültig. Da kann er ruhig in der Sonne sitzen und lesen, auch wenn er arbeitslos ist, auch wenn er wieder Soldat werden müsste. Nur seine Kirschen darf man ihm nicht stehlen ... «Das nächste Mal derschlag i den, der meine Kirschen nimmt!» Das ist sein Trost.

Eine Journalistin schreibt einen Sonntagsaufsatz darüber, dass jetzt keine neuen Witze im Umlauf sind, Witze, für welche man unter Hitler ins KZ kam, ja sogar zum Tod verurteilt wurde. Sie folgert daraus: Witze gibt es nur in bösen Zeiten.

Also leben wir in einer guten Zeit, weil's keine Witze mehr gibt. Ich glaube, dass der Witz nach diesem Krieg selbst dem Witzigsten vergangen ist.

Witz ist ja sozusagen Geist, der sich nicht anders an seinem Gegner rächen kann – aber über wen sollte man heute Witze machen? Der ungeheuerlichste Witz ist der allgemeine Zustand, das Satyrspiel des Friedens nach der Tragödie des Weltkriegs.

Der nächste Bombenwitz ist die Atombombe.

Drei zufällige Begegnungen

Ich trat in ein Kaffeehaus ein, sah mich um, erkannte einen Mann, begrüßte ihn, wir wechselten einige Worte, ein Händeschütteln, und dann nahm ich an einem anderen Tisch Platz. Zwischen dem Anfang dieser Bekanntschaft und der zufälligen Wiederbegegnung liegen zehn Jahre Flucht, Emigration, Weltkrieg, Konzentrationslager, Jahre der Verzweiflung, des Hungers, der Todesnöte . . .

Juni 1939, knapp dem Zugriff der Gestapo entronnen, kam ich nach Fiume und mietete ein kleines Pensionszimmer. Die schöne Landschaft dort war Fremde. In jedem Dunkel standen noch die braunen Totschläger. Jeder Stiefelschritt weckte die durchlebten Ängste. Zu essen hatte ich nur das Mitgebrachte in täglichen Rationen.

Als Neuling wurde ich von früheren Flüchtlingen begrüßt und ausgefragt. Sie, eine dicke Wienerin, war gerade dabei, ein Sonntagshuhn zu rupfen. Ihr ging es gut. Sie und ihr Mann verdienten, und mittags brachte sie mir ein Stück Huhn mit Salat in mein Zimmer. Bald wusste ich, wo sie in Wien gewohnt hatten, seit wann sie hier waren, was die Lebensmittel hier kosteten und dass ihre vierzehnjährige Tochter in einem Heim in Mailand untergebracht war. Eine Woche später fuhr ich weiter.

Ein Jahr Emigrantenleben, drei Jahre KZ, und Anfang 1944 kam ich nach Kalabrien ins ehemalige, jetzt von den Amerikanern versorgte KZ Ferramonti und traf die Familie wieder. Die Frau so dick wie seinerzeit, der Mann so geschäftig wie damals und die Tochter ein dunkelbraunes, wildes Stück Weib, um nicht Schlampe zu sagen. Wieder wurde ich zu Mittag geladen, und wir sprachen über unsere erste Begegnung. Man hatte das Ärgste überstanden.

Dann lag ich ein Jahr todkrank in Bari, war über zwei Jahre in Tel Aviv, kehrte November 1947 nach Wien zurück, und heute Vormittag rief ein Radioredakteur bei mir an. Um vier

Uhr wollten wir uns in einem Stadtkaffee treffen. Er schlug das alte «Rebhuhn» vor. Also war ich um vier im Rebhuhn, suchte die Tische ab, sah im Hintergrund ein grosses, feistes Gesicht mit Wulstlippen. Er war nicht zu verkennen. Ich begrüßte ihn, frug nach Frau und Tochter. Er schwieg betroffen, und erst nachdem ich ein zweites Mal gefragt hatte, sagte er: «Wissen Sie's nicht? Meine Tochter ist tot. Schon einige Jahre .. .» Der Frage, woran sie gestorben sei, wich er aus. «Sie ist tot. Meine Frau wird Sie anrufen . . .» So trafen sich zwei Überlebende in ihrer Heimatstadt wieder, zwei Juden, die sich nur zufällig kennengelernt haben und nach Emigration und KZ heimgekehrt sind. Sonst ist nichts geschehen.

Rückkehr

Da alles Gegenwärtige sich mir jetzt gleich verflüchtigt, wahrscheinlich, weil ich selbst nicht wirklich gegenwärtig bin, sondern nur hie und da für Augenblicke auftauche, möchte ich die vergangenen Ereignisse, mit welchen ich noch immer verbunden und beschäftigt bin, beschreiben. Die sind nicht so sehr der schmerzliche Abschied von Erez und meiner Familie, sondern meine sogenannte «Heimkehr» im November 1947 und die Folgen.

Ich fuhr die gleiche Strecke zurück, über die ich im Juni 1959 nach Italien geflüchtet bin. Damals war's an der Grenze Morgen, diesmal Mitternacht. Damals war ich ein Flüchtling mit einem grossen «J» im Pass, mit zehn Schillingen, mit alter Wäsche und alten Anzügen, mit meiner Bibel, einigen Büchern und meiner Schreibmaschine. Bibel und Schreibmaschine brachte ich zurück, diesmal II. Klasse Schnellzug, Schlafwagen, ausgestattet mit neuer Wäsche und neuen Anzügen, mit genügend Geld, um Monate sorglos leben zu können. Damals angstgehetzt,

aber lebenswillig und gesund, diesmal von tödlichen Erfahrungen belastet und herzkrank.

Der erste Österreicher wurde vom Schlafwagenkontrollor, wahrscheinlich durch Bestechung, im Bett über meinem untergebracht. Er war ein Schwarzhändler, der Säcke und Koffer voller Lebensmittel transportierte. Der war also der erste Hiesige, und heute weiss ich, dass er ziemlich genau der gleiche Typ mit fleischigem, glattem Gesicht war, der mir später überall begegnete. Er lamentierte über das ihm und allen Österreichern zugefügte Unrecht.

In Wiener Neustadt sah ich zum ersten Mal die Zerstörungen: riesige Eisengerippe, ausgebrannte Fabriken und Schutthalden.

Ein junger Mann in tadellosem Steirergewand schilderte mir die Zustände in Wien und zählte die Schwarzmarktpreise für Lebensmittel und Stoffe auf. Er sah rosig, wohlgenährt aus, war der Sohn eines Tuchfabrikanten und lamentierte genauso wie der Schwarzhändler.

Seither hab ich in zwei Jahren viele Österreicher, besonders Wiener, von denen keiner mich nach meinen Erlebnissen gefragt hat, über ihr unverschuldetes Unglück lamentieren gehört, als wollten sie damit beweisen, dass ihnen viel Ärgeres passiert ist, als ein zurückgekehrter Jude sich vorstellen kann...

Nachtstück

Wach, mit geschlossenen Augen, liegt man unter der warmen Decke verkrochen, ganz vom Dunkel umgeben. Man hat einen Stundenschlag gehört, ohne zu wissen, wie spät es ist, und dann, nachdem man viele Gedanken durchlebt hat, schlägt es wieder, und man zählt viermal.

Jetzt weiss man, dass man noch schlafen sollte, aber die Ohren sind wach geworden, und was die Augen sonst

verbrauchen, verfeinert jetzt das Gehör und die Empfindlichkeit der Haut. Da ist es die Winternacht, der man lauscht und die man mit peinlicher Schärfe auf der Stirn fühlt; und der Wind, der ums Haus murrte, verliert seine theatralische Stimme und hat nun wieder seine finstere Gewalt.

Jetzt draussen zu sein, ein Obdachloser, ein Bettler –! Aus fast vergessenen Nächten des Elends und Stunden des Wahnsinns kennt man das. Aber eine ganze Nacht irgendwo in einem Tor zu lehnen oder zu kauern, um sich vor der Welt zu verkriechen, sich martern zu lassen, ohne sich wehren zu können, mit nichts beschäftigt als nicht zu denken, und dennoch den warmen Lebensrest erhalten zu wollen durch Vergessen, durch Schlaf.. . Da gibt es keinen Grund, dem Sturm zuzuhören, da hat man genug damit zu tun, sich vor ihm zu schützen.

Im warmen Bett aber überkommt es den Wachen, hinauszuhorchen und die ganze Macht des Sturms zu empfinden, wie er da, durch die Schächte gepresst, schwillt und verebbt, ein schwarzes Posaunen, das erbeben lässt wie zum Jüngsten Gericht, wenn die Gräber sich öffnen werden, bersten – und keiner wird da heraufkommen wollen, so grässlich wird es sein, so finster und kalt, und man lag schon so lang in der Wärme

Zeit der Ruinenblumen

Muss es Kriege geben, müssen sie auch noch verlorengehen, damit ein Land, das den sinnlichen Genüssen eher zugeneigt ist als den geistigen, sich seiner künstlerischen Kräfte, seines grossen Erbes und der Verpflichtung, die es ihm auferlegt, von Neuem besinnt? Heute, nach vielen Dekaden, in denen der Impetus des Jahres 1945 längst zum Stillstand gekommen und einer gemächlichen Gangart, wenn nicht einem Schlendrian gewichen ist, will es ganz so scheinen. Und es stimmt wehmütig, sich zurückzusetzen in eine Zeit, da es allenthalben in den Trümmern grünte und dem grauen Schutt ein Frühling entstieg, der dem dekadenten und blümeranten Ver Sacrum der Jahrhundertwende zumindest an Kraft und Zukunftshoffnung weit überlegen war.

Aus der Sicht der britischen Inseln, auf denen ich Zuflucht gefunden hatte, meinte ich, in meiner Heimat nach dem Zusammenbruch, in den sie mitgerissen worden war, einen erregenden und vielversprechenden Neuanfang erwarten zu können. Denn noch wusste ich, wie in den Anfangsjahren der Ersten Republik meine Eltern, jung, musisch und befreundet mit Malern, Musikern, Dichtern, Verlegern, gleichsam auf der Welle eines unerhörten kulturellen Aufschwungs hochgeschwellt und fortgetragen worden waren, wie es damals Zeitschriften gab des Titels «Der Aufbruch» und Vereine gegründet wurden wie der «Bund der geistig Tätigen», und Verlagshäuser aus dem Boden schossen wie der Rikola-Verlag, mitgeleitet von meinem Wahlonkel Otto Umlauf, wie allabendlich Gespräche über neue Kunstformen stattfanden in den Cafes Pöchlacher und Museum, wo der Expressionist Carry Hauser

sass und Carl Hollitzer, Waffensammler, Karikaturist und Bänkelsänger, wie man in literarisch-philosophischen Salons zusammentraf bei dünnem Tee und Marmeladebrot, etwa bei dem Schriftsteller, Judaisten und bescheidenen Kunstmäzen Franz Kobler.

All das wusste ich und konnte es nicht erwarten, aus dem bombenversehrten London in das bombenversehrte Wien zu fliegen: nicht allein, um wieder den Boden des Vaterlandes zu berühren und daraus Stärke zu gewinnen gleich Antäus, sondern auch – obschon nur am Rande –, um teilzuhaben an dieser Auferstehung aus dem Kataklysmus, der die Folge des verhängnisvollen Anschlusses an das Hitlerreich gewesen war. Ich kam an im Januar 1946 und fand die Stätten meiner Kindheit und Jugend verödet, herabgekommen oder zerstört, fand Menschen meines Bildungsgrades, die ein bäurisches Idiom oder einen Vorstadtdialekt sprachen und mein wienerisch gefärbtes Hochdeutsch bestaunten, als wäre eine Figur aus einem verschollenen Gesellschaftsstück von Schnitzler oder Bahr in ihren Alltag eingekehrt, fand Elend und Hoffnung und Hunger und Dankbarkeit dafür, am nackten Leben zu sein.

Man ass «saure Kartoffeln» – nicht Erdäpfel –, labte seinen «Jungen» – nicht Buben –, wenn er fror und durstig war, mit «Heisstrunk», bestehend aus «Wasser mit Geschmack», und führte neue Wörter im Mund wie «verkräften» oder «sich absetzen», die ich bis heute nicht über die Lippen bringen kann. Aber es war, zumindest bei jenen, die unschuldig geblieben waren, soweit das in einem totalen Staat und ohne aussergewöhnlichen Heroismus eben noch möglich ist, an die Stelle der altbekannten Wiener Bosheit, Tratschsucht und Missgunst eine Würde des Unglücks getreten, ein stummes Leiden, für das sie niemanden anklagen wollten als ein schicksalhaftes Verhängnis, dem offenbar nicht zu entinnen gewesen war.

Die Mörder, aber auch die Märtyrer, waren noch unter uns.

Instinktiv erkannte man in dieser grell aufgenordeten, verbissenen Blondine die potentielle oder inhärente Lagerkommandeuse, in jenem muffigen, murrenden Hausmeister den Blockwart, dem einen Peter Hammerschlag an die Schergen ausgeliefert zu haben zuzutrauen war. Und dann begegnete man dem stillen, blassen Nikolaus Hovorka, einem religiösen Marxisten, den man in Dachau ans Kreuz genagelt hatte: der Lyriker Hugo Huppert, aus der Sowjetunion zurückgekehrt, hatte ein Gedicht daraus gemacht, aber Hovorka sagte nur leise: «Es war anders.» Oder man lernte Ilse Aichinger kennen, ein zartes, scheues Mädchen, dem sein Lebtage die Angst und Erniedrigung nicht von der Seele weichen sollte, und ihren Roman «Die grössere Hoffnung», der auf verhaltene Weise mehr von der Heillosigkeit des Hitlerregimes enthüllte als der krassste Erlebnisbericht.

Es war eine Zeit, dieses erste Jahr nach dem Krieg und wohl auch noch das zweite, in der die Grenzen zwischen Gut und Böse so klar gezogen, der Wille zum inneren wie zum äusseren Wiederaufbau so ehrlich und rein, die Künstler und Ärzte und Funktionäre und sogar die Politiker so opferwillig waren wie kaum je zuvor oder danach. Es war nicht mehr die Ära der verschwommenen Charaktere und «wirksamen Meisterstücke der Heuchelei», wie sie Heimito von Doderer in seinem aufschlussreichsten Zeugnis vom Lebensgefühl und Sozialgefüge im «schweren Unsinnstraum» des Dritten Reiches, seiner Novelle «Unter schwarzen Sternen», schildern sollte. Und es war noch nicht die wieder eingekehrte Ära der «Kalkulation, der Intrigen, der Risiken, des Kartenmischens» einstiger Frontsoldaten und neuer kalter Krieger, wie sie Ingeborg Bachmann in ihrer Erzählung «Unter Mördern und Irren» später beschrieben hat.

Ich kam ins Rathaus, um dem Stadtrat für Kultur Viktor Matejka Grüsse von seinem alten Freund Kokoschka zu

bestellen, und sah überall in seinem Amtsraum Kokoschkas Bilder an der Wand. Meine Eltern hatten Matejka gekannt, ich konnte anknüpfen an die dreissiger Jahre, in denen er, ohne deren Bindung an das faschistische Italien gutzuheissen, den Christlichsozialen nahegestanden war. Hier, bei ihm, der im Lager zum Kommunisten geworden war, trafen sich die Gutwilligen aller Parteien und Fraktionen, Sozialisten zumal, die noch den uneigennütigen Glaubensmaximen ihrer Bewegung in der Ersten Republik angingen, an jedem Montagabend, horchten Vorträgen über Musik, Literatur, bildende Kunst und geistige Strömungen in dem kürzlich noch feindlichen Ausland und planten Aktionen zur Wiederbelebung des kulturellen Wien.

In der Redaktion der Zeitschrift «Plan», herausgegeben von einem Bruder des frühverstorbenen Schriftstellers Robert Müller – mit dessen Witwe meine Mutter eng befreundet gewesen war – und geleitet von Otto Basil, versammelte man sich jeden Dienstagnachmittag zu einer erweiterten Redaktionskonferenz. Ich notierte mir damals: «Der Modernismus dieser jungen Leute ist vorerst nicht mehr als die Negation nationalsozialistischer Banalität.» Das Wort «vorerst» war entscheidend. Denn im «Plan», dann im «Turm», dann in Publikationen wie den «Neuen Wegen» oder Anthologien wie den «Stimmen der Gegenwart» trat allmählich eine Nachkriegsgeneration ans Licht, mit deren Aufstieg das Mirakel einer neuen österreichischen Literatur begann. Zugleich formierte sich, Anfang 1947, im «Strohkoffer» unter der Loos-Bar der «Art-Club», dem die Maler des Phantastischen Realismus und die Schriftsteller der Wiener Gruppe entsteigen sollten. Kafka, Karl Kraus und der Surrealismus waren die Leitbilder, in deren Zeichen sich jetzt das künstlerische Leben vollzog.

Aber auch die Traditionen wurden gepflegt, wurden hervorgeholt wie verstaubte Bilder oder verrostete Kultgegenstände, die man nun desto andächtiger reinigte und

ausstellte, weil das lange untersagt gewesen war. All die Verfemten, Schnitzler, Hofmannsthal, Polgar, Friedell – ihre Namen tauchten auf, ihre Bücher wurden wiedergelesen, ihre Stücke gespielt. Der «Schwierige» in der Josefstadt, ganz früh, eine Hofmannsthal-Matinee obendrein: Was man noch nicht «Wiedergutmachung» nannte, wurde bereits eifrig betrieben. Im Ausweichquartier der Oper, dem kleineren, aber geheiligten Hause des Theaters an der Wien, konnte man die herrlichen neuen Sänger in den alten Rollen hören, auch Mozart war nun befreit, und die Seefried, die Cebotari, die Schwarzkopf, der Schöffler und der Kunz sangen für die Gerechten, wie sie früher für die Ungerechten gesungen hatten, und es war gut.

In seinem Atelier am Donaukanal stand Josef Dobrowsky, mit dem ich vor meinem Weggang befreundet gewesen war, und malte einen grossen Fisch, den ihm jemand zur Mahlzeit gefangen hatte und den er tagelang liegen liess, um dann seine schillernde Verwesung, die «giftige Farbe des Gottseibeius» auf die Leinwand pinseln zu können. Für ihn war dieser Fisch ein Sinnbild alles Verrotteten, Grundüblen und Absterbenswerten, das es jetzt zu überwinden galt, eben der Fisch, der ein Symbol Christi war und in einem Zustand übelriechenden Zerfalls die ganze Herabwürdigung der christlichen Ethik zu verkörpern schien. Aber auch dies, Dobrowskys Malerei, war ein Gewächs, das von Neuem der Trümmerlandschaft entspross. Es waren Ruinenblumen, die damals in Wien aus dem gequälten Erdreich wuchsen. Von den Sumpfb Blüten einer Wohlstandsepoche, die alle utopischen Hoffnungen und Vorsätze der ersten Nachkriegsjahre vergessen oder verraten sollte, waren wir noch dreieinhalb Dezennien entfernt.

Heimkehr

Die Herbsttage im Salzburgischen waren kalt. Nach anderthalb Jahren, verbracht in den Gefangenenlagern der Sieger im Süden, spürten wir die unfreundliche Jahreszeit in der Heimat doppelt stark. Zu der Kälte kam der Nieselregen, die Landschaft war nebelverhangen, eine trostlose Fremdheit trat uns gegenüber.

Im Entlassungslager der US-Army stellten gefangengehaltene SS-Männer das Stammpersonal. Sie nahmen uns die bisherigen Bekleidungsstücke und die warmen Decken ab und gaben uns dafür halb zerschlissene, schwarz eingefärbte Blusen und Hosen. Auf die neue, unsere letzte Uniform waren zwar nicht die Buchstaben POW, Prisoner of war, aufgemalt, aber unsere Minderwertigkeit unter den gegebenen Verhältnissen hätte nicht besser dokumentiert werden können als mit der Uniformfarbe der ehemaligen SS-Verbände. Einer von uns, der dem Schicksal eines SA-Anwärters im befreiten Österreich mit gemischten Gefühlen entgegensah, versuchte uns zu trösten:

«Macht euch nichts daraus. Es ist so wie im Dritten Reich: Wann immer die SS kam, hatten wir von der SA nichts zu bestellen.»

Nachher ist dem Mann auch dieser letzte Rest des sogenannten Landserhumors verlorengegangen; al^{er} jahrelang als Minderbelasteter durch die neue Zeit schritt; und er warten musste, bis das Staatsoberhaupt der erneuerten Republik – eine Persönlichkeit, die 1938 unerfahrenen jungen Leuten empfohlen hatte, für den Anschluss und für Hitler zu stimmen – dem heimgekehrten Sohn gnadenhalber die Sühnefolgen für seine inkomplette Zugehörigkeit zur SA nachsah.

Manche von uns sehnten sich nach der ersten Umfrage über die Zustände in der Heimat nach dem warmen Süden und den für Gefangene gültigen Verpflegungssätzen zurück. Es stellte sich bald heraus, dass wir in den Augen der Sieger nicht mehr waren als Krauts, also damned Germans. Das im Herbst des vergangenen Jahres gewählte österreichische Parlament konnte zwar Gesetze beschliessen, aber Geltung bekamen sie nur dann in der erneuerten Republik Österreich, wenn im Alliierten Rat das sowjetische Besatzungselement keinen Einspruch gegen die dortige Ratifizierung der Gesetze erhob – oder dreissig Tage lang die Alliierten von gestern in der Welt von heute keine Einigung für ein *Nein* erzielten. Das nun interessierte meine Schicksalsgefährten weniger, mir als Doctor juris utriusque schien es von Bedeutung zu sein.

Mein Nachbar von der SA meinte, ich hätte es ja besser unter den jetzigen Umständen, denn ich hätte ja bloss der 1936 im Christlichen Ständestaat aufgelösten Heimwehr angehört. Indessen belehrte mich der amerikanische Befrager bei Ausstellung der Entlassungspapiere, dass man Typen wie unsereinen eigentlich auch in den automatischen Arrest stecken sollte, in dem jetzt die Nazis steckten; das wunderte mich, denn unsereiner war damit immerhin bei jenen, die 1934 – als sie den Dollfuss ermordeten – gegen die Nazis weit mehr Blutopfer erbrachten als zum Beispiel die Heldenschar der Königlich dänischen Armee bei der Verteidigung gegen die Deutsche Wehrmacht im Kriegsjahr 1940. Immerhin ist dort nach der Besetzung Dänemarks die unter einem Sozialdemokraten amtierende Regierung auch in der ersten Besatzungszeit noch im Amt geblieben, während unser Bundeskanzler von den Nazis ermordet wurde. Aber der Befrager schien über diesen Mord eher weniger betroffen zu sein; er sprach ein Deutsch, das ihn als ehemaligen Landsmann auswies.

Noch einmal wurden wir gefilzt. Dieses Wort aus dem

Landserjargon habe ich nie gemocht und lange nicht in den Mund genommen. Aber nach zahlreichen Transferierungen von Lager zu Lager kam einem das Wort unversehens aus. Und dabei blieb es. Die obszöne Redeweise des Landsers war, wie die Sprache der Soldaten aller Länder, den Umständen angepasst; erst in der Gefangenschaft merkte ich, dass es im Amerikanisch unserer Wächter eine Ausdrucksweise gab, die selbst jene Laszivität übertraf, die die Landser liebten, die ausser dem Thema i überhaupt kein anderes wälzten. Das Wort Sex-Appeal war schon in den Kabarettliedern vorgekommen, die Anfang der dreissiger Jahre Hermann Leopoldi zur Erheiterung der damaligen Zeitgenossen sang. Jetzt war das Wort Sex in aller Munde; unsere Bewacher aber schmückten ihre Sprache mit dem möglichst häufigen Gebrauch des Tätigkeitswortes to fuck aus. Manche unter uns hatten sich schon in der Gefangenschaft das Wort Shit angewöhnt, das entsprechende deutsche Wort, ansonsten nicht eben selten im Landserdeutsch, fallengelassen. Ich ahnte noch nicht, dass all das zu einer neuen Kultursprache gehören sollte, die ich später oft als Ausdrucksweise prominenter zeitgenössischer Film- und Fernsehautoren und auch von der Bühne herunter hörte; bis mich der Verlust meines Amtes vom Besuch solcher Bühnendarbietungen befreite. So vergingen die Tage im Salzburgerischen, und wir froren uns einen ab, wie die Kameraden unter sich sagten.

Wir wurden noch einmal in einen der Waggons mit der Aufschrift «40 Mann oder 8 Pferde» verladen und ostwärts abgeschoben. Vierzig Mann bringen auch in einen Viehwaggon einige Wärme. Und das Ausbleiben der Verpflegung wurde ersetzt durch eine Fahrt im Alpenvorland, über dem plötzlich für einige Stunden die unvergleichliche Schönheit eines Herbsttages lag. Mit Spannung erwarteten wir die Fahrt über die Ennsbrücke und die erneute Begegnung mit dem Iwan, dem wir einmal im Osten lange

genug gegenübergestanden waren. Die amerikanischen Begleitoffiziere verständigten sich mit Unterstützung eines zivilistischen Interpreters mit den sowjetischen Kameraden, und dann rollte der Zug ins unter-der-ennsische Österreich. Ein Gerücht flatterte auf: Wir würden nicht nach Wien abtransportiert, sondern nach Wiener Neustadt, also in die sowjetische Besatzungszone. Sofort schlossen sich diesem Gerücht andere an, wobei man nicht fragte, woher die Erzähler solche Erfahrungen mit dem in der Heimat tonangebenden Besetzungselement der Sieger hatten. Aber der Zug rollte ostwärts aus dem Bahnhof von St. Pölten, und als wir durch das Tunnel am Ausgang der Ostalpen fuhren, ahnten wir, dass uns die neuerliche Begegnung mit dem Kameraden in Erdbraun erspart war. Auf dem Bahnhof Hütteldorf-Hacking wurden wir auswaggoniert. Der amerikanische Zugkommandant übergab die Frachtbriefe einem ortsansässigen Zivilisten. Man trieb uns aus den Waggons, und der erste Repräsentant der neuen Ordnung in der Heimat sagte: «Kummt's mit.»

Und so hatschten wir hinterdrein. Das Herbstlaub raschelte unter den Füßen, und wir gingen durch das Rattenloch unter der Westbahn schnurstracks den mir seit Kindestagen bekannten Weg in Richtung Rapid-Platz. Offenbar trainierte die Mannschaft gerade. Ich hörte das Aufprallen des Balles, und ich versuchte durch die Tribünenaufgänge einen Blick auf den Platz zu werfen. Der nunmehrige, zivilistische Autoritätsträger sah meinen Blick und sagte: «A guade Mannschaft haum s' wieda . . .»

Dass er nicht *wir* sagte, sondern wies ihn als einen Anhänger irgendeines anderen Clubs aus, und das verstärkte für einen Moment die Distanz zwischen uns beiden. Dann zogen wir ein in die Halle des Hütteldorfer Brauhauses, einstens Endstation eines Ausflugs in den Wienerwald oder Erholungsstätte nach stundenlangem Stehen beim Besuch unvergesslicher Matchkämpfe. Der Austritt

aus dem militärischen Stand vollzog sich rasch. Als letztes bezog ich einen provisorischen Ausweisschein, ausgestellt in fünf Sprachen, wobei die deutsche Sprache immerhin obenan stand. Dazu bekam ich den letzten Freifahrschein des Krieges: einen für die Wiener Städtische Strassenbahn. Ich ging durch die Sperre, bekam den Fahrschein markiert, stieg hinauf zum Perron und harrte der Dinge. Es war nichts Besonderes. Ein Wagenzug fuhr ein, ich bestieg ihn und fuhr bis zur Haltestelle Augartenbrücke. Unglaublich, wie normal alles war.

An der Wand des Bahnsteigs klebten noch Reste des Kriegsplakates mit einer gegen den Kohlenklau gerichteten Tendenz, einer Tendenz, die ja weiterhin von Belang war. Eine düstere Ahnung kam in mir auf, als ich im Vorbeigehen ein Plakat las, mit dem Geldspenden erbeten wurden für den Wiederaufbau des Stephansdoms. An der Erdoberfläche angelangt, bemerkte ich, dass Brände und Zerstörungen nicht nur den Dom, sondern das ganze linke Ufer des Donaukanals betroffen hatten. Dort war jener Keller, in dem meine Frau und meine Tochter den letzten Kampf um die Donaukanalfront abwarteten. Im Nebenhaus war der Gefechtsstand einer der SS-Einheiten untergebracht, die diesen Kampf führten. Das wusste ich aus einem Brief von zu Hause, denn nach zwölf Monaten Frieden in Europa wurde auch der Briefverkehr zwischen Österreich und uns in den POW-Enclosers in Süditalien freigegeben. Offenbar haben die Kameraden von den Pionieren die Augartenbrücke schlecht gesprengt – oder waren die sowjetischen Pioniere geschickter bei einer Instandsetzung der Brücke?

Ich durchschritt die Zone des Erdkampfes und ging spornstreichs dorthin, wo in der Umgebung des früheren jüdischen Ghettos meine Familie wohnte. Dieses Wohnhaus war an sich für sogenannte privilegierte Ehen bestimmt, was hiess für Mischehen, in denen ein Ehegatte nichtjüdischer Abstammung war. Das Privilegium hat

darin bestanden, dass man diese Unglücklichen nicht gleich zusammen mit anderen Juden, die im Haus wohnten, weg- und umgebracht hat. Für ein Relikt der sogenannten Vaterländischen Zeit in Österreich, für einen Schuschnigger, war es ein Privilegium, überhaupt nach 1938 noch irgendwo wohnen zu dürfen. Mich selbst bugsiierte man ins Altreich, und so blieben mir sieben Jahre der nationalsozialistisch gewordenen Ostmark – Urlaubszeiten abgerechnet – erspart.

Ehe ich um die Ecke und in unsere Gasse bog, warf ich einen Blick auf das aus der Zeit des Biedermeier stammende jüdische Waisenhaus. Es war unbeschädigt, offenbar in Verwendung durch die Besatzungsmacht. Wie einen Trost las ich die altbekannte Inschrift: «Der Säuglinge Lallen festiget Dein Reich . . .»

Mein Haus stand. Es war fest gebaut. Die Granattreffer im Hintertrakt sah man nicht beim Betreten. Der Gestank im Stiegenhaus war übler als in Kriegszeiten, was da wohl alles ausgekocht wurde? An den Türschildern fehlten die gelben Sterne, und Frauen hiessen nicht mehr von Amts wegen Sarah und Männer nicht Juda. Das Türschild an einem der Gangklosetts, «Nur für Arier», war entfernt. Es muss furchtbar gewesen sein, als man unsere jüdische Nachbarin, die tapfere Mutter von vier Kindern, bei der Benützung dieser hygienischen Einrichtung ertappte. Nun waren sie und die Kinder tot. Die Frau hatte von ihrer in Amerika lebenden Mama, *sie* war aus besserem Haus, ein Affidavit für sich und die Kinder bekommen; für den nichtsnutzigen Schwiegersohn eines zu beschaffen, hatte die Schwiegermutter beharrlich abgelehnt. Und so ist unsere Nachbarin bald nach der Reichskristallnacht zur Witwe geworden und in diesem Familienstand zusammen mit den Kindern in den Tod gegangen.

Nun wäre noch zu erzählen, wie das mit der Wiederbegegnung mit den Meinen war. Aber meine einzige Tochter ist

tot, und meine Frau und ich behalten die gemeinsamen Erinnerungen – Letztes, was uns blieb – für sich.

Zu Hause fand ich eine amtliche Zuschrift, wonach ich mich nach der Heimkehr aus dem Krieg im Präsidium des Bundesministeriums für Unterricht zu melden hatte. Im Frühjahr 1938 stand ich als Provisorischer Finanzkommissär in provisorischer Verwendung des damaligen Bundesministeriums für Unterricht. Der vorher in unerkannter Illegalität gewesene nachherige Präsidialist sagte damals zu mir: «In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht. . .» und verzichtete so auf meine weitere Mitarbeit im alten Haus am Minoritenplatz. Während dies am 12. März 1938 geschah, ertrug meine damalige Braut in der Wohnung die stundenlange Wachsamkeit zweier mit Gewehren bewaffneter SA-Männer. Denen wurde jedoch – sie waren ja immerhin Österreicher – das lange Warten auf mich zu fad; sie gingen, und ich kam nicht in Haft.

Ehe ich, nach mehr als neun Jahren, ins alte Haus am Minoritenplatz ging, hatte ich meine Papiere in Ordnung zu bringen. Dazu verfügte ich mich in eine Amtsstelle, die genau gegenüber der letzten Wiener Wohnstätte Robert Musils lag. Von dort ging ich zum Impfamt. In Hietzing gab es eine Übernachtungsstelle für Heimkehrer, die nichts mehr fanden in der Heimat, wie zum Beispiel ein junger Bankfachlehrling, zuletzt MG-Schütze in meiner Kompanie. Er fand als mein Nachbar eine Heimstätte beim Rest einer Privilegierten Ehe: Den jüdischen Gemahl der Frau hatte nach der Befreiung-wie man jetzt so wie 1938 wieder sagte – bei einem Ausflug im Wienerwald ein sanfter Tod von den Nachfolgen übler Zeiten befreit.

Auch traf ich meinen Nachbarn im Salzburgischen, der noch den Weg zur Registrierung zu gehen hatte. Ein Jugendfreund erzählte mir, seine Kollegen in einer katholischen Verbindung hätten auf seine weitere Freundschaft verzichtet, weil er mit dem EK I aus dem Krieg kam. Einem

anderen war die Frau mit einem Offizier der englischen Besatzungsmacht durchgegangen; er stand da mit drei Kindern. Auch er verlor die Freundschaft seiner Freunde, weil er nach der Trennung der gebrochenen Ehe nicht wieder kirchlich heiraten konnte, um – wie man in Wien sagt – den Kindern eine Mutter, sich für den Rest des Lebens ein Weib zu verschaffen. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt, war 1937 als Einjährig-Freiwilliger zum Bundesheer des Ständestaates eingerückt und ist nachher immerhin fast zehn Jahre lang bei der Infanterie gewesen. Der Umgang mit zivilen statt militärischen Autoritäten muss nach langen Kriegsjahren erst wieder aufs Neue gelernt werden. Österreich, nach 1938 die älteste Ostmark des Reiches, nachher nur mehr ein Konglomerat der Alpen- und Donaugau des Dritten Reiches, war – so schien es wenigstens mir – auch nicht mehr, was es gewesen war. Es ist es nie mehr geworden. Ich entschloss mich, ins Präsidium des Bundesministeriums für Unterricht zu gehen. Auf dem Weg dahin las ich die Überschriften der Tageszeitungen, die bei einem Zeitungsverkaufsstand neben dem Börsengebäude am Ring ausgehängt waren. Es war mir bekannt, dass ich jetzt in einem Land lebte, in dem zum ersten Mal in seiner Geschichte Kommunisten in der Regierung sassen. Und trotzdem fiel mir Folgendes auf:

1929 bin ich als Siebzehnjähriger der Heimwehr beigetreten. Diese Mitgliedschaft war erloschen, als zwei Jahre vor dem Anschluss die damalige Bundesregierung die Heimwehr auflöste. Nie haben meine Eltern und ich einer politischen Partei angehört. Jetzt las ich, dass jene der drei Regierungsparteien, die immerhin der im Elternhaus geübten Gesinnung nahestand, ihrerseits ein Regierungsmitglied in ein Komitee zum Kampf gegen das Franco-Regime entsandt hatte. Dass der Mann dort einen Kommunisten fand, gereichte letzterem zur Ehre. Dass er auch einen Sozialdemokraten traf, der im Spanischen Bürgerkrieg als

General gegen Franco gefochten hatte, war für mich keine Überraschung. Dass aber Franco ein allen dreien gemeinsames Feindbild bot, das war es, was mir auffiel. Um es ehrlich zu sagen: Es war nicht leicht, im Osten das Sterbegewand der Deutschen Wehrmacht zu tragen, aber die Kommunisten konnten mir unter keinen Umständen eine Alternative zum Hitlerismus sein.

Das alte Haus am Minoritenplatz war auch nicht mehr das alte. Der Portier der Zeit vor 1938 – nicht genannt sein soll sie – wohnte noch im Haus und führte als Pensionist seinen Flockeri aus. Er, der gewesene Burggendarm, wusste immer noch mit gekonnter Strammheit zu salutieren, wenn es dafürstand, einem Besucher diese gegenstandslos gewordene Ehrenbezeugung zu erweisen. Als er mich sah, sagte er, ein wenig müde in der Stimme: «San S' a wieda do . . .»

Das drückte keinen Gruss aus, sondern eine spürbare Solidarisierung. Ich ging ins Präsidium und bekam meine Dienstzuteilung. Dann meldete ich mich bei meinem nunmehrigen Sektionschef Otto Skrbensky. An sich Baron. Oder, wie er mir bei der Vorstellung mit Sarkasmus ins Gesicht sagte: «Einer mit meinem Namen war Erzbischof von Prag, ein anderer Offizier bei der Arcierenleibgarde, aber ziehen Sie bitte daraus keine falschen Schlüsse. . .»

Der Baron schämte sich für Zeitgenossen, die jetzt die staatstreue Gesinnung quasi auf einem Plakat vor sich hertrugen. Er starb im Rufe eines sehr unfrommen Liberalen und war doch, wie sich am Grabe erwies, zeitlebens ein frommer Katholik. Ein ganz unmöglicher Beamter in Zeiten, da jedermann gut daran tat, ein oder zwei Parteibücher in der Innentasche des Sakkos zu verwahren.

So hat es angefangen. Ich hoffte, neben meiner Berufstätigkeit doch noch Zeit und Musse zu finden, um mich für die Lehrbefähigung in einem rechtshistorischen Fach weiterzubilden.

Im Übrigen beschloss ich, nicht Politiker zu werden.

Deutsche Erbsen aus dem Dreck

1

Kriegsende 1945: Während die amerikanischen Panzer und Jeeps von Westen her in Innsbruck einrollten, wurden in dem zehn Kilometer weiter östlich gelegenen Hall noch die Lebensmittelmagazine der Wehrmacht geplündert. Mit Wagen und Schubkarren, in Rucksäcken und Tragtaschen wurden Konserven, Marmeladen, Nudelpakete und Erbsen weggeführt. Ich half einer alten Frau, die nicht mehr weiterkonnte, ihre Beute in die Stadt zu schleppen. Als ich in unsere Gasse zurückkehrte, fand ich mich für meine Wohltätigkeit unerwartet belohnt: Vor unserem Gartentor, mitten auf der Fahrbahn, lag ein Haufen Erbsen. Einem der Plünderer musste ein Sack geplatzt sein, sein Inhalt hatte sich in den Strassenschmutz ergossen. Ich lief ins Haus, holte Gefässe und einen grossen Löffel und fing an, die Erbsen einzuschöpfen. Als ich damit fast fertig war, erschien ein älterer Mann aus unserer Nachbarschaft und sprach mich an: «Schämen Sie sich nicht, die deutschen Erbsen aus dem Dreck zu kratzen? Haben Sie denn keinen Stolz? Ich meine, wir Österreicher haben es nicht mehr nötig, so was zu tun. Wir sind Befreite, hören Sie, BEFREITE! Wir werden von jetzt an alles wieder haben.»

Ich starrte den Mann an. Dann sagte ich: «Sie sind verrückt!» und kratzte weiter meine Erbsen zusammen und brachte sie nach Hause und kochte daraus für meine Kinder und mich und für die Flüchtlinge, die sich zu mir aus Böhmen gerettet hatten, Brei und Suppe und wieder Brei und Suppe und war froh über den aus dem Dreck gekratzten Schatz.

Wenige Tage nachher hiess es, alle Österreicher hätten

zu flagen. «Fahnen heraus! Rot-weiss-rote Fahnen heraus!»

So sollte die Wiederbegründung der Republik Österreich gefeiert werden. Doch – woher sollte man Fahnen nehmen? Die Frau, bei der ich Unterschlupf gefunden hatte, holte ihre Hakenkreuzfahne aus dem Versteck. Sie trennte den weissen Spiegel mit dem schwarzen Hakenkreuz ab, zerschnitt das rote Viereck und nähte eine weisse Bahn zwischen die roten Streifen. Ich half ihr dabei. Dann nagelten wir die neue Fahne an die alte Fahnenstange und hissten sie aus dem Giebelfenster. Von weitem sah man ihr an, aus welchen Stücken sie zusammengepfuscht worden war. Doch der Order war Genüge getan, die österreichische Fahne ausgesteckt worden.

So begann für mich die Einübung in eine neue Zeit.

2

Ich war, als die Zweite Republik gegründet wurde, dreiunddreissig Jahre alt, das heisst, ich bin knapp vor dem Ersten Weltkrieg geboren und habe zwar zerstückte und punktuelle, aber trotzdem scharf profilierte und farbige Erinnerungsbilder an den Zustand vor dem Zerfall der Monarchie behalten. Siegesfeiern, Paraden, patriotische Feste bis zu der Trauerfeier für den alten Kaiser – das alles war aus meinen ersten Kinderjahren nicht wegzuradieren; es hat mich und meine Generation und natürlich erst recht die Generation meiner Eltern GROSS-STAATLICH infiziert. Für Vater und Mutter war der Zusammenbruch der Fronten im Jahr 18, waren die Abdankung der Dynastie und die Revolution etwas wie ein Weltuntergang, und unwissend, worum es ging, haben auch wir Kinder, ängstlich geduckt, den Erdstoss der Geschichte mitverspürt. Mit dem Untergang des alten Reichs war auch unsere persönliche Sicherheit dahin, wir waren verarmt, wir mussten uns eine neue Heimat suchen. Der Anblick einer

Karte von Österreich-Ungarn war uns etwas anderes als eine beliebige historische Reminiszenz. So kam es, dass der Staat Neu-Österreich, eng und geschrumpft, wie er war, in den zwei Jahrzehnten seiner Existenz stets im Schatten des alten Österreich, der GROSSMACHT Österreich, stand. Ich habe meinen Vater nie anders als mit Bitterkeit über diesen Kleinstaat sprechen gehört, nicht deshalb, weil er vielleicht selbst eifriger Monarchist gewesen wäre, oder deshalb, weil er keinen Sinn für soziale und demokratische Verfassungen gehabt hätte, sondern nur, weil er es nie verwinden konnte, dass wir aus dem Spiel der Mächtigen ausgeschieden, arm und hilfsbedürftig, unser weiteres Dasein dem guten Willen und der Duldung anderer, mächtig gebliebener Staaten zu danken gezwungen sein würden.

Dann kam der Anschluss und mit ihm eine neue, wenn auch anderswo zentrierte Grossstaatlichkeit.

Nach wenigen Jahren: Auch sie verspielt. Durch hybride Ausdehnung und barbarisches Unrecht verspielt. Eine ganze Welt hatte die Herausforderung angenommen und ihr ein Ende gemacht. Vom alten Österreich als der Organisationsform des östlichen Donaauraums konnte nicht mehr die Rede sein. Und ein neues Österreich – war es noch denkbar in einem Augenblick, da sich zwei fremde Kontinente, Amerika und Eurasien, zusammen mit England und Frankreich, auf seinem Gebiet begegneten? War es denkbar in einem Europa, in dem sich Volks- und Staatsgrenzen unter dem Diktat der Grossen wie flüssige Linien von heute auf morgen verschoben? Alles, buchstäblich ALLES war möglich geworden, auch die eigene Vernichtung – und sie schien, angesichts dessen, was sich ereignet hatte, nicht unwahrscheinlich.

Ungläubig vernahmen wir in Tirol, dass sich im fernen Wien eine neue österreichische Regierung etabliert hatte, und höchst verwundert hörten wir die Kunde, dass diese sagenhafte Zweite Republik Österreich der Ersten aufs

Haar gleichen sollte: dieselben Grenzen, Meter für Meter, dieselbe Strukturierung in Bundesländer, ja sogar beinahe dieselbe Verfassung. (Nur, dass augenblicklich vier Besatzungsmächte dieses alt-neue Gebilde beherrschten.) War das zu glauben?

Erstaunen und Skepsis, Misstrauen und zaghafte Hoffnung bildeten ein Gebräu: die Nährflüssigkeit, in der sich damals unser Leben bewegte. Die wildesten Gerüchte rührten darin um. Sollte tatsächlich das ganz Unwahrscheinliche wahr geworden sein, sollte das Roulette der Weltgeschichte, das Roulette der europäischen Katastrophe zum zweiten Mal haargenau dieselbe Konstellation ausgeworfen, dasselbe politisch-geographische Gebilde Österreich hervorgebracht haben? So hatte dieses Gebilde doch etwas wie historische Logik an sich? So war es vielleicht doch nicht nur für die Welt, sondern auch für seine eigenen Bürger akzeptabel? So schien es. Mit jedem Monat, der verging, gewann das Unwahrscheinliche deutlicheren Umriss. In dieser Zone, wenigstens in dieser, konnte wieder, wenn auch mit Einschränkungen, von Dingen wie Recht und Ordnung gesprochen werden.

3

Doch bis es so weit war, geschah noch viel.

Ich hatte, wie so viele, das Kriegsende herbeigesehnt – und hatte es doch gefürchtet. Auf dem Anger vor unserem Wohnhaus waren etliche Baracken aufgestellt und mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben worden. In diesen Baracken waren polnische Kriegsgefangene untergebracht. Was lag näher, als dass diese Leute, halb verhungert und erbittert, wie sie waren, die Stunde der Befreiung dazu nützen würden, um sich zu rächen, die Nächstbesten zu überfallen, auszurauben, vielleicht zu töten?

Ich fürchtete mich. Ich fürchtete auch für meine Kinder. Ich kannte einige Höhlen-Schlupfwinkel im Gebirge. Ich

spielte mit dem Gedanken, mich dahin zu flüchten. Das Notwendigste, Decken, Betten, etwas Nahrung, Zündhölzer und ein Kochtopf, war längst, zu einem Bündel verknotet, bereitgelegt. Aber dann geschah nichts, NICHTS. Alle Ängste waren umsonst gewesen. Im Radio hörte ich die Namensliste der Mitglieder der neuen Tiroler Landesregierung. Da wurden ein Herr von Radezky, ein Universitätsprofessor Reut-Nikolussi genannt. Es war nicht anzunehmen, dass diese Leute Ausschreitungen dulden würden. Ich weinte vor Erleichterung und Freude.

Ausser der ständigen Sorge um die tägliche Nahrung, um Heizung, Strom, um beinahe alles, bewegte uns die Furcht vor Einquartierung. Wir wohnten am Stadtrand von Hall in einem einfachen Landhaus, von dem aber doch zu befürchten war, dass es der Besatzungsmacht als mögliche Unterkunft ins Auge stechen könnte. Wie konnte man die amerikanischen GIs davon abhalten, einzutreten und zu inspizieren? Ich verfiel auf die Idee, das Äussere des Hauses zu verschandeln, indem ich vor allen Fenstern Stricke spannte und die schmutzigsten Lappen und zerrissensten Socken daran aufhing. Im Nu hatte unser Haus das Aussehen einer Lumpenbude bekommen. Und richtig: Kein amerikanischer Quartiermacher klopfte bei uns an. Doch die Amerikaner blieben nicht lange. Ihnen rückten die Franzosen nach. Sie liessen sich durch meinen Trick nicht abschrecken und beschlagnahmten die Wohnung im Erdgeschoss, die meines Bruders. Er musste mit Frau und Kind aus- und zu uns heraufziehen. Von nun an lebten wir zu zehnt in drei kleinen Zimmern.

4

Die ersten Kontakte mit den Organen des neuen Staates waren eher unfreundlich. Da ich durch meine erste Ehe schon 1957 Reichsdeutsche geworden war, wurde ich im November 1945 aus Österreich ausgewiesen. Ich lag gerade

im Krankenhaus, vier Tage nachdem ich mit meiner jüngsten Tochter niedergekommen war, da erschien um neun Uhr abends ein Polizist und teilte mir mit, ich hätte binnen zehn Tagen das Land zu verlassen.

Ich hatte derlei schon erwartet, aber ich wollte mich der Ausweisung nicht fügen. Es gelang mir, den Termin zu verlängern, erst um vier, dann um sechs Wochen. Freunde halfen mir, die Frist schliesslich so weit hinauszuschieben, bis der Erlass in Vergessenheit geriet. Immerhin zog sich das Spiel durch zwei ganze Jahre. Zwei bis drei Jahre lebte ich in meiner Heimat als Mensch minderen Rechts.

Auch meine Kinder bekamen das zu spüren. Eins von ihnen schickte ich in den Kindergarten. Das zuvor immer freundliche, immer zutraulich-heitere kleine Mädchen zeigte sich plötzlich verstört und verbockt. Mir war das ein Rätsel. Erst später erfuhr ich, dass es im Kindergarten regelmässig von den Ausspeisungen ausgeschlossen worden war; es war ja nicht «einheimisch», es gehörte nicht dazu.

Immerhin liess sich beides verstehen: Ausweisung und Hintansetzung, denn Tirol war in der Tat überfüllt, das Essen knapp. Man versuchte loszuwerden, wer immer loszuwerden war.

Unverständlich hingegen, da nur schikanös, erschienen uns andere Massnahmen. Mein Bruder, Österreicher, war Offizier gewesen. Nun brachte er sich kümmerlich mit seiner Familie als Hilfsbuchhalter in einer Haller Firma über die Runden. In seinem Schrank hingen etliche alte Uniformen; sie sollten mit der Zeit, umgefärbt und umgeschneidert, in Zivilanzüge für ihn selbst, in Jackenkleider für seine Frau, in ein Mäntelchen für seine kleine Tochter umgearbeitet werden. Irgendwer zeigte an, dass hier «Wehrmachtsgut» lagere. Obwohl niemand im Ernst meinen konnte, irgend jemand habe mit den Kleidern etwas auch nur annähernd Politisches im Sinn, erschien im Sommer 46 die Polizei bei uns und räumte aus. Aber sie liess es nicht dabei bewenden,

nur die Uniformen abzuholen. Sie durchwühlte das ganze Haus, warf alles aus Schränken und Kisten, brach sogar die Bretter der Fussböden auf. Besonders verdächtig fand man eine alte, leere Pistolentasche. Man wollte wissen, wo die Waffe sei und wem sie gehöre. Ich sagte – wahrheitsgemäss –, dass die Pistole meinem Vater gehört habe, dass mein Vater im Januar 45 gestorben sei und dass ich sie sogleich nach dem Einmarsch der Amerikaner bei diesen abgegeben habe. Die Polizisten glaubten mir nicht. Sie glaubten mir erst recht nicht, dass ich die Tasche nur deshalb aufbewahrt hatte, weil ich mir überlegt hatte, dass aus ihren ledernen Seitenteilen ein Paar Sohlen für Kinderschuhe geschnitten werden könnten. Die Polizisten begannen von Neuem zu suchen. Sie drohten, sie würden den ganzen Garten umstechen und das ganze Haus noch einmal auf den Kopf stellen. Endlich kam einer auf den Einfall, die zugeschnallte Tasche zu öffnen. In der Tasche lag ein Zettel, die Bestätigung der Amerikaner, dass ich die Pistole abgegeben habe. Nun war ich reingewaschen vom Verdacht geheimen und verbotenen Waffenbesitzes. Statt sich zu entschuldigen, stiessen die Burschen rüde Beschimpfungen aus und verliessen das Haus, nicht ohne ein wildes Chaos zu hinterlassen. So war es uns nicht leichtgemacht, ungetrübt Zutrauen zu den Organen des Staates zu fassen. Lange Zeit hielten wir Behörden und Exekutive nur für Handlanger der Besatzungsmächte. In vielen Fällen gewiss zu Unrecht. Nur Schritt für Schritt konnte die Entfremdung abgebaut werden.

5

Doch was bedeuteten schon solche kleinen Molestes gegen das, was sich inzwischen in Böhmen, in Polen, in Siebenbürgen, in den deutschsprachigen Landstrichen Jugoslawiens zugetragen hatte? Vertreibung, Hungersnot, Ausmordung. Aus Prag, aus Pilsen trafen entsetzliche Nach-

richten ein: Nächstverwandte waren in Lagern gestorben, «auf der Flucht erschossen» oder mit unbekanntem Ziel verschleppt worden. Je weniger davon in den Zeitungen die Rede war, desto dichter spann sich das Netz mündlicher und persönlicher Informationen: «Hast du nicht auch *den* gekannt? Erschlagen.» «Hast du von jener gehört? Verschollen.» «Jener – gehenkt.» «Dieser – verhungert.»

Mit den Ostgebieten verglichen, war Österreich eine Insel der Seligen. «Ich will nie mehr haben», sagte ich damals zu meiner Schwester, «nie mehr als ich jetzt habe: einmal am Tag halbwegs satt zu essen, ein Dach überm Kopf. Ich bin ganz zufrieden, ganz zufrieden, wenn es nur nicht schlimmer wird.»

6

Das war 46 oder gar schon 47. Daran ist abzulesen, wie langsam Hoffnung sich einstellte.

So sehr hatten wir uns an Hoffnungslosigkeit gewöhnt, dass wir, wenn günstige Aussichten auftauchten, zuerst in Abwehrstellung gingen und den nicht für möglich gehaltenen Glücksfall fürs erste von uns wiesen.

Ein Beispiel: Ehe sich die Franzosen bei uns einquartierten, hatte ein Ehepaar in unserem Haus Notunterkunft gefunden. Ich kannte die Frau von früher, eine Pilsnerin, Innenarchitektin, jetzt mit einem Wiener Ingenieur verheiratet. Wir hatten ihnen nur unser ehemaliges Dienstbotenzimmer zu bieten; sie fanden es grossartig und dankten uns unzählige Male. Auch nach der Einquartierung, als sie längst irgendwo anders Unterschlupf gefunden hatten, blieben wir in Verbindung.

Das Ehepaar besass in Döbling eine Villa. Man hatte ihnen erzählt, die Villa sei durch Artilleriebeschuss zerstört und die zerstreuten Reste ihrer Habe geplündert worden. So hatten die beiden beschlossen, nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Sie bereiteten sich darauf vor, auszuwan-

dem und irgendwo in Südamerika unterzukriechen. «Wir werden als Bettler wieder anfangen müssen.» Dazu waren sie bereit.

Eines Tages aber erhielten sie die Nachricht, dass ihr Haus weder zerstört noch geplündert worden war, dass also ein ansehnlicher Besitz auf sie wartete; sie mussten ihn nur wieder annehmen.

Man möchte meinen, dass diese Nachricht einen Freudensturm ausgelöst hätte. Nichts davon. Die Leute waren eher bestürzt. Sassen da und drehten den Glücksbrief in den Händen, als ob ihm nicht zu glauben sei. Plötzlich waren sie wieder Vermögende. Das überschritt ihre Fassungskraft. Sie konnten im ersten Augenblick so wenig damit anfangen, wie ein Verhungerner mit einem Stück Brot anzufangen weiss. Die Frau fasste sich als erste. «Mein Gott!» sagte sie und drückte die gefalteten Hände vor den Mund, «wenn ich daran denke, dass da noch zwölf Leintücher liegen – und sie sind mein –?!»

So langsam, nur Schritt für Schritt, gewöhnten wir uns an das Bessere; gewöhnten uns auch an Eigenstaatlichkeit (trotz langer Besatzung), an den Stand der Freiheit. Nicht einmal der Staatsvertrag konnte jedes Misstrauen ausräumen. Erst als unter einem Finanzminister Karnitz eine positive Handelsbilanz bekanntgegeben wurde, ging ein Aufatmen durch das Land. Wir begannen zu glauben, dass dieser Staat lebensfähig sei.

7

Doch ehe ich ende, muss ich noch einmal auf das Jahr 45 zurückkommen.

Ich habe anfangs gesagt, wir, meine Generation und die Noch-Älteren, waren in unserer Kindheit und Jugend durch Selbsterlebtes und Überliefertes GROSS-STAATLICH infiziert worden. Wir fühlten uns als Nachkommen von widerrechtlich Enterbten; der Schatten der einstigen

GROSSMACHT Österreich-Ungarn wirkte fort. Der Umstand, dass die politische Macht aus unserem Raum abgewandert war, wurde immer noch als bitter empfunden.

Im Jahr 45 aber erfolgte eine unübertreffliche Belehrung, was in unserem Jahrhundert und vermutlich in weite Zukunft hinaus von MACHT überhaupt zu halten ist.

Am 6. August explodierte die Atombombe über Hiroshima, drei Tage später die über Nagasaki. Die Sieger hielten mit triumphalen Nachrichten nicht zurück: Noch nie habe der Mensch der Natur ein grösseres Geheimnis entrissen, noch nie so viel Gewalt gewonnen. Die Energie, die in der Materie schlummert, sei entdeckt und manipulierbar geworden. Eine neue Technik werde die Welt verändern.

Ja, gewiss, das war zu erwarten: Nachdem man ganze Städte mit einem Schlag, mühelos, in einem Feuerball verdampfen konnte, war der Stand der Menschheit ein anderer geworden.

Zum ersten Mal freute ich mich, dass wir den Krieg verloren hatten. Wir waren machtlos geworden. Alle Entscheidungen waren aus unserem Raum in andere Räume abgewandert, heute nach Amerika, morgen – das war abzusehen – nach Russland oder anderswohin; nicht zu uns, gewiss nicht zu uns.

Wir waren endgültig aus dem Rang derer ausgeschieden, die über die Zukunft der Menschheit zu entscheiden hatten. Wir konnten zwar vernichtet werden. Doch schuldig werden konnten wir – in diesem Sinn – nicht mehr. Darüber war ich froh.

8

Durch meine zweite Ehe wurde ich wieder österreichische Staatsbürgerin. Ich war an die vierzig Jahre alt, als ich das erstemal bei einer demokratischen Wahl mitwählen durfte: für mich ein Ereignis.

Vielleicht fühle ich mich deshalb immer irritiert, wenn ich höre, dass die Demokratie überlebt und in ihrer derzeitigen Form schon obsolet geworden sei.

Schon wieder! denke ich. Schon wieder? – Warum schon wieder?

Reifeprüfung auf Tod und Leben

Im Morgengrauen brach der Treck der Heeresgruppe E von Agram auf, dumpfe Detonationen, ein Werk der Ustascha, begleiteten diesen Auszug. Der Kriegsberichterstatter, zuletzt mit seinem Zug dem OB Südost zugeteilt, steckte mitten in der Absetz-, besser Fluchtbewegung Zehntausender Soldaten auf die Reichsgrenze, auf die Heimat Österreich zu. Es war der 7. Mai 1945. Immer wieder stockten die Pulks; Feuerüberfälle nachdringender Partisanen, der Zerfall der Befehlsgewalt, Endzeit-Angst ergaben ein wildes Durcheinander. Dass es im hereinbrechenden Chaos dennoch Zusammenhalt, immer neue Versuche zur Organisation gab, grenzte an ein Wunder.

Schon eine Woche vorher hatte Adolf Hitler im Bunker der Reichskanzlei in Berlin Selbstmord begangen, Wien gehörte fast schon einen Monat den Russen. Die deutschen Armeen, die sich seit 1944 von Griechenland durch den Balkan bis hierher zurückgekämpft hatten, hatten keine Chance mehr: Die allgemeine Kapitulation der Wehrmacht hatte sie überrollt.

Nächtelang hatte man in den Monaten vorher, damals in Agram, in der Nova Ves, über den Fahneneid, über Konsequenzen aus dem 20. Juli, über die Pflicht, im Osten zu halten, gestritten. Den Leuten daheim sollte erspart bleiben, was wir erlebt hatten. Mit einem Nachtflug war ich noch im Februar in Wien gewesen, die Fahrt mit der Strassenbahn in eine finstere, von Bomben da und dort aufgerissene, menschenleere Stadt glich einer Reise ins Imaginäre. Draussen, am Kienwasserhof in Kasten (Böheimkirchen), traf man nochmals mit der Frau und den zwei Kindern, Paul und Clara, zusammen. Schon früher muss es

aber gewesen sein, wohl im Herbst 1944, auch bei einem kurzen Fronturlaub, dass mich ein Weinkrampf befiel. Seltsam, die Szene bleibt mir unvergesslich, da so vieles dem Gedächtnis entschwunden ist. Mitten in dem üblichen Diskurs, was denn nun mit uns allen werden solle, brach es hervor: «Mit dem Reich ist es aus.»

Was «Reich» mir, den Altersgenossen aus der Jugendbewegung, bedeutet hatte, das heute jungen Leuten zu erklären, habe ich längst aufgegeben. Meine Generation kann sich nicht explizieren, wo immer politische Leidenschaft den Einzelnen einst stehen liess. Reich – das klingt heute wie eine romantisch-pubertäre Verrantheit, dass das Wort auch in Öster-reich vorkommt, etwas mit universalistischem Anspruch zu tun hat, ja, der Name ein Schicksalswort sein könnte, das ist völlig verblasst. Eines war es jedenfalls in den dreissiger Jahren für uns nicht: Hitler, das Dritte Reich, das NS-Regime. Messianismus, deutsche, im besonderen österreichische Mission verband sich damit, die Vorstellung einer erneuerten politischen Ordnung für eine aus den Fugen geratene, für die Überlebenden im Kleinstaat als sinnlos geltende Welt. «Mit dem Reich ist es aus», das hatte wohl mit diesem Jugendtraum, weniger mit dem nahenden Kriegsende zu tun. Mochte auch der Student an der Wiener Universität noch gehofft haben, Hitlers Machtergreifung und Aufstieg könnten als Hilfsmittel der Verwirklichung einer neuen Volks- und Völkerordnung dienen, so waren solche Illusionen längst vorbei.

Nun stand der junge Mann in den Maitagen 1945 an der Endstation der Feuerprobe mit der Wirklichkeit: nicht die Matura, nicht das Doktorat, die Reifeprüfung machte hier den Punkt. Der Kriegsberichterstatter, in wenigen Stunden Kriegsgefangener, wurde Ohrenzeuge bei Kapitulationsgesprächen in Heilenstein. Er erlebte nicht nur Panik, feige Offiziere, kopflose, vollbepackte Marketender, erschöpfte Landser, die verwundete Kameraden mitschleppten, er sah

auch Männer, die in diesem Untergang Haltung zeigten, etwa den Oberbefehlshaber, den Österreicher Generaloberst Löhr. Auf der verstopften Rückzugsstrasse brach sich der «Poglavnik» Ante Pavelic mit einer um sich feuernden Leibgarde Bahn. Wir kamen ohne solchen Begleitschutz durch, in Klagenfurt erwarteten uns schon die Engländer. Die einen von uns warfen die Waffen in den Kanal, den anderen nahm man sie ab. Waren wir gerettet? Nach Österreich nicht nur mit den Füßen zurückgekehrt? Man konfinierte uns in der Martinskaserne. Dort tafelte im Hof noch die kroatische Regierung von gestern, auf Silber. Ein paar Tage später waren die Minister an die Tito-Kommunisten ausgeliefert, dann liquidiert.

Es war ein frischer, schöner Mai, ein geschenkter Frühling, doch die Zeit stand still, wie Glasfluss, durch den man hindurchschauen kann. Unser Zuhause waren nun die Baracken im Lager Kellerberg, von Frau, Kindern, Freunden wussten wir nichts. Wer den Krieg an der Front des Ostens kennengelernt hatte, konnte sich dazu alles ausmalen. Uns blieb die pure Gegenwart, die Erschöpfung, das Blinzeln in die aufsteigende Sonne. Auch der Rhythmus des Hungergefühls. Und noch etwas, im Rückblick erscheint es mir selbst nun mein Persönliches, eine Art Abschlusszeugnis, das ich mir selbst schrieb.

Hölderlins späte Hymne «Patmos» hatte mich schon seit Jahresanfang, in dem leeren, gespannten Abwarten eines Endes, wie ein Fährboot aufgenommen und vom Augenblick abgesetzt. In den Nächten schrieb ich in meinem Quartier auf der Schreibmaschine an einem Kommentar des geheimnisvollen, abgründigen Textes, nun, freigesetzt von allem, wurde ich damit fertig. Dem Schreiber wurde daraus eine Auslegung seiner eigenen Existenzsituation, ein Ringen mit den Zeitmächten, die wir schrecklich erfahren hatten. Wie konnte das alles geschehen? Ein Kulturvolk, das eines Kant, Goethe oder Grillparzer, sich zu Henkers-

diensten verdingen? Heute ist man längst über solche Fragen hinweggegangen, vom Schock ist eine sentimentale Erinnerung an die «Weisse Rose» geblieben. Den 29jährigen führte der Dichter in den Hintergrund des Welt dramas, eben in seiner Prophetie der Selbstzerstörung der Moderne. Von da an wurde Hölderlin sein Lebensbegleiter, und es gefiel ihm, als er erst viel später las, dass sich einst die «Stiftler» Hölderlin, Hegel und Schelling in Tübingen mit dem Losungswort «Das Reich Gottes» für ihre so verschiedenen Lebenswege voneinander verabschiedet hatten. Der «Patmos»-Verfasser war erst Jakobiner gewesen, das half ihm, die eigene Jugend nicht einfach als Irrweg abzutun. In Kellerberg fungierte ich als eine Art Fürsorgeoffizier. Das brachte Ausgang, Bewegungsfreiheit, ersten Kontakt mit den neuen Behörden in Klagenfurt. Man lernte einen intelligenten Kommunisten kennen, man diskutierte, beobachtete die neuen Parteien bei den ersten Gehversuchen – o wie rasch sollten sie sich zurechtfinden! traf sich mit Funktionären, hörte von der grotesken Praxis der Entnazifizierung. Es waren die Monate, da die ÖVP durch ihr Verhalten in der NS-Frage Kärnten sozialistisch werden liess. Die Nachschriften zum Gestern waren düster. Die Drau trug Leichen mit sich. Viele Kosaken, nicht wenige mit ihren Frauen, zogen den Selbstmord der Auslieferung an die Sowjets vor. Das alarmierte auch unser Lager. Wir hörten von der Niedermetzlung Zehntausender Domboränen, des kroatischen Landsturms. Auch vielen Cetnici, Serben, Monarchisten, erbitterten Feinden des Kroatenstaates, erging es nun nicht anders. Sie hatten jahrelang gegen die Wehrmacht gekämpft, stiessen dann mit Tito zusammen, kamen am Ende aus ihren Wäldern hervor, oft trug der Pope dem Zug das Kreuz voran, um auf die deutsche, die antikommunistische Seite überzutreten. Die Alliierten hatten sie und ihren König längst fallengelassen. So lieferte sie nun auch Lord Alexander aus, die Tito-

Partisanen machten mit ihnen allen kurzen Prozess. Als sie selbst aber nach Österreich übergreifen wollten, schickten die Engländer sie gleich wieder nach Hause. Hier, wie übrigens auch im Mühlviertel, konnte man beobachten, wie sich Moskau in seinen militärischen Dispositionen an alten slawischen Besiedlungsgrenzen orientierte, der sowjetische Vormarsch erschien so zugleich als slawischer Vorstoss nach Zentraleuropa. Kärnten war Grenzland, und die Dynamik war von nun an im roten Osten.

Aber was würde mit uns geschehen? Die «Reichsdeutschen» wurden von den Österreichern im Lager getrennt, von diesen wollten viele von ihrem Landsmann Hitler gar nichts gewusst haben. Und doch hatte in ihm Wien den ganzen Hass eines sterbenden Reiches der Nachwelt vermachte, seine «Rache für Königgrätz». Unter den Kriegsgefangenen blieb der Kontakt aber meist gut. Man spekulierte über die Zukunft, der Hauptmann unseres Kriegsberichter-Zuges meinte, nun würden uns wohl viele Jahre beim Kartoffel-Ausgraben bevorstehen. 25 Jahre später besass er eines der grossen Druckhäuser in Westdeutschland, war Multimillionär und namhafter Kunstmäzen. Doch wir alle sollten uns ja nach einem Jahrzehnt nicht mehr wiedererkennen in dem, was wir damals für unser Los gehalten hatten. Die Reichsdeutschen fürchteten nach dem Abtransport Zwangsarbeit, gar Verschickung. So befestigte man, was in der Unsicherheit zu befestigen war. Ich wurde im Rathaus von Villach Trauzeuge für meinen Freund, den Schauspieler Horst Braun, der Hilde Schumacher, einst beim la der Heeresgruppe, ehelichte.

Als der Herbst ins Land zog, stand plötzlich mein Vater am Lagertor, er hatte mich aufgespürt. Auf's Neue bei der Post, war er beauftragt, die Kabelverbindungen zwischen den Besatzungszonen wiederherzustellen, was er nutzte – Demarkationslinien damals zu überschreiten, war ein Privileg – um sich auf die Suche nach dem einzigen Kind zu machen.

Das Wiedersehen war der Anfang meiner Rückkehr nach Österreich, der Zustand im Niemandsland zwischen den Zeiten war beendet. Die Familie hatte in der HKL überlebt, der Pfarrer, einer der vielen Helden jener Tage, war der Schutzengel der Frauen gewesen, und wie oft war das Übel erst mit dem Tross gekommen. Der Pfarrer hiess Renner.

Wie für alle, sorgte auch bei mir der Zwang, sich eine Existenz gründen zu müssen, für einen raschen Eintritt in den neuen Alltag. Die Wohnung in Wien III war verloren. Heute noch schmerzt mich der Verlust eines Teils meiner Bibliothek, Jahrzehnte später fand sich ein Exemplar im Antiquariat. Der Vater hatte als NS-Geschädigter Anspruch auf Wiedergutmachung, der Heimkehrer dagegen galt eher als verdächtiges Element. Nun, es hatte ja schon 1939 ein Verfahren gegeben, als man beim «Südost-Echo» Wirtschaftsjournalist werden wollte. Damals hatte mich ein einstiger Schulkollege über die Gauleitung als «Staatsfeind» denunziert. 1946 war es Ernst Molden zu verdanken, dass ich ab Herbst bei seiner neuen «Wochenpresse» gleich einen Posten fand.

Das von Anfang an beabsichtigte Wiedererscheinen der Tageszeitung verzögerte sich. Der damals über die Papierzuteilung entscheidende Hofrat Weber soll gesagt haben: «Das Judenblattl brauch'n ma net.» Schwarz und Rot teilten sich Österreich auf, für das einst liberale Weltblatt schien kein Platz vorhanden. Und die Grotteske dazu: Der Titel «Neue Freie Presse» war nach 1938 dem Franz-Eher-Verlag, der Hitlers «Völkischen Beobachter» herausgab, zugefallen, damit nun unter alliierterem Sequester, und die Sowjets gaben den Titel nicht frei. Also kam die Zeitung erst im Oktober 1948 heraus, sie hiess, wie bei der Gründung im Jahre 1848, «Die Presse». Was für ein Jahrhundert lag dazwischen!

Der Kampf um die Wohnung in diesem frühen Nachkriegs-Wien, Erfahrungen im Journalismus, Wiederbegegnung

mit alten Bekannten, Kennenlernen neuer Gesichter, das alles ergab einen solchen Erlebnisschwall, dass er tieferes Fragen nach dem, was nun eigentlich die Konsequenzen aus der Walpurgisnacht, die wir alle überlebt hatten, für den neuen Staat wären, gar nicht erst aufkommen liess. Man war sich nur gegen den «Faschismus» einig, wobei jeder darunter das verstand, was seiner Ideologie, seinem Interesse entsprach. Indes, die Jugendfreunde, neue, die dazu kamen, ein geistiges Hungergefühl nach der Absperrung im Dritten Reich, Pläne und Initiativen machten den harten Existenzkampf auch zur geistigen Herausforderung: Ideen, Bücher, Künstler waren zu entdecken, ein intellektuelles Nachziehverfahren fällig. Ein Spalt in eine neue Welt tat sich auf, jetzt erst kam die Bekanntschaft mit dem Westen, mit Proust, Joyce, dem Thomas Mann der Emigration, mit dem Wien der ersten Jahrhunderthälfte, von Freud bis Broch und Musil.

Ruckartig waren für uns jüngere Menschen Plätze, Chancen frei geworden, wie sich das eben nur in Umbruchzeiten ereignet. Die wiedererstandene Republik rekrutierte ihr eigenes Personal. Es hatte eher provinzielle Züge, von der alten Führungsschichte war kaum noch etwas übrig. Viel von der literarischen und intellektuellen Faszination Wiens war mit dem Untergang seines Judentums erloschen (oder emigriert), nun war an den Universitäten, unter seinen berühmten Namen, das deutschnationale Element – und damit auch ein Rest des einst liberalen Bürgertums – an der Reihe. Dennoch, Zeitungen und Zeitschriften schossen im vierfach besetzten Wien aus dem Boden, erinnernswert noch etwa Basils «Plan» oder Seefehlners «Turm». Auch Otto Mauer und Karl Strobl waren unter den Gründern, noch dazu mit einer Zeitschrift des anspruchsvollen Titels «Wort und Wahrheit». Sie war als intellektuelle Revue aus katholischer Inspiration gedacht und sollte es auf 28 Jahrgänge und auch einige Wirkung im Zeitgeist bringen.

Frankreichs «renouveau catholique», Karl Kraus und Theodor Haecker wurden als Paten des Unternehmens beansprucht, die Zeit der Lüge sollte wieder einmal zu Ende sein.

Mauer und Strobl wandten sich bald anderen Aufgaben zu, die Redaktion der Zeitschrift wurde meine Sache, ein Herausgeberkreis sorgte für eine enge Verbindung mit dem Geistesleben in Deutschland und der Schweiz. Der Doppelberuf bei der Tageszeitung und in der Entwicklung der Zeitschrift war enorm anstrengend, dafür aber fruchtbar, an-, ja aufregend. Auch wenn Wien am Ende einer Sackgasse lag, man glaubte den Finger am Puls der Zeit. Phantastisches Glück habe ich damit gehabt, denn der Journalismus war nicht mehr das, was er einst war. Mit der öffentlichen Meinung im liberal-demokratischen Sinn war es ja ebenso wie mit der bürgerlichen Rolle im Parteien- und Verbändestaat vorbei. In der Funktionärgesellschaft erfuhr man das rasch, die Zeitschrift half aber dann immer wieder über das Kleinkarierte, Ideenlose, nur allzu Handgreifliche, was Macht, Geld und Interesse betrifft, hinweg. Stellt man sich heute die Frage, warum man eigentlich damals – und nach der Erfahrung der Hitler-Jahre – Journalist geworden ist, so bleibt es doch bei dem Motiv, das schon nach Abschluss des Studiums entschieden hatte. Es heute offen zu sagen, kann einen leicht lächerlich machen, für den 67jährigen ist es dennoch dabei geblieben. Ich wollte einen Beruf haben, der einen nicht in der Welt ansiedelt, Häuser bauen lässt, «zu etwas bringt», durch Besitz und Prestige vollends abhängig macht. Ein Zeitungsmensch, so sagte ich mir in jugendlich-romantischem Überschwang, das heisst, sich die Zeit selbst in diesem Streben zum Verbündeten zu machen, den Appetit an der Wahrheit nicht zu verlieren. Ist nicht das, was die Zeitung heute berichtet, morgen schon nicht mehr «wahr»? Konnte es ein herrlicheres Abenteuer geben als die Zeitung, wenn

man eben nicht am Papier, am Buchstaben kleben blieb, Jahr um Jahr mehr den Chiffrierschlüssel zum Geheimnis der Welt erlernte? Den antibürgerlichen Affekt hatte einem die Jugendbewegung eingeimpft, der katholische Glaube ihn später sublimiert, Vorbilder wie ein Ernst Molden den Bildungsanspruch, ein Milan Dubrovic ihm eine weltmännisch-offene Note gegeben. Und schon in der Universitätszeit hatten dem Jungen im «Neuland» Anton Böhm und andere beigebracht, dass jede Politik weltanschauliche Implikationen hat, auch wenn sie diese tarnt.

Eine «Stunde Null», die gab es nicht, gibt es wohl nie, aber das Passieren eines Nullpunktes schon. Der lag nun hinter uns. Die Nachkriegswelt begann sich herauszubilden, die Hemisphärengrenzen wurden deutlicher und schmerzlicher. Wo fand man Orientierungswerte, da einer ganz und gar, mit Haut und Haaren, aus Krieg und Diktatur zum Menschentum entlassen war? Vor kurzem noch war jeder Tag als Geschenk empfunden worden, nun, beim Aufstehen schon ein Ansporn, zu zeigen, was man konnte, der Familie, den Freunden, sich selbst gegenüber, in Erinnerung an eine verwirrte, langandauernde, mit einer politischen Entziehungskur endigende Jugend. Die Tageszeitung wurde in der Universitätsstrasse redigiert, im ehemaligen Palais Reitzes, was für die Produktion ungewöhnliche Bedingungen ergab; Radfahrer und Taxis mussten aushelfen. Der Ausfall der einstigen Leserschichten und der künstlich verspätete Start erschwerten noch die Existenzbedingungen. Die Redaktion wusste oft nicht, ob und wann sie einen Teil des Gehaltes bekam, es machte uns nicht bekümmert. Bei der berühmten «Presse» zu sein, entschädigte, die Aussenseiterposition zu den Besatzungs- und Parteiblättern spornte an. In der Redaktion fanden sich nun manche Namen ein, die schon in der Zwischenkriegszeit Geltung hatten, diese Älteren vermittelten den Jüngeren etwas von Korpsgeist.

Österreich, ein neues, anderes, begann sich zu entpuppen, der Wiederaufbau setzte ein, der staatliche Notstand hielt an. Als die Kommunisten aber im Herbst 1950 wegen eines neuen Lohn-Preis-Abkommens eine mit der Besatzungsmacht koordinierte Streikbewegung auslösten, die den Charakter eines Putschversuches annahm, erwies sich schon das Beharrungsvermögen der Demokratie. Von dieser Niederlage hat sich die KPÖ nicht mehr erholt, ab da begann über ein kleines Wirtschaftswunder der Vormarsch zum Wohlfahrtsstaat. Ende dieses Jahres 1950 starb Karl Renner, Staatskanzler in der Republik I, Bundespräsident in der Republik II. Sein Name verband, was in Geschichtstrümmern auseinandergefallen war: späte Monarchie, Republik I, Anschlusszeit, Republik II.

Die Kunst des Österreichers, es sich zu richten, bewährte sich, auch die Kraft seiner Zähigkeit, ein trotz aller Unglücke und Katastrophen unerschöpfter Überlebenswille. Noch war man ganz mit den Nöten des Daseins befasst, noch suchte man nicht die so oft bewährten Fluchtwege in den Schein, mit der Wirklichkeit des Alltags musste man fertig werden oder zugrunde gehen. Hier bedarf es immer der Not, einer akuten Existenzbedrohung als Hebamme zum Neuen, in diesem Land ändert sich schwer etwas, ausser erzwungen. Noch war nicht entschieden, ob Österreich eine Zweiteilung erspart bliebe, es gar im östlichen Imperium verschwinde. Aber eines begann sich als Lohn dieser Umwälzungen und Untergänge abzuzeichnen: Der Ex-Österreicher Hitler hatte das an sich selbst irre gewordene, in sich aufgespaltene Österreich als um seine Freiheit kämpfenden Kleinstaat zu sich selbst gebracht. Auch das ist Dialektik der Geschichte: Heimat war es wieder.

Immer noch stritt man sich über die eigene Vergangenheit, die Bürgerkriegslager von einst zeigten im Alltag Resistenz, aber der Kampf gegen die Besatzung zwang zusammen. Vom Gebiet der alten Monarchie war Österreich

(nebst Triest, Friaul und Südtirol) das einzige Gebiet, das die rote Flut nicht überschwemmt hatte. Wien lag am Ende einer Sackgasse, der Stephansdom ragte als Brandruine in den Himmel, Burg und Oper waren verödet, auch in den Ländern traten überall die Kriegsspuren noch offen zutage. Es gab heikle Momente, aber gerade wer zur Sowjetzone gehörte, gab nicht auf. Doch Österreich lebte nun mit dem Rücken zu sich selbst, zu seiner geschichtlichen Entfaltungsrichtung donauabwärts, das musste mit der Zeit auch den Gesamtstaat sich wieder als «Grenzmark», als aktive Übergangsstelle zwischen Ost und West empfinden lassen. Eine kleine Völkerwanderung zog von Ost nach West, in Vorarlberg lebte man wie in einer anderen Welt. Schon zeigte sich auch die Gefahr der Abkapselung, der Selbstgenügsamkeit bis auf die Länder- und Kommunen-Ebene hinunter, einer Provinzialisierung an einem Punkt des Kontinents, der für Ost und West zu vital war, als dass Österreich sich das leisten konnte.

In den ersten Nachkriegsjahren bewährte sich indes der Instinkt; Reflexion oder gar eine neue Idee von sich selbst, ein Akt der Selbstbestimmung, wie er den Ereignissen nach fällig gewesen wäre, blieben aus. Und später sollte die Jagd nach dem höheren Lebensstandard zu einer Insel der Illusionen führen, in den siebziger Jahren als «Insel der Seligen» fast ein geflügeltes Wort. Also wiederum nur Selbsttäuschung? Der Erfahrungsschatz seit 1919 blieb nicht ungenutzt, der spätere Wohlfahrtsstaat und die Windschutzposition zwischen den Blöcken zehrten nur rasch an Elan und Entschlossenheit jener, die noch einmal davongekommen waren. Nabelschau, Kleinhäuslertum, Horizontlosigkeit, Interessenabschlag sollten bald zum Inhalt der Politik werden. Das Wissen, dass auch das kleine Österreich nur als grösseres, weltoffenes, gewiss in kluger Abwägung des Möglichen, aber dann doch in Wahrnehmung jeder Chance verteidigt werden kann, blieb Einzelnen

vorbehalten. Es bildete kein Allgemeinbewusstsein, keine neue Führungsschicht, ohne die auch eine Wohlstands-Republik, aller «Basisdemokratie» zum Trotz, nicht auskommen kann. Persönlichkeiten allein, ohne typenbildende Kraft, schaffen es nicht, Institutionen prägen nicht mehr. Doch auch mit der moralischen Wahrheit aus der eben verschwundenen Vergangenheit wollte man es nicht so genau nehmen. Nur weil das Streit in jede Familie getragen, alte Wunden aufgerissen hätte? Max Picard schrieb sein Buch «Hitler in uns selbst» vergeblich. Genug, dass man sich auf Tod und Leben mit der Zeit hatte einlassen müssen, mit der Wahrheit, die sie jedem von uns unter die Nase hielt, sich auch noch einzulassen – nein, das war zuviel. Und so blieb es bei wechselseitigen Anschuldigungen, den schönen und den miesen Lügen. Keiner unterzog sich der Selbstreinigung, in Denken und Handeln blieben die Konsequenzen aus, vor allem und in erster Linie bei sich selbst.

Doch der Zug, der das wiedergewonnene Österreich über alle Umleitungen und Sackbahnhöfe voranbringen sollte, beschleunigte sich mit der Jahresmarke 1950 deutlich. Noch debattierten wir nicht über «Freizeit», «Umweltschutz», die «Grünen» oder «soziale Sicherheit», aber auch in der Redaktion wurde man sich des Reisebilletts in die Zukunft sicherer. Was das Ziel war? Herr im eigenen Haus zu werden, Anschluss an die freie Welt zu gewinnen, die eigenen Kräfte zu erproben. Und die Kinder sollten es besser haben – nicht wahr?

Doch die historische Bewegung, die Punkte wie Königgrätz, Stalingrad und heute Westberlin markieren, hält an. Vielleicht ist es nur eine Jahrgangsfrage, aber für den Kriegsberichterstatter vom 7. Mai 1945 ist der Auszug aus Agram noch nicht ans Ziel gekommen. Wir haben nur eine Ruhepause eingelegt. Möge ihr Ende den Österreicher nicht entnervt oder schlafend vorfinden.

Nach 1945

März 1938: in Haft, einer von den vielen, die sofort verhaftet wurden im Rausch des Anschlusses. März 1946: die erste Nacht, nach meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft, in Haft. Irrtümlich war ich von den Russen verhaftet worden, als ich meine Wohnung, Wien IV, Favoritenstrasse 4, betreten wollte und ich, ihr letzter «Benützer» vor Kriegsende, als ein hoher SS-Führer verhaftet wurde.

Tiefe Unsicherheit flimmert mir in den Augen, als etwas später die österreichische Haft, in die mich die Russen überstellt hatten, hinter mir lag und ich auf der Strasse stand. Meine Unsicherheit steckte mir tief in den Knochen: Ich habe nie, bis heute nicht, die Verwundungen ausgeheilt, die ich 1933 bis 1938 erhielt: als ein katholischer Student, der mitten im Selbstverrat führender Kreise des österreichischen Katholizismus seinen Weg suchte.

Nun sah ich also die Überlebenden. Meine Freunde, die besten, die mir nahestanden, waren nicht mehr: hingerichtet, gefallen. Freunde in Salzburg legten mir sehr nahe, mich aus der unsicheren Wiener Sphäre zu entfernen.

Es fiel mir nicht leicht, in Wien zu bleiben. Ich verdanke meinem Entschluss Ausserordentliches. In Salzburg wäre ich wahrscheinlich doch, wenn auch nur auf Zeit, ein «kalter Krieger» geworden. Unsicher war, was aus Österreich werden sollte. Ein Anschluss an einen bayerisch-süddeutschen Staat unter amerikanischer Patronanz? Ostösterreich als ein sowjetrussischer Satellit?

Nicht minder unsicher, unverlässlich, trügerisch, sumpfig erschien mir das Wiener Klima, auf 1955 zu. Enge, Borniertheit, wohin ich auch sah: rechts, links, in der Mitte.

Ich erinnere mich einer erregten Diskussion mit meinem Klassenkameraden Hans Christian Felizian Broda, mit dem ich acht Jahre auf der Schulbank im Akademischen Gymnasium gesessen hatte. Er, von Haus aus Historiker, war damals eben Rechtsanwalt geworden, ich sah ihm seine künftige Karriere nicht an der Nasenspitze an. Als ich meinte, dass der Nationalsozialismus ein riesenhaftes, ganz ungelöstes Problem sei – durch keine Gesetze, keine Polizei aus der Welt zu schaffen, da er weit tiefer gerade nichtnationalsozialistische Schichten mit seiner Mentalität infiziert habe beziehungsweise *ein* Ausdruck einer seit langem gewachsenen österreichischen Provinzialität – gerade in Wien – sei, wehrte er leidenschaftlich ab: das sei heute überhaupt kein Problem mehr. Ich verliess völlig verstört seine Wohnung.

Ich brachte es in relativ kurzer Zeit zustande, als «Linkskatholik», «Verräter am Abendlande», «Roter Hund», «Schwarzes Schwein», «Saujud» (!) etc. «entlarvt» zu werden: durch meine Artikel in der «Furche», durch Vorträge, von denen einige 1949 unter dem Titel «Gespräch der Feinde» erschienen. Wütende Angriffe, von Literaten, Schriftstellern, Journalisten, Politikern (so in einem bösen Leitartikel Oskar Pollaks in der «A. Z.» – später habe ich, zu seinem Entsetzen, etliche Flaschen Wein – allein – bei ihm getrunken, in Erinnerung an diese Tage . . .). Eine Ausnahme, mich überraschend: die sehr freundliche Stellungnahme von Gustav A. Canaval in den «Salzburger Nachrichten». Jahre später, nach meinem Auszug aus der «Furche» 1961, tat es mir leid, dass ich nicht doch einige *von vielen Tausenden* von Schimpfbriefen an mich aus den Jahren auf 1955 zu (auch nachher «natürlich» noch) zu mir nahm: ein stattlicher Band wäre auszuwählen gewesen, als Dokumentation österreichischer Pathologie, Narrheit, Hass-Gesinnung, Vernichtungswille. Ja – Vernichtungswille.

Durch den Tod meiner engsten politischen Freunde der Vorkriegszeit mitbedingt, habe ich wenig Kontakt mit den Menschen erhalten, die 1935-1938 irgendwie meine Kampfgefährten waren. Politisches Vakuum um mich, in mir. Als Katholik, der nicht über die Kirche, sondern über die deutsche, spanische, französische Mystik sich seine Katholizität als Student erworben hatte, war ich ein spiritueller Aussenseiter. Das völlige Fehlen von Spiritualität, von Geistigkeit, von Geist-Bildung im österreichischen Katholizismus hatte sich als Konstante ungebrochen erhalten, nach 1945. Kleine Inseln, so um Otto Mauer, Karl Strobl, Diego Hans Götz und einige wenige andere, die den erschreckenden Leer-Raum nüchtern wahr-nahmen, gaben mir Halt. Ich stand mit an der Wiege der Zeitschrift «Wort und Wahrheit». Otto Schulmeister war noch nicht aus der Gefangenschaft heimgekehrt.

Der Ungeistigkeit der Politiker, fast aller Politiker, die sich ins Gerangel stürzten und, mit Recht, alle Kraft auf den wirtschaftlichen Aufstieg konzentrierten, der Ungeistigkeit im Katholizismus, suchte ich mich zu entziehen, indem ich als Historiker arbeitete. Ich verstehe mich bis zu meinem letzten Atemzug als Historiker. Als nichts anderes. Meine Romane überleben mich, als Manuskripte, in Tischladen, die – in meinen Augen – besten habe ich keinem Verlag angeboten.

Meine innere Rettung war Deutschland. Ich, in Österreich von «nationalen Kreisen» als «Deutschenfeind Nr. 1» angegriffen, erhielt sehr früh, ab 1947, Einladungen, immer mehr Einladungen aus dem seltsamen Gebilde, das dann als Bundesrepublik Deutschland konstituiert wurde. In den fünfziger Jahren waren es so viele Einladungen, dass ich nur ganz wenige annehmen konnte. Gleichzeitig erschienen ab 1949/50 jahraus, jahrein meine Bücher in deutschen Verlagen. Etliche von ihnen erhielten in Österreich nicht eine einzige Besprechung, so die Bände-Reihe im Glock-und-

Lutz-Verlag Nürnberg. Ich erinnere das heute – mit meiner Endkrankheit lebend, von Tag zu Tag, Woche zu Woche, Monat zu Monat – nachdrücklich: Nur mein Wirken in diesen deutschen Landen, nur die sehr, sehr freundliche Aufnahme dort (daneben die wütenden Angriffe eines Rechts-Katholizismus, Artikel gegen mich aus der Feder von Österreichern und Ex-Österreichern, die in der deutschen Presse sich eingenistet hatten) haben mir ein Atmen in der stickigen Existenz in Wien, in Österreich, ermöglicht.

Nicht minder trostlos erschien mir die literarische Szene. Ich wurde, ohne besondere Bemühung meinerseits, Mitglied des PEN-Clubs, nahm kaum je an einer Sitzung teil, weil mir die Animositäten nicht lagen und besonders nicht der Kampf gegen den tapferen Csokor, der von Leuten, deren Namen ich heute nicht nennen möchte, pausenlos als idiotischer Fellow-Traveller der «Bolschewiken» angegriffen wurde.

Junge Leute, ja. Ich habe gerne mit jungen Dichtern, Schriftstellern, Künstlern gesprochen – so vor allem mit den von Otto Mauer protegierten Malern, die er in seiner «Galerie nächst St. Stephan» vorzüglich herausstellte, Rainer also und Prachensky und Hollega und Mikl und anderen.

Wir lachten, viel, bei unserem letzten Beisammensein in ihrem düsteren Zimmer, in Rom, als ich auf den «Zahnarzt Dr. Heer» zu sprechen kam, der ihr den Weisheitszahn zieht, im Roman «Malina». Dies eine Erinnerung der Ingeborg Bachmann an die ersten Nachkriegsjahre, in denen ich viel mit den jungen Leuten beisammen war.

Ich habe mich damals ausgegeben, ganz ausgegeben: mit allen meinen Kräften, in Diskussionen mit den jungen Menschen, die jetzt da waren, studierten, sehr fleissig studierten (etliche wurden Universitätsprofessoren), atemlos, pochenden Herzschlages, hoffnungslos: die Kluft

zwischen ihnen – in der akademischen Szenerie, in der politischen Szenerie – und mir, dem Manne von 1916, war zu gross. Heute erhalte ich Dank, von hier und dort, gerade auch von Menschen, von denen ich mir keinen Dank auch nur vorstellen konnte.

Mein Erleben der politischen, gesellschaftlichen, «geistigen», kulturellen Szenerie, des Klimas in diesem Nachkriegsösterreich, das, ohne es zu wissen, in einen Wohlstand marschierte, wie er nie zuvor in den Donau- und Alpenländern bestand, habe ich damals in einigen öffentlichen Reden formuliert. So in einer Rede im Auditorium Maximum der Wiener Universität am Jahrestage des Staatsvertrages (also nach 1955 gehalten, aber meine beklemmenden Eindrücke vorzüglich des ersten Nachkriegsjahrzehnts festhaltend), in der ich über die österreichische Dreifaltigkeit sprach: Neidgenossenschaft, uneigennützigte Gemeinheit, gepflegte Charakterlosigkeit.

Die Neidgenossenschaft bedarf als Wort keiner Aufschlüsselung. Als «uneigennützigte Gemeinheit» sprach ich die vor mir sitzenden öffentlichen Herumsteher (konkret in diesem Augenblick Herumsitzer) an, die so oft kulturpolitische prospektive Entwürfe (ich habe sie schockweise gemacht, für die ministeriellen Papierkörbe und für andere Institutionen. *Österreich: ein Papier korb*) abwürgten, obwohl sie persönlich gar keinen Vorteil von ihrer Ablehnung bezogen.

Als «gepflegte Charakterlosigkeit» sprach ich die noch heute – nicht nur bei Politikern – weitverbreitete Gewohnheit an, sehr freundlich («Lieber Freund, aber selbstverständlich ...») persönlichen Einsatz für eine Sache zu versprechen, dies Versprechen aber auch keine Minute lang ernst zu nehmen.

Jetzt doch dies: Begegnung mit Menschen, die mir wie erratische Blöcke, als sehr einsame Existenzen, in diesem österreichischen Sumpf vorkamen. Sumpf ist vielleicht ein

Euphemismus: Brackwasser, graue Lachen, Dreck, menschlich als «Ruas» auftretend, wie Freund Heimito von Doderer ihn erlebte, dieses Neoproletariat aller Rang-, Fahr- und Gehaltsklassen, das sich als eine diffuse «herrschende Kaste» immer fester etablierte in dieser so entscheidenden Nachkriegszeit im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik Österreich.

Bedarf es noch eines Hinweises darauf? Die Schatten, die Verengungen, die Animositäten, die Cliques, die Ghettos, die sich damals bildeten – Wien war schon in der Ersten Republik ein Nebeneinander von über einem halben Dutzend politischer, kulturpolitischer, «literarischer» Ghettos, kleine, in sich geschlossene «Gesellschaften», die nicht miteinander redeten –, prägen heute noch tief, von unten her, Mentalität und Sentimentalität, Hochmut und Eitelkeit, Selbstverschlossenheit in den einzelnen Szenarien, die in den neun Bundesländern formal «Österreich» bilden. Ein Österreich-Bewusstsein, wie es in mir lebte, fand ich nur bei recht alten Leuten, so bei einigen Juden, die heimgekehrt waren, und einigen fast abseitigen Existenzen. Österreich selbst – ohne dass wir von Österreicheien, Austriazismen, Wienerereien viel sprachen (oh ja, doch, sehr viel sprachen) – wurde mir in Wien durch Fritz Wotruba, in Innsbruck durch Ludwig von Ficker und dann durch einige damals hierzulande ganz unbekannte Leute, wie Elias Cagnetti und Manes Sperber, verkörpert.

In Erinnerung der ungunstigen Luft, der stickigen Atmosphäre vorzüglich in Wien sprach ich diese Situation etwas später an, in meiner Dankrede für den Grossen Österreichischen Staatspreis: Leit-Motiv und Leid-Motiv: Wir haben zu wenig Gegnerschaften, zu viele Feinde, Feindschaften. Keine wirkliche geistige, religiöse, kulturpolitische Auseinandersetzung damals, in der ersten Dekade der Zweiten Republik: eine scheussliche Presse, kulturfeindlich schon von ihren Chefredakteuren her («Die Presse» von einer

exklusiven «konservativen» Einseitigkeit und Animosität geprägt), keine Zeitschriften, in denen Geistes-Kämpfe – ich scheue nicht davor zurück, dies Wort zu benutzen, das sehr vielen Austriaken nicht einmal das Lächeln der Verachtung entlockte, wenn sie es je vernahmen – ausgetragen werden konnten. Sehr ehrsame literarische Unternehmungen, wie «Der Plan» des Otto Basil, «Das Silberboot» Schönwieses, Der «Turm» der Österreichischen Kulturvereinigung, konnten das Zeitliche nicht segnen – im Wortsinne –, sie hatten keine Existenzberechtigung in der früh versumpften österreichischen Landschaft.

Die obstinate Abschliessung sowohl gegen die nahe Vergangenheit, also einer Erhellung der Ersten Republik zu, dieses permanenten Bürgerkrieges von 1918 bis 1938, und die nicht minder gefährliche Selbstverschliessung der europäischen Vergangenheit zu: *La Maison d'Autriche*, *La casa de Austria*, *Las Austrias* (Mehrzahl, wie man in Südamerika sehr lebendig erinnert) wurden tabuisiert – beides zog die Eingrenzung nach innen noch tiefer: So war dieses «Österreich» nach 1945 noch viel kleiner, als seine äusseren geographischen und politischen Grenzziehungen es bereits gemacht hatten. Die Entdeckung von Gross-Österreich in Italien, im nahen Osteuropa, in Ungarn, die Erhaltung von Gross-Österreich in Emigranten-Inseln in New York, London, Mexiko wurden als ausserordentliche Phänomene erst nach 1955 wahrgenommen beziehungsweise begannen erst, wie die eben genannte Entdeckung Österreichs in den Nachfolgestaaten und Italien, auch in Kroatien, in den sechziger und siebziger Jahren.

Als Ersatz für die Bildung eines innerlich grossräumigen, sehr selbstkritischen, freimütigen, weltoffenen, europaoffenen Österreich-Bewusstseins, das den vierhundertjährigen Kampf um österreichische Identität (wie ihn 1980 mein gleichnamiges Buch darstellt) als Erbe, Würde, Bürde, Last, Mahnung und Armut und Reichtum (das alles nach

innen hinein!) nunmehr zu einem glücklichen Ende bringen konnte – was in Ansätzen, Anfängen eines Anfanges seither geschehen ist wurde ein Chauvinismus «kultiviert», der infantil die Sporterfolge «unserer Madeln und Buam» beim Skilaufen, gelegentlich auch beim Fussball triumphalistisch hochspielte. Dieser infantile, aber sehr geschäftstüchtige Chauvinismus, der immerhin eine Industrie, die Erzeugung von Skiern und Sportzubehör, sehr anregte, ist für viele Österreicher heute noch Ersatz für ein Österreich-Bewusstsein, das als Selbstverpflichtung und als Verantwortung des Humanum nach innen und aussen dargelebt wird.

Im Leerraum ab 1945 begannen nun junge Menschen, die sensibel, verstört, verwirrt, voll Zorn, Trauer, dann Wut die grassierende Verlogenheit der öffentlichen Verhältnisse wahrnahmen, heranzuwachsen, der Humus für die jungen Generationen von Schriftstellern, einigen Dichtern, die dann durch ihre Österreich-Beschimpfungen in der Bundesrepublik viel Geld machten, relativ viel Geld verdienten: Reflex, Abgesang, «Erinnerung», Dokumentation einer sich erhaltenden, nicht auf das Wende-Jahr 1955 fixierten, klimatischen Situation «Österreich», «Österreich, wie es ist» (um ein berühmtes Pamphlet des frühen 19. Jahrhunderts zur Charakterisierung dieser neuen Literaturen heranzuziehen). Es war die junge Ilse Aichinger, die aus grossen, tief verstörten Augen das erste Nachkriegs-österreich so erlebte – ihr folgten die Bachmann und etliche Schriftsteller, die zum Teil durch Selbstmord endeten, früh starben oder, überlebend, die Nachkriegszeiterlebnisse den Jungen vermittelten, die damals, in den letzten Kriegsjahren und eben nach 1945, geboren wurden.

Ich möchte nun an etwas erinnern, was, äusserlich besehen, im Kontrast zu meinen Bemerkungen zur Nachkriegssituation stehen mag, jedoch im Kontext mit ihnen verstanden werden will. Die miese Situation, die Kärglichkeit der Gesichter, der Heimkehrer aus Krieg und Emigration, die

Notdurft des täglichen Lebens in Wien (während man in Westösterreich vielfach, zumindest was die tägliche Ernährung betraf, bereits recht opulent lebte – von Wien her gesehen), die rasche Verpolitisierung, die Einigelung kleiner politischer Gruppen um einige «Prominente», deren Abscheu, deren Berührungsangst aller geistigen Unruhe, also den literarischen Leuten gegenüber, den «Sozialromantikern» (Raab), den «Utopisten», alle des «Bolschewismus» verdächtig – das alles konnte nicht verhindern, dass es mitten in dieser klimatisch so schlimmen Lage «eine kleine Weile» ein offenes Österreich gab, wie es heute und morgen hoffentlich sich immer stärker artikulieren mag: alte und sehr junge Menschen trafen sich, sassen zusammen, *redeten miteinander*, im Dialog, nicht im Monolog, die von sehr verschiedener Herkunft, Gesinnung, persönlicher Prägung waren. Es lag doch Hoffnung in der Luft, viel Hoffnung – Hoffnung auf die Bildung eines offenen Österreich. Begierig wurde versucht, einen Nachholbedarf zu stillen. Also: die Dichter, Schriftsteller, Denker Frankreichs, Englands, Amerikas hereinzuholen, in ihren Werken zumindest, als Geburtshelfer für „die Neue Zeit“. Es gab in diesen ersten Nachkriegsjahren echten Enthusiasmus, Ergriffenheit, den Willen, alle Impulse aufzunehmen, die man erhalten konnte. Begegnung von Menschen, die wenige Jahre später sich nicht mehr trafen, auf der Strasse abgewandten Gesichts vorübergehen.

Kommunikation also, von Mensch zu Mensch, quer durch Berufe und frühere Frontstellungen hindurch. Ein Aufatmen, eine Fröhlichkeit, eine Heiterkeit – gerade auch in der Auseinandersetzung –, die dann bald der jungen neuen Eiszeit erlagen. Blüten, frühe Blüten- und Samenbildungen, die erst viele Jahre später aufgingen und die heutige Differenziertheit, Buntheit, Vielstimmigkeit im kulturellen Raum vorbildeten.

Österreich lag in der Luft. Wurde es aber nicht sehr rasch

wieder vom Winde verweht? – Die «kleinen Leute» wurden doch noch «entnazifiziert», die grösseren Hechte und Haie hatten es sich, meist, längst «gerichtet», das Gros der geistig farblosen «Roten» und «Schwarzen» war wieder, wie es schien, in seinen alten Töpfen und bei den alten Tröpfen gelandet, der fast heroische Versuch von Herbert Kraus und Viktor Reimann, aus dem Substrat der alten «Nationalen», Grossdeutschen und gemässigten Nationalsozialisten eine neue Partei zu schaffen, glückte und verunglückte zugleich im Druck der Gegner, im Sog der sozialistischen und övaupistischen Werber, im Dunstkreis der nicht wenigen, die auf ihre Weise ebenso eingesumpert waren wie ihre politischen Gegner.

Keine erfreuliche Szenerie. Es sollte heute nicht vergessen werden: sehr spät, übrigens mit Klaus schüchtern beginnend, dann von Kreisky rasant gemanagt, begannen «unsere» Parteien sich zwar nicht Sorge zu machen, aber doch parteipolitische Interessen und Aktivitäten zu bekunden, um sich der heimatlosen, weithin heimatlosen Kulturellen (ein unpassendes Sammelwort für Künstler, Schriftsteller, «Kreative» aller Art) «anzunehmen».

Das aber kam alles später, später. Am Morgen des Abschlusses des Staatsvertrages (meine vorher aufgenommene Rede zum Staatsvertrag, über alle österreichischen Sender gebracht, steht in «Land im Strom der Zeit») ging ich morgens durch eine graue, lustlose Stadt. Keine Fahnen, ja, einige Fahnen an einigen öffentlichen Gebäuden. Lustlos standen die Leute herum, ein Tag war angebrochen wie viele, nur eben heute zum Feiertag erklärt. Kein Wort zur Sache des Tages hörte ich auf meinem langen Gang durch die Stadt (ich hatte am Vorabend einen Vortrag gehalten, in einem kleinen Kreis). Stumm, still die Stadt. Graz. «Die Hauptstadt der Bewegung» hatte sich, ganz natürlich, in sich selbst eingehaust.

In Wien traf ich auf etwas Bewegung. Da ich nicht weit

vom Belvedere wohnte, der Südbahnhof ihm ja auch gegenüberliegt, traf ich noch Menschen, die von der Feier abströmten.

Man kann von keinem Staat, von keinem Menschen verlangen, dass er an einem Tag geboren wird. Die Geburt eines Menschen bereitet sich in vielen Ahnen vor, die sich in ihm zu Wort melden, ohne dass er sie kennt, ohne meist von ihnen zu wissen. Die neun Monate im Mutter-Leib, eine sehr kurze Zeit, eine sehr lange Zeit (Adolf Portmann meinte, der Mensch sei eine Frühgeburt, er hätte achtzehn Monate im Mutterleib verbringen sollen), bringen dann ein Wesen ans mörderische Licht des Tages, von dem niemand weiss, inwiefern seine Menschwerdung in seinem langen Erdenleben fortschreiten wird.

Kein Mensch konnte also 1945 sagen, was aus dem «unabhängigen» Österreich werden würde. Ich hüte mich oft noch heute zu sagen, was aus diesem Kind, der Zweiten Republik, werden wird. Ja, es ist viel Gras, Menschengras, gewachsen, seither, viel Wasser die schmutzige Donau, die schmutzige Salzach herabgeflossen, dem fernen Meer zu. Es gibt heute ein sehr vielschichtiges österreichisches Selbstbewusstsein, gerade bei sehr «einfachen» Leuten. Je weiter ich «nach oben» sehe, umso weniger traue ich ihm. 1945-1955 liegen weit hinter uns.

1945-1955 liegen heute weit hinter uns. Die Lügen, der Selbstbetrug jener Jahre tragen heute andere Gesichter, werden munter und lauthals von den heutigen kalendarisch jungen öffentlichen Herumstehern bei Festspielen und den anderen üblichen Feiern selbstbewusst geäussert.

Dass das Werden einer Nation – ich selbst weiss mich als Glied der österreichischen Nation, zumindest in mir und einigen anderen Menschen lebt sie – ein immer, allezeit, schmerzreicher Prozess ist, der an Gewissensbildung, Schuld-Bildung (nicht: Schul-Bildung), Schmerzerfahrung, Schmerzbewusstsein, Wissen um das eigene Scheitern

und um das Scheitern des Volkes, das wenig von sich selbst weiss (was weiss die Wiese von sich selbst), gebunden ist, ist nicht in das Abc eingegangen, das sich langsam seit 1955 bildet (in einigen Menschen lange zuvor lebte und arbeitete): in jenes Abc, jenes Alphabet, das jenes gewisse Etwas bildet, «ein gewisses Lächeln», das mit Demut (spirituell), Bescheidung, kritischer Wahrnehmung des Eigenen und des Anderen, Offenheit, Diskretion, Generosität, Phantasie des Hirnes und des Herzens (mit dem Hirn fühlen, mit dem Herzen denken) zum Europäer macht.

Österreich, ein Europa. Billiger wird es nicht davonkommen, wenn es nicht in neu-alter schlechter Provinzialität (es gibt ja auch eine gute Provinzialität) wohlhabend verkommen will. Dieser Wille, wohlhabend zu verkommen, ist eine ungeheure Macht in vielen heutigen Österreichern: er wurde eingewurzelt in den schmalen, hungrigen, misstrauischen, gierigen Gesichtern, die mir entgegenkamen 1946, bei meiner Heimkehr in das wunder-schöne Land.

Erinnerung als Zeugnis

Erinnerung als Zeugnis: wann vermöchte sie etwas anderes zu bezeugen als sich selbst? Gedächtnis hat seine eigene Selektion. Öffentliche Ankläger und Verteidiger kennen den Mechanismus. Wirklichkeit, gesehen, ist allemal gesehen durch ein Temperament, in altmodischem Verstande gemeint. Und um Wirklichkeit mit geschichtlichem Index ist es nicht anders bestellt. Der Mensch lebt im Präsens, der Geschichtsschreiber kennt nur das Perfekt, das ihn als solchen ausweist, eine andere Legitimation hat er nicht. Und dieses Tempus ist es, das ihn überlegen erscheinen lässt: Er macht mittels der Vergangenheit der auch jeweils gewesenen Gegenwart den Prozess. Der Mensch hat Geschichte. Er soll sich ihrer bewusst sein, der Verbindung wegen, welche Kontinuität möglich macht. Das Gedächtnis ist dafür das Organ. Es ist jedoch kein Hilfsorgan für den Historiker. Ich möchte mein Gedächtnis für mich behalten. Privat sein. Ich möchte keine Fussnote sein für jemanden, der Zusammenhängen sich auf die Spur setzt, die er die grossen nennt und für die er zwar wenig Verständnis, aber Erklärungen und Parallelen hat.

Und also will ich ihm sein Geschäft erschweren. Es ist nämlich, gesehen auf die Zeugenschaft anno 45, gar nicht so leicht zu disponieren, dass jemand im Frühsommer genannten Jahres die leere Dose einer Suppenwürze anfüllt mit Polenta, in die Blechschachtel, die einen gewissen Vorrat an Nägeln und Schrauben enthielt, Zigarettenstummel häuft und zu beiden das zweibändige Griechisch-Deutsche Lexikon von Pape in den Rucksack zwängt nebst dem Agamemnon des Aischylos, welches Stück zu übersetzen für eine angemessene Replik auf die Situation der Zeit gehalten

wurde, nicht gerechnet das Vergnügen, auf Sprache mit Sprache zu reagieren.

Der Anstieg war, als ginge man einfach davon. In dem Ort dünkte einen der Tag weggestellt, es bewegten sich Leute, die etwas einholten, andere jedoch machten zusammen eine Gruppe, keiner war beraten und auskunftssicher, man mutmasste, hatte Befürchtungen, Ängste, der ausbleibenden Nachricht wegen, und all das gab eine Belebtheit dem Ort, seinen Plätzen und hatte doch von Leben bloss eine Erinnerung und eine unbeschreibbare Öffnung, die Zukunft zu nennen man sich scheute.

Griechische Verse, die so überaus schwierigen Verse eines Chores, sie waren von näherer Wirklichkeit, näher als die, welche hintereinanderstehend auf ein Brot warteten oder nach und nach mit dem Wecken unterm Arm an denen, die noch standen, sich vorbeidrückten.

Einmal stand einer kurz daneben. Er hatte eine Flinte und am rechten Arm eine rotweissrote Binde. Ein Widerstandskämpfer, sagte einer von denen, die hintereinanderstanden vor dem Bäckerladen.

Ach ja, habe ich gedacht, und von der rotweissroten Armbinde war etwas herübergekommen, etwas von der undeutlichen Art, jetzt sind wir wieder zurück, wieder zu Hause. Aber ich war kein Widerstandskämpfer, und der, den ich da gesehen hatte, rotweissrot, war der Portier des Hotels, in dem ich einmal gewohnt hatte.

Derlei fiel mir zu, als ich zur Heimalm aufstieg, weiter dann zur Hochalm und zur Scharte, unter der an die drei Dutzend Stiere ihre Weide hatten. Gegen die zudringlichsten musste ich Steine verwenden, weiterzukommen, von der Scharte hinab, dem See zu, den vereinseigene Bergsteiger ein Auge nennen, der grünblauen Farbe des Wassers halber.

Das Zimmer ist mit sechs eisernen Betten diesbezüglich überaus, sonst kaum eingerichtet. Aber den Ort hinter mir wissend, den Aischylos vor mir sehend, bin ich glücklich;

ja, ich habe, mich erinnernd, jene Tage genau überprüft, so genau eben Erinnerung sein kann: Ich war glücklich, und die schwierigen Anrufungen des Zeus und die Präpotenz des Agamemnon und der Hass Klytaimnestras waren so eins mit mir, richtiger, ich war so eins mit ihnen, ihren Argumenten und Emotionen, dass ich dann und dann es versäumte, die Polenta mir in die Milch oder auch nur in Wasser rühren zu lassen, spät nachmittags dann dafür nahe dem See ins Heidelbeerkraut mich hocken musste, den Hunger zu sänftigen.

Fünf leere Eisenbetten, griechische Syntax noch in Träumen angestrengt arretiert, deutsche Äquivalente erprobend, entglitten wieder im Morgen, der schön und schön über den Gletscher herabkam, der Gang am Seeufer, wieder und wieder, eine Konstruktion bedenkend, Wolkenzug und Jochwind, Schattenfall und Schattenverkürzung, Stein Schlag fern wie Stundenschlag, der Raum aus Geräuschlosigkeit und vielstimmiger Stille –

Die Rückkehr, der Abstieg, Serpentine um Serpentine, dann der grosse, heiss duftende Himbeerschlag, die längst leer gewordene Suppenwürzedose anzufüllen mit rotvioioletten Früchten, die Freundin zu erheitern, die Agamemnons Tod mit acht Palatschinken zu honorieren die nahrhafte Güte hatte. Im Ort keine Post, keine Nachricht. Aber die Ladung des Arbeitsamtes. Es seien jetzt Hände, war die Meinung des Vorstandes, nichts jedoch an Kopf vonnöten.

Ich wurde Kuhhirte. Und geriet damit wieder an den Rand der Zeit. Und war es zufrieden. Stand um halb vier Uhr auf, molk von den sechzehn Kühen sieben, frühstückte, trieb sie hinauf bis unter die Wände, stolperte zurück, trug Wasser, hackte Holz und –

Es war keine Idylle, was die Arbeit betraf, und war doch eine, weil ein Bild des Lebens vor Zeiten, in die ich mich transponiert, von der, nämlich meiner Zeit, ich mich aber nicht dispensiert hatte. Oder doch?

Ich hätte drunten im Ort vieles anschauen können: Menschen, die hungerten, Menschen, die aus Lagern kamen, Menschen, die versehrt waren an Leib und Seele, ich hätte täglich die Zeitung des Landes lesen können, Meinungen, Erklärungen, Urteile und Verurteilungen, Kalküle, was wann zu tun sei, zu tun gewesen wäre –

Nun liegt die Weisheit sicher weder bei den Rüben noch bei den Kühen – aber was diese anlangt, so war es eben doch einfach ein Arbeitstag, nach dem man seine Stunde haben durfte an der Hüttenwand und seine Gedanken, wenn die Nacht über den Rand des Abends quoll –

Ein paar Wochen später legte ich dem Arbeitsamt die zerschundenen Schuhe auf den Tisch: ob ich berechtigt sei, ein neues Paar zu beantragen? Berechtigt schon, sagte das Amt, es gebe nur keine Schuhe im Ort. Und es sagte, dass ich zum Bürgermeister gehen solle.

Ich ging.

Der Bürgermeister sagte: Sie übersetzen aus dem Griechischen?

Ja.

Dann haben Sie ja ohnedies Arbeit?

Ich sagte, dass das Arbeitsamt anderer Auffassung sei, und sagte das von der Arbeit mit dem Kopf und von der mit den Händen, die nach Meinung des Amtes jetzt vonnöten seien. Blödsinn, sagte der Bürgermeister und schrieb auf die Hinterseite eines Formulars, das man brauchte, um Lebensmittel zu erhalten, den Vermerk, dass es im Interesse des Ortes sei, wenn ich aus dem Griechischen in das Deutsche übersetze.

PS: Davon muss auch die Verkäuferin in der Bäckerei erfahren haben, weil sie bald darauf gesagt hat, ich solle mich doch nicht um einen Wecken anstellen, wo ich doch aus dem Griechischen übersetze.

PS: Die Zeit hat keinen Aggregatzustand. Die Zeit hat keine Löcher. Sich ihrer entschlagen zu haben ist Denunziation. Der Zeit sich zu entziehen ist unmöglich. Wohl aber den Imperativen, die in ihrem Namen parteiische Usurpatoren formulieren. Die Zeit wird zu Gevatter gebeten oder gezwungen von vielfarbigen Ideologien. Ihre Chance liegt im Konformismus der Geängsteten: Darf wahr sein, was war?

Das Ende als Anfang

Das eine endete, das andere begann in einem Lager. Irritierend für den, der das zur Kenntnis nehmen soll, damals wie heute. Überschaubar jedoch für den Betroffenen, der sich nach so vielen Jahren nicht mehr in Daten verstrickt, im Netz verfangt, nachschlagen zu müssen, was an jenem Tag oder an einem anderen wirklich, an Ort und Stelle, geschah. Doch nicht einmal in dem Idyll der Infirmerie einer ehemaligen königlich-rumänischen Kadettenanstalt noch drüben dann in den Baracken – von den Deutschen gezielt nicht winterfest geplant, errichtet, mochten kriegsgefangene Russen in der walachischen Kälte umkommen, umso besser – war so etwas wie ein «Ende» zu erkennen. Die Aufbrüche, die Begeisterung, all das Gepäck, mit dem man ausgezogen war in seine, in aller «neue Zeit», stückweise war es in so wenigen Jahren verlorengegangen, ehe die Bomben aufräumten mit jungbürgerlicher Habe, auch mit geliebten Dingen, den Büchern, oder der Pöbel, immer noch der beste, dauerhafteste Begriff.

Sie waren fast alle abhandengekommen, schon längst, als kirgisische oder turkmenische Rotarmisten darüber wachten, dass ordnungsgemäss ordnungsgemässe Papiere auf dem grossen Tisch vor den Offizieren oder Kommissaren der Rückwärtigen Ukrainischen Front (hiess das so?) abgeliefert wurden. Wann und wo? In einer Berliner Strassenbahn beispielsweise. Noch kein Krieg. Der ersten am sehr frühen Morgen. Als der angehimmelte Vetter die sich unwiderstehlich dünkende österreichische Cousine im himmelblauen Flügelkleid kaltherzig allein ihre Heimfahrt vom Ball antreten liess, weil er sich nach dem allerletzten Walzer, Tango, was immer, mit seinen Kameraden noch in Bars

aufmachen wollte, ehe es zurückging nach Wünsdorf. Es war ihr erster grosser Ball, und sie hatte ihn genossen und sah lang nicht, dass graue Gesichter ihre Nasen plattdrückten an der Tür ins warme Innere des Wagens. Bis dann eine sich hereinwagte, vermummt, unterwegs zur Arbeit, nur die erste Tram war erlaubt, den Judenstern halb versteckt hinter den Fransen des Wollschals. «Wir wollen nur Ihr Kleid anschauen», sagte die Frau, «es ist schön, der Stoff schillert so.» Bleiben wir bei direkten Zitaten. Als solche haben sie sich eingepägt. Der Schaffner nahte vom anderen Ende, sie verschwand sofort. «Schweineerei», so sagte er, so glaubt sie sich jedenfalls zu erinnern. «Als ob sie jemanden stören würden, wenn sie herinnen sässen auf den leeren Bänken, sich da draussen nicht Beulen holten.»

Als sie, wenige Monate später, die grosse Traueranzeige in die Hand bekam, Eisernes Kreuz, darunter: Gefallen am ersten Tag des Polenfeldzugs, in der ersten Stunde des Polenfeldzugs, in der ersten Stunde des Krieges, stehend in der offenen Luke seines Panzers von einem Heckenschützen in die Stirn getroffen, sah sie ihn noch einmal, ihren Vetter Paul. In seinem Wünsdorf, Casino, total betrunken. «Sie haben den General weggeholt, unseren Fritsch, unseren besten. Verstehst du nicht, kleine Gans, was? . . . Nichts ist damit, neue deutsche Wehrmacht und so, merk dir das! Räum die Führerbilder weg, wenn bei dir welche herumhängen. Wir haben sie umgedreht, den Fritsch abgenommen, Befehl, Stunk wird's geben. Sei's drum!»

Noch ein Gepäckverlust. Als sie, schon mitten im Krieg, die lange Strecke, via Lemberg, Krakau, Reichshof nach Berlin gefahren war, von Bukarest aus, noch «Schriftleiter in Ausbildung», ja, so komisch hiess das, aus irgendwelchen Gründen mit dem Photoapparat unterwegs, sah sie eine lange Reihe frommer Juden auf dem Bahnsteig. Irgendwo hinter Lemberg hielt der Zug länger, als er sollte. So dass sie ausstieg, sich umschaute, ahnungslos beflissen versuchte,

sie ins Bild zu bekommen, mit ihren Hüten, mit ihren Bärten, ohne Stern die meisten, die Frauen, die Buben mit ihren komischen Schirmmützen. Bis einer von den Bärtigen auf sie zutrat – noch meint sie, seine Augen zu sehen. «Lassen Sie das», es war Jiddisch, «wir werden nicht gern fotografiert. Aber darum sag' ich's nicht. Die Wachen, die werden es Ihnen verbieten. Deshalb warn' ich Sie, sag's Ihnen so.»

Wie alt war sie? Fünfundzwanzig? – als ihr der Personalchef, wieder in Berlin, sagte: «Also, dass wir uns richtig verstehen, Montag sechs Uhr Fabrik, Pass bei mir abliefern, kommen Sie auf keine falschen Gedanken!» Angefordert war sie worden, Überprüfung, rosa Seidenrips und das Toilettezeug bei sich, nichts sonst. Hatte den Flug genossen, die Spässe der Leutnants. Und vergass die Viertelstunde nie mehr: In einem einzigen Augenblick nichts mehr zu sein, persona non grata, und das hiess etwas anderes als heute, weiss Gott, als der Sicherheitsdienst seine Hände in den Akten hatte, selbst in jenen solcher, die emsig-törricht «am Balkan» arbeiteten, sich an ihren ersten Erfolgen freuten, ihre Sache wohl auch gut machten.

Doch sie vergass das andere noch viel weniger, eingefressen hatte es sich, für immer: dass sich frettchenhaft Flinkes, Schlaues in diesem einzigen Augenblick in einem einnisten konnte. Dass man sich Fluchtwege in Sekundenschnelle ausdachte, dass man nur mehr eines wollte: raus, entkommen, kalt bis ins Herz hinein.

Doch ehe sie via Belgrad entrann, dem Rüstungsbetrieb, der letzten Alternative zum vorgesehenen ersten Lager diesmal – selbst wenn vor Oranienburg keiner Angst hatte, zeitweise –, hatte sie in Wien eine letzte Wartefrist. Stand minutenlang angewurzelt vor der Telephonzelle, wagte sich nicht hinein. Kein letzter Anruf (Hilferuf?) nach Hause. Sippenhaft, ja, das hatte man schliesslich gelernt. Doch ehe sie Richtung Aspern aufbrach, geschah es denn:

Sie sah die Kärntnerstrasse hinunter, und sie sah – voraus, sah die brennende Stadt, den rauchverhüllten Turm, sie roch das Ende. Wie es roch, wusste sie ja, seit Sofia im Bombenschutt versank, auch Bukarest getroffen worden war.

Das neue, das wirkliche Lager war keines ohne Überlebenschancen. Zivilinterniert, wie oft sollte man es später auf Formulare schreiben. Aber der da internierte, war stolz auf seine erste deutsche faschistische Beute und vom ersten Tag an entschlossen, sie dokumentarisch auszuwerten. Und so erlebte sie, womit sich Zeitgeschichtler so wenig erfolgreich später abplagen würden, wie unmöglich es war, «das Reich» in Rubriken einzuordnen, erst recht das «Grossdeutsche», erst recht für die sowjetische Bürokratie.

Alle «faschistischen» Fragen, die beantworteten sich ja leicht, selbst wenn man kaum jemals wusste, was der Politikommissar da eigentlich wollte. Schwerer dann: Welcher politischen Partei hat Ihr Vater angehört? Ihr Grossvater? Nein, Ihre Grossväter, -mütter? Sie wissen es nicht, nun, was waren sie denn dann? Liberal, konservativ, sozialdemokratisch? Kapitalisten? Nein, die Antwort «Ich weiss nicht» gilt nicht; Sie werden morgen wieder gerufen. Wir werden es schon herausbringen. Und so weiter.

Da waren Hunderte, doch da waren auch ein paar besondere unter ihnen, nie vorher Gesehene: Sie sind Österreicherin, wir wollen ein Komitee gründen. Freies Österreich. Wir kommen dann früher nach Hause, vielleicht. Der auf die Idee gekommen war, einer von mehreren, der Antreiber jedenfalls, er war als Scharfmacher verschrien, ein Widerwärtiger durch und durch, Krawallmacher, Spitzel, selbst noch in der Internierung. Und Eindruck machte es denn auch gewiss nicht, schon gar nicht auf die Russen. Im Gegenteil. Irgendwann produzierte einer Ausweise, fein, rotweissrot, irgendwie. Doch das war eben noch in der Kadettenanstalt, mit Betten, mit einer Infirmierie, mit

Rotkreuzbesuchen und einem schwedischen Schutzmachtdelegierten und alten italienischen Priestern mit vorgedruckten Postkarten, Nachricht für daheim, via Vatikan. Irgendwann, eines Tages, muss dann der Krieg doch aus gewesen sein. Irgendein Appell, im Wind des Platzes verwehte Ansprachen. Das faschistische Joch ist zerbrochen. Gut. Aber was war daheim? Wien ist von der siegreichen Armee des Marschalls X – war es Tolbuchin, ist es nötig nachzuschauen? – besetzt. Und das übrige Land? Kein Zeitungsfetzen, in den bestochene Wachen Essbares schmuggelten, einen Fisch, irgend etwas, Stücke von Pferdefleischkadavern die Zigeuner, kein entzifferbares Wort verriet etwas mehr. So lebte man von Gerüchten, von Phantasien, von Träumen, von Ängsten, nicht anders als in den Lagern von gestern, in den aufgelassenen oder auch schon in den neuen, irgendwo.

Doch eines Tages nahm eines der Gerüchte Gestalt an, wörtlich. Denn eine Kommission – ach, Hoffnungswort, wer konnte es nicht eine Kommission aus Wien sollte kommen, sollte die Rotweissroten herausklauben, sollte sie von den anderen, den Reichsdeutschen, den Faschisten, nicht wahr!, trennen, irgendwoanders unterbringen, bis zur Heimkehr. Aussonderung also, von diesem Moment an. Und so auf einmal isoliert zu sein in den Doppelpritschen der Baracke, privilegiert. Sprach man nicht schon mit einem anderen, einem eigenen Tonfall? Traf man sich nicht öfter nur mehr mit Landsleuten?

Die Kommission war ein Kommissar. Ein dürftiges Männlein, noch relativ jung. Der es ernst nahm mit dem Aussondern. Einer, der barsch wegwischte, was man da fragen wollte. Bätsch Rührung zurückwies. Denn die da um ihn herumstüden, die begrüßten in ihm tatsächlich einen Boten von daheim, einen, der es doch nur gut meinen konnte, der fürs erste zumindest Post mitnehmen und erzählen, erzählen würde. Doch das Männlein, der Genosse

Fürst – ich wünschte, sein Name wäre in den Faszikeln der Herrengasse noch immer nicht vergessen, als ein Pranger für immer –, der Genosse Fürst also, der ging auch hinüber durch die Stacheldrahtbarriere in das Elendsviertel der Kriegsgefangenen, sonderte auch dort aus, nicht weniger von seiner Mission durchdrungen. Kehrete dann noch einmal zurück, erklärte abschliessend: Nein, Faschisten kämen natürlich nicht nach Hause, die könnten ja nach Deutschland, wohin sie ja immer gehören wollten. Und als einer fragte: die Soldaten, die Verwundeten, die Amputierten, deren Stümpfe nächstens die Ratten anlocken...

Keiner, sagte der famose Genosse Fürst, keiner, SS darunter, so was existiert nicht für uns. Und er zerriss unsere Liste, trat die Fetzen in den Kot. Nur wer nachweisen könne, Antifaschist gewesen zu sein, dürfe jemals wieder nach Hause ...

Das war der Anfang, kein schöner, ein bitterer. Und der wirkliche dann, im Winter 46, als man schon wusste, was das war: «Besatzungszone», «Alliiertes Rat», der war dann auch ganz gewiss kein richtig österreichischer. Denn da war keiner in der Finsternis des Ostbahnhofes – willkommen, Heimkehrer, so etwa –, der diesen Haufen, halb verhungert, halb erfroren, in Empfang genommen hätte, kaum irgendwelche Polizisten. Und als sie sich aufmachte, vom toten Geleise aus, wo die Güterwaggons abgestellt worden waren, dorthin, was sie für die Bahnhofshalle hielt – denn, nicht wahr, eine Spur von Wien, die musste man doch endlich sehen! –, da fand sie den Weg nicht. Stolperte weiter, bis sie einen grossen Mann im Schattenriss unter dem Funzellicht einer Lampe erblickte. Es war ein russischer Offizier, der die Zeit von seiner Armbanduhr abzulesen suchte. Als sie ihn erkannte, war es zu spät, auszuweichen. Stotternd fragte sie mit ihren paar dürftigen Vokabeln nach der Halle. Doch er lachte. Verstand nichts. Lachte nur in dem bläulichen Schein, mit weissen Zähnen und aufgerisse-

nem Mund, wühlte dann in einer Tasche, zog eine Zigarette heraus, zündete sie ihr an, als sie sie in ihren schwarzverkrusteten Fingern zitternd hielt und zu weinen begann wie kaum jemals im Lager.

Es war der Genosse Fürst, der befand, ein Schriftleiter, weiblich, nun bereits bald 27, im Ausland jahrelang, so einer müsse erst eine Weile im Gefängnis gründlich überprüft werden. Ob denn da nicht Übles festzuhalten wäre. Und so fand sie sich in dem, was sie später Rossauerkaserne zu bezeichnen lernte. Verstand nichts von der Auszeichnung einer Einzelzelle unter all den anderen überfüllten, sondern geriet in Panik nach so vielen hundert Nächten in Massenbaracken und hielt sich fest an dem Wandgekritzeln, an den Strichen der hier vor ihr Eingesessenen. Auch ein Wort von später übrigens. Riss sich jedoch bald zusammen, wagte sich an die Aufseherin, ob man denn nicht arbeiten dürfe, alles, alles würde sie gerne tun. Doch die lachte, war in Ehren hier ergraut, jedem Regime schliesslich treu ergeben, meinte, dass in derselben Zelle die Fürstin Sowieso schliesslich auch so was gewünscht hätte, umsonst. Von anderen Weibern gar nicht zu reden.

Irgendwann war dann das Heimkommen soweit. Rädla hatte zuerst für ein paar zusätzliche Kilo gesorgt. Irgendwer für eine Fahrkarte, Richtung Westen. Irgendwo musste sie umsteigen. Ja, Steindorf. Aus irgendwelchen Gründen ein paar hundert Meter gehen. Es lag noch Schnee. Doch keiner war da, um ihre beiden Säcke zu schleppen. So nahm sie erst den einen und schob ihn, selbst auf allen vieren, vor sich her. Kroch dann zurück, weil sich's ja leichter ging auf Knien und Händen, holte den zweiten. Und war dann doch endlich in dem elterlichen Haus. Schief freilich noch Wochen hinter verschlossener Tür auf dem Bettvorleger, nicht im Bett. Bekam Papiere und lernte «Österreichisch». Lernte nach, wie der Krieg einst weitergegangen, wie er aufgehört hatte. Wer aller

noch gefallen, gestorben, geflohen, vermisst, ausgebombt und so fort war. Wer womit und wie neu angefangen hatte. Wer Glück und wer keines hatte.

Das war es denn auch, was ihr am meisten zu schaffen machte. Dass nicht einfach Frieden war. Dass nicht einfach alle neu anfangen. Sondern dass da Trennungslinien gezogen wurden. Dass man Gewissenserforschung zu betreiben hatte, vorgeschrieben, wie hiess das eigentlich damals? Und dass man im Radio nun in der Tat umlernte, oder auch verglich, was die da sagten, mit dem, was man selber wusste. Den Untergang noch einmal serviert bekam als einziges Schuldkonto. Und man fühlte sich schuldig. Freilich, jene Nacht nach dem ersten Ball, die hatte ja längst den Spruch gefällt. Eines Tages hatte sie dann wohl begonnen, weitere Kreise zu ziehen. Stand ungläubig vor den Türmen der Schönen Stadt, ging unsicheren Schritts über die leeren Plätze, wollte sich schon wieder zu Vertrauen öffnen, zu Zutraulichkeit, angesichts des Blaus, des Marmors, der schmalen Gassen. Doch die Zimmervermieterin sagte: «Sie können das Bett meines Verewigten haben, aber ein Ami als Freund muss her. Ich brauch' Konserven.» Und sie verlor ebenso wenig aus der Erinnerung, aus irgendwelchen Gründen, Schwarzmarktgründe höchstwahrscheinlich, einmal in einem DP-Lager – Displaced persons, wie sagt man auf Deutsch? – gewesen zu sein und dort wieder einmal geheult zu haben, weil sie sich richtig daheim fühlte inmitten der Ukrainer, der Juden, die alle warteten und warteten, genauso wie sie so lang gewartet hatte.

Doch auch das war ein Anfang: Aus alten Vorhängen ein Sommerkleid genäht zu bekommen und aus dem Sack des früheren Lebens Sachen herauszuholen, zu waschen, zu bügeln und damit in ein Festspielkonzert zu gehen. Eines Tages mit der Arbeit beginnen zu können. Ganz normal. In einer kleinen Redaktion, unter lauter neuen Gesichtern. Österreichische Gesichter? Wie haben sie ausgeschaut? Was

haben sie verraten? Ihre ganz eigenen Daten, zuerst. Und ihre gemeinsamen. Redete man eigentlich viel darüber? Ich weiss es nicht mehr. Man arbeitete. Und noch einmal: jeder Tag war neu. Und eines verband einander, ohne jemals laut zu werden: ganz von vorn anzufangen, wirklich!

Aber ich hätte beinahe das Wichtigste vergessen: Denn wenn sie da einander gegenüber sass, an jenen Abenden ohne Ende, an denen scheinbar jeder gleichzeitig redete, jedoch insgeheim vor allem jedem zuhörte, da war ein seltsamer Konsens zu spüren. Gewiss, leicht zu erraten: der Konsens aller Davongekommenen. Doch ein Konsens, der nichts mit Ideologie, nichts mit Papier, nicht einmal mit Journalismus etwas zu tun hatte. Und über den nie einer ein Wort verlor. Es war so etwas wie eine Art Wunsch, was man selbst erlebt hatte, den Jungen zu ersparen. Und im gleichen Atemzug der andere: sie wach zu halten, koste es, was es wolle. Eigentlich gehört das zuerst genannt. Es war schliesslich ein geheimnisvolles, ein fast körperlich spürbares Einverständnis: nicht zu vergessen und sich zu dessen Versicherung höchstens Codeworte zuzurufen: «Ab wann habt ihr nur mehr Kochrezepte beredet?» Immer stellte Gustav A. Canaval, «der Chef», Dachauer der ersten wie der letzten Stunde, das gehört gleichfalls gesagt, die Frage. Und die da antworteten, waren in anderen Lagern gewesen oder Displaced persons, noch einmal, oder Hitlerjungen a. D. oder Volksdeutsche oder, oder. Was wir heute als Generationszusammengehörigkeit empfinden, damals war es die Gemeinsamkeit in der Verschiedenheit des einzelnen Weges. Immer.

Ich stelle mir vor, dass da nun endlich patriotische Farbtupfer hergehören. Keine Frage, dass Salzburg sie malte, schöner als anderswo. Aber dort gab es auch aufzuarbeiten, manches, das Wien unterliess: die deutsche Nachbarschaft, die so sehr veränderte. Die Kleinheit des wiedererrichteten Staates, seine Abschliessung, die ihm doch auch jetzt nicht

vergönnt sein würde. Provinzielles auch, nicht auszumerzen, trotz blutender Grenzen – im Leitartikeldeutsch. Und ohne Ende: Flüchtlinge, Asylsuchende, bis heute. Übrigens: aufgenommen, manchmal sogar angenommen. Gehört auch «der Aufbau» hierher? Aus der Witwe leerem Ehebett, auch ohne Ami-Freund mit Konserven, vorsichtigen Schritts zur Bleibe gekommen zu sein, ja: zur Bleibe. Verlorenes vergessen zu haben vor dem neuen Teppich, dem Porzellan, den heranwachsenden Kindern der Familie rundum, endlich vertrauensselige richtige Kinder! Die Überschaubarkeit schliesslich: ein Dorf, ein Tal, ein Berg Rücken, Wasserfälle, eine Werkstatt und so weiter. Und Teller nicht mehr leeressen zu müssen und Jahrgänge wie Namen italienischer Rotweine zu lernen und aufzubrechen irgendwohin auf der weiten Welt. Wiedergekehrter Anstand, Fleiss, nichts mehr auch von der verdüsternden eigenen Kindheit: Schlangen von Arbeitslosen, holzsammelnde Alte, Hass in der Schulbank, verbotene politische Spiele, Mutproben, Ausbrüche. Durchaus jedoch auch das andere: Österreichbilder, Laterna magica, steckengebliebene, geschmack-, geruchlos ihre bunten Veduten. Schon schön, aber doch nichts mehr belebbar.

Was davon geblieben ist, von allem, von diesem Anfang, ohne vorgegebene historische Daten? Für den, meine ich, der einst ausgezogen war, der «das Reich» mitführte, das andere, bis heute unzerstörbare? Würde ich von jenen gefragt, die nur in unserer Erinnerung mehr da sind, ich würde sagen: Überlebt, es durchgestanden zu haben. Wozu? Die Antwort ist nicht unsere, sie ist die Sache der nächsten.

Der Blick aus Böhmen

Den Blick nach Österreich von Böhmen aus bestimmten im Jahre 1945 nicht nur Kindheitserinnerungen oder Seufzer der Älteren, die, mit einer unverständlichen Gegenwart konfrontiert, einer glorifizierten schwarz-gelben Vergangenheit gedachten. Es gab ja auch weniger erbauliche Erfahrungen mit Österreichern, die 1959 mit den neuen Herren nach Böhmen kamen und, trotz des heimeligen Dialektes Wiens, in den besonders übel beleumundeten Dienststellen der Besatzungsmacht einen Reichsdeutschen als wahren Segen empfinden liessen. Es war auch der Blick von einem nicht durch eigene Kraft, sondern durch Gunst der Alliierten «siegreichen» Staat aus in ein besiehtes, besetztes und darbendes Land. Dieser Blick stellte einem, der nach Kriegsende aus dem Westen nach Mitteleuropa zurückkehrte, um dort eine bis zur Unkenntlichkeit veränderte politische Landschaft im Umbruch vorzufinden, viele Fragen.

Von Böhmen nach Österreich zu blicken war schon in der Vorkriegszeit ein komplexes Unterfangen: Das, was nach 1918 in Böhmen tatsächlich kam, um 1938/1939 ein Ende mit Schrecken zu finden, korrigierte häufig auch die Erwartungen jener, die sich einst manches von einer Lostrennung von Wien versprochen hatten, ohne engstirnige tschechische Nationalisten oder jakobinische Republikaner zu sein. Tatsächlich zerfiel die einstige, brüchig gewordene altösterreichische Gemeinsamkeit recht schnell: Nur überraschend wenige der österreichisch fühlenden Böhmen optierten für das neue Österreich und nahmen auch seine Staatsbürgerschaft an, um sie aber am 13. März 1938 wieder zu verlieren. Landespatritismus,

echte Zugehörigkeitsgefühle zu Böhmen sowie Rücksicht auf Besitz, aber auch deutschnationales Empfinden liessen viele deutschsprachige Böhmen lieber Bürger des neuen tschechoslowakischen Nationalstaates werden. Das machte sie 1938 bzw. 1939, nach der etappenweisen Auflösung der CSR, zu Reichsbürgern. So tauchte im Mai 1945 der «13. 3. 1938» als magisches und schicksalsschweres Datum wieder auf: Wer an jenem Tag nicht die österreichische Staatsbürgerschaft besessen hatte, zählte jetzt zu den vogelfrei gewordenen Sudetendeutschen: Wenn es gut ging, zur Ausweisung mit knappst bemessenem Handgepäck vorgemerkt, wenn es schlecht ging, bereits in den Tagen des Umbruches unter unmenschlichen Umständen über die Landesgrenzen in Marsch gesetzt oder in ein Lager eingewiesen. Denn das, was in Böhmen im Mai 1945 aus den Fluten auftauchte, gemahnte nur wenig an den 1938/39 untergegangenen tschechoslowakischen Staat, und das Zurechtfinden in den neuen Verhältnissen fiel nicht allen leicht. Der Homo Bohemicus, jenes seltsame Produkt unheilvoller Verstrickungen des europäischen Herzlandes zwischen zwei Völkern, zwei Glauben, zwei Kulturen, zwischen Westen und Osten, entzog sich seit jeher vereinfachenden Zuordnungen, und bürokratische Kategorisierungen konnten ihm kaum gerecht werden. Beim Anbruch der neuen Zeitrechnung, im Jahre 1945, musste er feststellen, dass er de facto heimatlos geworden war: In einem durch Kriegereignisse, Besetzung und Umbruch veränderten Land, inmitten einer willkürlich zerstörten Rechtsordnung, in einem von Revanche anstatt Schuldfindung national sowie sozial-politisch bestimmten Klima verwischte ein neuartiger und manipulierter Slawentaumel mit sozial-revolutionären Zügen alle althergebrachten politischen und parteipolitischen Abgrenzungen. So erfolgte, während der von Einsichtigen ausschliesslich pessimistisch beurteilten unmittelbaren Nachkriegsentwicklung, die Begegnung

mit Österreich auf zwei Ebenen: mit den im Chaos des Umbruches in der CSR gestrandeten oder von ihm betroffenen alteingesessenen Österreichern sowie mit ihrem gevierteilten Land und seiner Hauptstadt in der russischen Besatzungszone.

Die Rechtslage der Österreicher in der CSR blieb lange, und nicht ohne Absicht, ziemlich unklar sowie Gegenstand willkürlicher Deutungen. Die von den alliierten Mächten während des Krieges beschlossene Kategorisierung Österreichs als «befreites» Land besass bei der Konfrontation mit den jeweiligen lokalen revolutionären Behörden in der CSR kaum Gewicht: So wurde grosser österreichischer Landbesitz in die auf dem Verordnungswege eingeleitete Konfiskation deutschen Grundbesitzes einbezogen, wie überhaupt Besitz weitestgehend über das Schicksal des jeweiligen Eigentümers entschied. Da spielten auch die emotionelle Reaktion auf den historischen Werdegang der böhmischen sozialen Strukturen, mit den spektakulären Einbrüchen der Reformation und Gegenreformation, sowie ihre sozio-politischen Auswirkungen eine entscheidende Rolle. Die Tatsache, dass in Bereichen der Industrie und des Grossgrundbesitzes häufig noch – bildlich gesprochen –, auch nach jahrhundertelanger Existenz auf böhmischem Boden, die slawische Landessprache fremd blieb, ergab in national stark aufgewühlten Umbruchzeiten keine besonders günstige Ausgangsposition. Besitzlosigkeit gewährte gewissen Schutz, der «einfache Mann» wurde gerade noch toleriert: auch er zwar beeinträchtigt, doch wenigstens mit minimaler Hoffnung auf eine mögliche Normalisierung der Dinge, obwohl, ging es um Deutsche oder Österreicher, auch die tschechische Sozialdemokratie mehr als verlegen reagierte: teils aus Verpflichtung dem Zeit(un)geist gegenüber, teils aus Opportunismus, teils aus echter Hilflosigkeit in einer Epoche des hochgehenden und manipulierten Nationalgefühls. Doch je grösser das sichtbare Eigentum, desto

heftiger die lokale Willkür, vor der es auch bei zentralen Stellen kaum Schutz gab. Primitive, meistens selbstgefertigte, in Rot-Weiss-Rot gehaltene Anschläge mit der zweisprachigen Aufschrift «Österreichisches Eigentum» an Wohnungstüren, Häusern, Einfahrten zu Höfen oder an einigen wenigen Schlössern vermochten zwar unter Umständen vor individuellen Übergriffen, nicht aber vor dem ebenso zufälligen oder willkürlichen administrativen Zugriff zu bewahren. Doch zum grossen Teil entgingen die Österreicher dem persönlichen Schicksal der deutschen Landesbevölkerung, ihrer brandmarkenden sichtbaren Kennzeichnung sowie der inhumanen Persekution. Doch auch sie blieben ohne Aussicht auf tatsächliche Gleichberechtigung mit ihren tschechischen Nachbarn. Sie lebten zwar, nach Abflauen der Unruhe, in einer relativen Sicherheit vor der Ausweisung, doch praktisch rechtlos. Die Verordnung, Heiraten tschechoslowakischer Staatsbürger mit Deutschen, Ungarn und Österreichern seien genehmigungspflichtig, liessen den Stand der Dinge ahnen.

In einer so unklaren, verwirrten und verwirrenden Situation blieb das Gebäude der einstigen und auch der zukünftigen österreichischen Gesandtschaft bzw. Botschaft unter dem Abhang des Kinsky-Gartens im sechzehnten Prager Gemeindebezirk eine Auffangstelle für Gestrandete, Verfolgte, Beeinträchtigte und Verzweifelte. Noch ging es um keine echte diplomatische Vertretung, sondern um eine absonderliche Institution: Das Amt in dem arg heruntergekommenen Gebäude nannte sich «Der Bevollmächtigte zur Wahrung österreichischer Interessen in der CSR». Wer die Möglichkeit besass, andere, insbesondere alliierte diplomatische Vertretungen in der tschechoslowakischen Hauptstadt zu frequentieren, wurde sich der grundlegenden Unterschiede bewusst. Noch lag auf dem Haus der Schatten eines mysteriösen Schicksals des von der russischen Besatzungsmacht verschleppten und nie mehr aufgetauchten

österreichischen Gesandten bis 1938, Ferdinand Marek, der 1945 aus eigener Initiative sofort versuchte, in Prag wieder eine österreichische Vertretung zu etablieren. Im Inneren nette, freundliche Leute, hilfsbereit, doch machtlos, nicht selten selbst hilfebedürftig. Nicht nur über Visaausstellungen entschieden die Alliierten. Äusserst langsam weiteten sich die Kompetenzen. Das Recht, kurzfristige Einreise-sichtvermerke für die erste Wiener Messe auszustellen, kam einem ungeahnten Fortschritt gleich. Ansonsten: eine Klage-mauer für soziale Fälle, protestierend und intervenierend, wenn irgendwo ein eigenmächtiger Nationalausschuss wieder nach seinem Gutdünken handelte. Keine machtvolle Zwingburg exterritorialer Souveränität.

Von Böhmen aus gesehen, sagten über das damalige Österreich noch viel mehr die deprimierenden Berichte über die Zustände im Lande selber aus: die Ruinen Wiens, die katastrophale Versorgungslage, Entführungen Richtung Osten, Dramen und Abenteuer an den Zonenübergängen. Linz-Urfahr und Enns-Brücke galten auch in Prag als böse Orte. Ratschläge wurden kolportiert, bei Reisen nach Wien nicht dann im ersten Bezirk zu übernachten, wenn die sowjetische Besatzungsmacht die Kontrolle ausübe, gewisse Bezirke, auch mit gültigen Reisedokumenten, überhaupt zu meiden. Als die österreichische Eishockey-mannschaft 1946 in Prag spielte und mit einem freundlichen Resultat dem tschechoslowakischen Gegner zu sportlich unverdienten Ehren verhalf, bekam sie als gönnerhafte Anerkennung einen Waggon böhmischer Kohle für das frierende Wien auf den Heimweg mit. Trotzdem begann sich aber im Gebäude der Österreichischen Gesandtschaft, die noch keine war, langsam eine Atmosphäre fühlbar zu machen, die für den, der sich um die weitere Entwicklung in Böhmen sorgte, immer mehr Anziehungskraft auszu-strahlen schien. Inmitten einer bis an Charakterverlust grenzenden Unterwürfigkeit dem «Grossen slawischen Bru-

der» gegenüber, angesichts der gänzlich rückgratlos gewordenen tschechischen politischen Parteien, inmitten einer fühlbaren Rechtsunsicherheit, die nur skeptische Ausblicke in die Zukunft eröffnete, schienen die Österreicher in Prag vertretenden Leute an Selbstbewusstsein zu gewinnen. Den Besucher konnte im Gebäude des «Bevollmächtigten zur Wahrung österreichischer Interessen» eine Art von Ahnen überkommen, dass dieses so arg mitgenommene und gevierteilte, besetzte und hungernde Land doch mehr Zukunft haben könnte als sein vom Schicksal bevorzugter nördlicher Nachbar. Der Ausgang der ersten freien Wahlen in Österreich und der ersten und letzten relativ freien Wahlen in der Tschechoslowakei schien das zu bestätigen: Beide Parlamente gingen mit rein arithmetisch unter die zugelassenen Parteien aufgeteilten Sitzen in die Wahlen. Das Prager Parlament kam mit einer klaren kommunistischen Majorität wieder heraus, das Wiener Parlament etablierte eine überwältigende demokratische Mehrheit. Und eben zu dieser Zeit geschah es, dass führende Repräsentanten der tschechoslowakischen Sozialdemokratie und der tschechischen Volkspartei, nach ihrer jeweiligen Rückkehr von Besuchen bei österreichischen Genossen bzw. Gesinnungsfreunden in Wien, berichteten, wie sie sich inmitten der schwer angeschlagenen und noch hungernden österreichischen Hauptstadt «genötigt sahen, die schwersten Vorwürfe wegen der gefährlich kompromisslosen und unfreundlichen österreichischen Haltung den Sowjets und der KPÖ gegenüber zu erheben und diesbezüglich zu intervenieren». Durch die traditionelle Brille der tschechoslowakischen politischen Repräsentanz gesehen, glichen die österreichischen nichtkommunistischen Politiker und Regierungsmitglieder «unverantwortlichen Abenteurern, die sich selbst und das Land schwersten Gefahren aussetzten». Die kämpften doch, nach Berichten der Heimkehrer, einen «unbegreiflichen und sinnlosen, da aussichtslosen Kampf».

Österreichische Politiker, «die sowjetischen Generälen zu widersprechen wagten und sich nicht beugen wollten», kamen den Realpolitikern aus Prag «ebenso pathetisch wie kindisch vor». Die österreichische Zurückweisung tschechischer Ratschläge, sich «dem tschechischen Muster anzupassen, es insbesondere der tschechischen Sozialdemokratie gleichzutun», blieb unbegreiflich. Der Name des österreichischen Innenministers Oskar Helmer wurde mit einer Gestik ausgesprochen, die Ungehöriges und Unerhörtes unterstreichen sollte. «Regierungsmitglieder, die sich sowjetischen Wünschen widersetzen? Das können nur Verrückte sein!»

Doch nicht wenige in Böhmen, die der würdelose «Realismus» der tschechischen Politiker anwiderte und die das böse Ende, das dann auch im Februar 1948 kommen sollte, ahnten, beeindruckte die österreichische Haltung. In Prag zirkulierte Helmers von seinen tschechischen Genossen unverstandener Ausspruch, «man könne doch nicht ohne Einspruch und Widerstand alles hinnehmen und auch das Letzte einer dubiosen Taktik opfern, ohne unweigerlich auch alles zu verlieren». In Österreich schienen also die für das Land Verantwortlichen zu wissen, worauf es ankam. Heute scheint vergessen, worum es damals in Mitteleuropa ging und warum, eben von Böhmen aus, Österreich ein Bild hoffnungsvoller Standhaftigkeit bot. Seine Bevölkerung sah sich ganz anderen Gefahren gegenüber als die Nichtkommunisten in der CSR: Die sowjetische Hand musste nur zupacken, um Wien, den Sitz der Zentralbehörden, der Parteizentralen, der Regierung und des Parlaments, in wenigen Stunden abzuwürgen. Es galt, sich nicht nur mit Unterwanderung, sondern auch mit Bedrohungen auseinanderzusetzen, die in der CSR unbekannt blieben. Der Weg in die sibirischen Lager begann in der Wiener Innenstadt. Die Auseinandersetzungen österreichischer Regierungsmitglieder mit dem Oberkommando der

östlichen Besatzungsmacht erforderten persönlichen Einsatz und Tapferkeit. In der heutigen Zeit, die grosse Wortscheu ist, ist es vielleicht angebrachter, einen Fachmann zu zitieren. Franz Borkenau sah das so: «Unter den Augen der russischen Truppen, inmitten des MWD-Terrors, der Hunderte von Menschen spurlos verschwinden liess ... während viele Tausende von Lohnempfängern täglich die Entlassung aus den von den Russen enteigneten Betrieben fürchten mussten – fürwahr ein heldenhaftes Verhalten.» Fahrten in das, von Böhmen aus gesehen, absonderliche Land im Süden bedeuteten in den ersten Jahren Übergänge in eine Zone, die irgendwo zwischen dem uferlosen Elend Nachkriegsdeutschlands und der relativen Freiheit von Not der Siegerstaaten lag. Das erste, was auffiel, waren Unbefangenheit und Entgegenkommen der österreichischen Grenzorgane und die normale, an Vorkriegsverhältnisse erinnernde Abfertigung eines «ordentlichen Touristen». Auf der böhmischen Seite der Grenze lagen schon die Schatten des Kommenden: die Zollwache von Organen des Innenministeriums überwacht, Ausreisende Schikanen und Auspähungen ausgesetzt. Doch die Staatsgrenze war nur eine Etappe auf dem Weg nach Österreich. Bis nach Urfahr lag unsicheres Gebiet. Fahrer ausländischer Wagen konnten nicht nur über harmlose Abläufe nächtlicher Strassenkontrollen durch die Besatzungsmacht berichten. Für den, der aus dem Norden kam, lag also die zweite Grenze an der Donaubrücke in Urfahr. Vielleicht war es die böhmische Erfahrung, die besonders scharf jene Trennung erfasste, mit der die Demarkationslinie Österreich nicht nur besatzungsmässig, sondern auch landschaftlich, demographisch und historisch in zwei grundverschiedene Regionen teilte. Auch die Zerstörungen in Wien, insbesondere in der Innenstadt, schienen eine Anatomie blossgelegt zu haben, die von einer vergangenen, grossräumigeren Zusammengehörigkeit aller an Ostösterreich angrenzenden Länder

zeugte: ein nicht beachteter Zug dessen, was später zum Klischee des «Wiens des Dritten Mannes» werden sollte. Alles so unterschiedlich nicht nur vom alpinen Österreich, sondern auch von den Ruinenlandschaften Deutschlands.

Damals stand die tschechoslowakische Währung noch gut, sie umzuwechseln führte in Dunkelheiten mit Einblicken in melancholische Idyllen oder aber in die Düsternis verborgener Einschlüpfen zu zwielichtigen Welten grossstädtischer Nachkriegsexistenz. Doch nicht weit das ehemalige Nobelhotel mit wiederaufgenommenem Betrieb im Erdgeschoss und zwei Stockwerken, über denen noch die Trümmer lagen. Trotzdem, überall und unübersehbar, die Ansätze eines Lebens, das sich bemühte, in gewohnte Bahnen zurückzukehren. Zerstörungen, gewiss, doch das Wesentliche, die Grundstruktur einer nationalen und staatlichen Gemeinschaft, hatte überlebt. Bekannte Häuser zwar mühselig zusammengeflickt, aber innen, wie seltsam, eine in Böhmen unbekannte Unbeschwertheit, und das angesichts eines recht ungewöhnlichen Alltags, der doch kaum eine sichtbare oder überzeugende Rechtfertigung für ausserordentliche Hoffnungen bieten konnte. Aber im Gegensatz zu Böhmen schien niemand ernstlich einen Weggang für immer zu erwägen. Verwunderlich blieb auch der Eindruck von einer Gemeinschaft, die bereit war, nicht zu kneifen, sondern die Dinge, die da kommen mochten, auf sich zu nehmen: eine beachtliche Zuversicht in ihren guten Ausgang, die überraschte, Erfahrungen aus Berlin nicht unähnlich, doch sehr zivil, vielleicht mit stellenweise unverständlicher Leichtfertigkeit.

Das alpine Österreich erinnerte damals an den europäischen Westen: freundliche, wenn auch oft unberechenbare Besatzungsmächte, doch ihre Anwesenheit nicht drückend, höchstens lästig. Die Berg- und Seenlandschaft wie Fremdenverkehrsplakaten der Vorkriegszeit entsprungen, doch seltsam verlassen und still, anstatt Touristen das Strandgut

des Krieges: Umgesiedelte und Geflüchtete. Das Unterkommen von Zufälligkeiten abhängig, doch die fremde Kennung am Wagen öffnete häufig auch verschlossene Türen, hinter denen man sich eine Fremden aus «siegreichen» Ländern zustehende und daher grosszügige finanzielle Gebarung erwartete. Verglichen mit Böhmen, alles berauschend normal, nur die mitgeführten Treibstoffkanister zeugten von ausserordentlichen Zeiten.

Doch alles das blieben Äusserlichkeiten. Als entscheidend erwies sich das Gefühl, das auch später nicht enttäuscht wurde, hier werde der Staat nicht, wie anderswo, einem Dominostein ähnlich, umfassen und die Leute von den eigenen Verantwortlichen ohnmächtig und kampflös dem Unheil ausgeliefert werden. Wer aus Böhmen kam, sah die im Westen Österreichs übende B-Gendarmerie nicht ohne Rührung.

Die Summe solcher Eindrücke führte zu dem nicht sehr vorteilhaft erscheinenden Entschluss, aus einem unbesetzten in ein besetztes Land zu ziehen. Nicht nur gefühlsmässig, sondern auch historisch gesehen, ging es um Ortswechsel innerhalb einer wenn auch vergangenen Gemeinschaft. Aber dass die im Österreich der unmittelbaren Nachkriegszeit gesammelten Eindrücke nicht Trugschlüssen gleichkamen, erwies sich, als in Wien, nach Konzept und Muster des Prager Februars 1948, das Land in eine Volksdemokratie umgewandelt werden sollte. Doch auch in den kritischen Stunden verbreiteten die österreichischen Sender Entschlossenheit und nicht, wie einst die in der CSR, Unsicherheit und Ratlosigkeit. So gab es hier auch kein «böhmisches» Erwachen in eine neue Unfreiheit, keine Kapitulation der Verantwortlichen.

Deshalb erschienen, nach allen böhmischen Erfahrungen, weder das Jahr 1955 noch der Staatsvertrag als eine wunderbare und unerwartete Wende, sondern, im Positiven, als ein nur eisern logischer Ablauf: Ein gevierteiltes

Land hatte unter ungünstigsten Umständen seine unnachgiebige Entschlossenheit, nicht aufzugeben, bewiesen und sich vor der Konfrontation nicht gedrückt. Verglichen mit Böhmen, zeigte sich erneut, dass zwar vieles von den Mächtigen abhängen mag, doch zuallererst muss auch ein kleines Land das Seine tun, um nicht zum willenlosen Objekt der Geschichte zu werden. Denn ein Staat, dessen Führung und Bevölkerung nicht den Willen zur Unabhängigkeit haben, nicht bereit sind, für diese Unabhängigkeit Opfer zu bringen, verneint seinen Anspruch, Staat zu sein. Er verliert seine Funktion eines Subjekts der internationalen Politik, seine Bewohner geben den Status des Bürgers auf und kehren zu einer minderen sozialen Entwicklungsstufe zurück. Das Prinzip fasste, auf eine einfache Weise, Oskar Helmer zusammen:

Bei einer gemeinsamen Fahrt zum Empfang überseeischer Gäste auf dem Wiener Kahlenberg eröffnete sich in einer der ersten Kehren der Höhenstrasse der bewusste Ausblick auf das nächtliche Lichtermeer Wiens. In einem seltenen Anflug von Emotion sagte Helmer: «Sehen Sie sich das an, ist es nicht schön? Aber es ist uns nicht geschenkt worden, das alles hatte seinen Preis, doch es hat sich gelohnt.» Er kam nochmals auf jene zurück, die in den dunkelsten Tagen Österreichs aus Böhmen kamen, um zu warnen, es lohne sich nicht, Widerstand zu leisten. «Ja, wo die wohl heute sind?» meinte der grosse und unvergessene alte Mann. Und nach einer Weile fügte er hinzu: «Die dachten nämlich, auf dieser Welt gäbe es etwas umsonst und es wäre möglich, sich durch die Geschichte durchzuschwindeln!»

Damals

Ich war im Februar 1944 zur Wehrmacht eingezogen worden, verbrachte meine Ausbildungszeit im Friaul und in Istrien und kam im November wieder nach Innsbruck zurück, um von hier aus an irgendeine Front abgestellt zu werden. Die familiäre Situation war nicht erfreulich: der Vater seit einem Jahr inhaftiert, da er einer Innsbrucker Widerstandsbewegung angehört hatte, ein Bruder gefallen, die Schwestern in verschiedene Schulinternate verstreut, die Wohnung teilweise von Bomben zerstört, die Mutter allein am Lande lebend.

Die Innsbrucker Militärbürokratie war damals schon ziemlich von Antinazis durchsetzt, ich hatte gute Beziehungen dazu, und es schien nicht schwierig, bis zum Kriegsende im Lande bleiben zu können. Leider fing man eines Tages, gerade als ich mich in der Kaserne aufhielt, eine Alarmkompanie zusammen. Es gelang mir nicht zu entrinnen, und so blickte ich trüben Sinnes am Abend desselben Tages aus einem Viehwaggon auf das entschwindende Innsbruck.

Unser Ziel war das niederösterreichische Prellenkirchen, in der Nähe von Pressburg. Dort schufteten mehrere tausend Elendsgestalten, Zwangsarbeiter aus halb Europa, unter der Fuchtel von wohlgenährten Wiener «Politischen Leitern» am Bau des nutzlosen Ostwalls. Unser Quartier war ein kalter Heuboden über einem Kuhstall, und unser Anführer war ein Südtiroler Schullehrer von sagenhafter Dummheit. Wenn wir uns nicht militärisch genug benahmen, verweigerte er uns den deutschen Gruss, was er für die ärgste aller Strafen hielt.

Am letzten Tag des Jahres verfrachtete man uns nach

Komorn in Ungarn. Dort lagen etliche Panzerdivisionen bereit, die das seit November eingeschlossene Budapest befreien sollten. Wir, die wir niemals einen Panzer aus der Nähe gesehen hatten, sollten als Begleitinfanteristen bei dieser letzten deutschen Offensive mitwirken.

Das taten wir denn auch, ich zum Glück nur in der Reserve, so dass ich die schaurigen Bilder des Vormarsches nur post festum sah.

Natürlich war das ganze Vorhaben nach einer Woche missglückt, der klägliche Rest der Streitmacht nach wilder Flucht wieder in Komorn zurück und unser heldischer Lehrer gar mit einem Nervenzusammenbruch nach Innsbruck entschwunden.

Ich geriet dann, da wir als Alarmkompanie ja alle Augenblicke einem anderen Truppenteil zugeteilt wurden, in alle möglichen Einheiten, Gegenden und Kriegsabenteuer in der Slowakei und fand mich als Angehöriger eines Granatwerfertrupps Anfang April bei Angern an der March, nordöstlich von Wien, wieder, wo ich den russischen Feind am Überschreiten des Flusses hindern sollte.

Nördlich der Donau betrieb die Rote Armee damals den Krieg nicht mit besonderem Nachdruck. Südlich des Stromes hingegen belagerte und eroberte sie Wien und rückte nach St. Pölten vor. Natürlich bezwang sie die March mit Leichtigkeit und begann mit der Eroberung des Weinviertels. Unsere Einheit bestand zum grössten Teil aus Österreichern, älteren Leuten und ganz jungen Rekruten. Held ist mir keiner erinnerlich. Sobald wir den Feind von weitem sahen, flüchteten wir sofort, und jedermann folgte gerne unserem Beispiel, um – das nahe Kriegsende vor Augen – sein Leben zu retten. Die russischen Soldaten dürften nicht viel anders gedacht haben, denn sie kamen eher gemächlich hinter uns drein. Die ganze Situation war einigermassen grotesk: Wir sollten die Reste des Grossdeutschen Reiches verteidigen, während wir im Radio erfreut

die Proklamationen der Regierung Renner hörten, die sich in Wien, vielleicht dreissig Kilometer von uns entfernt, schon installiert hatte.

Mein militärischer Rückzugs-Dauerlauf führte mich von Angern über Dörfles, Prottes, Matzen, Bad Pirawarth, Gaweinstal, Ladendorf, Herrnleis, Thomasl, Ernstbrunn, Klement, Patzmannsdorf und Grossharras bis in die Gegend von Mailberg. Dort erreichte mich – in einem Schweinestall übrigens – die Freudenbotschaft, dass der grosse Führer endlich zur Hölle gefahren war. In der letzten Kriegswoche gab es dann keinerlei Gefechtstätigkeit mehr für mich, und ich verbrachte sie in merkwürdig idyllischer Ruhe in einem verlassenen Bauernhaus voll von zurückgelassenen Eiern, Speckseiten und eingemachtem Fleisch und Früchten. Auch fand ich dort das Buch vom Soldaten Schwejk und vertrieb mir die Zeit mit dessen Lektüre. Wir hatten einen Divisionskommandeur mit Hausverstand. Er schickte in den letzten Kriegstagen Emissäre zur US-Army nach Bayern. Sie handelten dort aus, dass wir uns in amerikanische Kriegsgefangenschaft begeben könnten, falls wir uns spätestens am 10. Mai abends in einem kleinen Ort namens Nesselbach bei Kaplitz im Böhmerwald einfinden würden.

Das Kriegsende verlief ganz undramatisch. Wir zogen uns am 8. Mai, gegen Mitternacht, unbehelligt aus unserer Stellung zurück. Nun war jeder auf sich gestellt. Ich schlug mich zu Fuss und mit allen möglichen Fahrgelegenheiten über die von Flüchtlingen und zurückströmenden Soldaten verstopften Strässlein des Wald- und Mühlviertels nach Nesselbach durch, wo ich, wie die meisten meiner Kameraden, rechtzeitig eintraf.

Dort sah ich mich zwei gelangweilten Amerikanern gegenüber, die links und rechts der Strasse standen und hin und wieder mit dem Daumen hinter sich wiesen, wo grosse Haufen von Gewehren, Pistolen, Gasmasken, Bajonetten

und ähnlichem Kriegswerkzeug lagen, Dinge, die ich allerdings schon längst von mir geworfen hatte.

Schliesslich kamen dort etwa 25.000 Kriegsgefangene zusammen, die mitten im Wald, ohne Unterkunft und Verpflegung, kampierten. Amerikaner gab es vielleicht 150, meist New Yorker Italiener, die die Sachlage natürlich einigermaßen hilflos betrachteten. Nun aber griff ihr Boss, George F. Ammirato, Major Infantry, ein. Dieser, einer der vernünftigsten Menschen, die mir je untergekommen sind, fuhr mit seinem Jeep nach Linz und kam vollbeladen mit Entlassungspapieren wieder. Er gab sie uns mit dem Befehl, sie selbst auszufüllen. Es fanden sich eine Scheune, eine Anzahl Schreibmaschinen und ebenso viele des Englischen mächtige Prisoners of war, worunter auch ich war. Ammiratos zweiter Befehl war, auf jeden Schein sei als Zweitberuf Landwirt bzw. Farmer hinzuschreiben, da nun jeder solche gebraucht würde, um zu säen und zu ernten, und also raschestens nach Hause müsse. Den letzten Entlassungsschein schrieb ich mir selbst, bezeichnete mich als «farmer and artist», erklärte, dass keinerlei Blutgruppen-tätowierung (was SS-Angehörige hatten) an mir zu sehen und ich marschfähig und frei von Krankheiten und Ungeziefer sei. Der wackere Major, ein beliebter Mensch, sass an einem Tischchen am Scheunentor und unterschrieb schwitzend und unermüdlich alles, was man ihm vorlegte. So wurden alle Gefangenen, ausgenommen Offiziere und SS-Leute, innerhalb einer Woche entlassen, und ich stand am 20. Mai 1945 dort mitten im Wald als ein freier österreichischer Zivilist. Wir wurden dann in Geleitzügen bis Freistadt im Mühlviertel gebracht, denn es war damals nicht ratsam, allein durch den Böhmerwald zu gehen, strebten doch die überlebenden Tschechen aus Mauthausen in ihre Heimat zurück und massakrierten aus verständlichen Gründen jeden deutschen Soldaten, der ihnen unter die Finger kam.

Mit drei Tiroler Landsleuten ging ich dann durch den Frühlingsglanz des Mühlviertels unbeschwert und glücklich zur Donau hinunter. Wir erreichten sie am Pfingstsonntag bei Aschach, und es ereigneten sich Wunder über Wunder. Man bestaunte und befragte uns, waren wir doch die ersten entlassenen Kriegsgefangenen, die die Leute zu Gesicht bekamen. Wir wurden von allen Seiten reich bewirtet und beschenkt mit Zigaretten, Schokolade, Kaffee, Fleischkonserven und neuen Schuhen.

Es stellte sich dann heraus, dass die biederen Aschacher ein riesiges Wehrmachtsmagazin, das sich in diesem kleinen Ort befand, geplündert hatten und jedermann ganze Zimmer voll von diesen Schätzen besass.

Wir erreichten in vier Tagen ohne weitere Zwischenfälle Innsbruck, streckenweise verkehrten schon Lokalzüge, ansonsten wanderten wir zu Fuss und nährten uns von den Aschacher Viktualien.

Die Familie traf ich gesund an. Wir hatten Glück gehabt und ich besonders. Ich vermute nicht, dass meine Erlebnisse in dieser von schaurigsten Kriegs- und sonstigen Greueln erfüllten Zeit in irgendeiner Weise typisch waren, aber sie waren eben so, und «China hat viele Gesichter», wie mein Freund G. immer so treffend zu sagen pflegt.

Ich begab mich auf die Suche nach meinen Freunden und Bekannten, die mich alle mit grosser Freude begrüsst, hatte man doch seit Jänner nichts mehr von mir vernommen und das Schlimmste befürchtet. Im Landhaus traf ich Fritz Würthle. Er war Pressechef des Landeshauptmanns Karl Gruber und engagierte mich sogleich, und ehe ich mich versah, war ich Landesangestellter mit einem Gehalt von bescheidenen 500,- RM und sass in einem Büro für «Kulturnachrichten», was immer das bedeuten sollte.

Meine Tätigkeit wurde mir nie ganz klar, aber ich kam mit vielen teils interessanten, teils lästigen Menschen zusammen, die – in irgendwelchen Angelegenheiten und An-

liegen inmitten der allgemeinen Verwirrung herumirrend – auch zu mir kamen. Meist waren es Fremdlinge, die das Kriegsende in Tirol zusammengeschwemmt hatte. Ich gab diese Tätigkeit bald auf, eignete mir ein Dutzend sehr schöne Scheibenstutzen an, die ich in einem versperrten Nebenraum entdeckt hatte, und trieb später damit manchen Kompensationshandel mit der französischen Besatzungsmacht.

Einige meiner Freunde bewohnten eine für die Zeitläufte ziemlich feudale Villa im Innsbrucker Saggen, und ich zog zu ihnen.

Wir wurden bald zu einer Kontakt- und Übernachtungsstelle für alle möglichen und unmöglichen Menschen. Durchreisende baten um Obdach, die ersten Schweizer Sendboten erschienen, und dann kamen die französischen Kulturoffiziere, Susini, Rouvier und Maurice Besset, der zwölf Jahre im Lande bleiben und unendlich viel für die Künstler und Intellektuellen Tirols und Österreichs tun sollte. Patrick Smith, der BBC-Mann für Österreich, pflegte prinzipiell nur bei uns zu nächtigen. Dieser fröhliche Ire war ein stets willkommener Gast, brachte er doch ausser seinem einnehmenden Wesen reichlich Whisky, Zigaretten und Corned Beef mit. Auch Otto und Fritz Molden tauchten auf und bereiteten das erste Alpbacher College vor.

Durch eine merkwürdige Beziehung, die sich ergab, indem ich beim grossen Empfang für General Bethouart in der Innsbrucker Hofburg, statt den getragenen Reden des Bürgermeisters, des Landeshauptmanns, des Bischofs und des Generals zu lauschen, in einem Nebenraum mit einem gemütlich wirkenden Franzosen, den ich für einen Verpflegungsunteroffizier hielt, vom bereitgestellten Champagner trank, kam ich in den Besitz eines Passierscheins für Südtirol. Jener Mensch war nämlich in Wahrheit der ansonsten eher berühmte Oberst Paoli, Chef der Sureté.

Mein Vater hatte als Arzt ein Auto zur Verfügung, und so konnten wir mit zwei Freunden zusammen eine Wieder-

sehens- und Informationsreise durch ganz Südtirol machen. Eines schönen Julimorgens kamen wir ins Hotel am Prager Wildsee und trafen dort vier Bilderbuchengländer, schnurr- und backenbartgeschmückt, in Gebirgsausrüstung beim Frühstück an. Es waren Offiziere der englischen achten Armee auf Urlaub, und bei ihrem beruhigenden Anblick wurde mir endgültig klar, dass der Krieg aus und der Fremdenverkehr im Kommen war.

Das erste Albacher College fand dann erstaunlicherweise tatsächlich im August 1945 statt. Dorthin kam eine Gruppe von 50 Schweizer Studenten unter Anführung des Basler Theologen Hans Urs von Balthasar. Es wurden dann ebenso viele Österreicher für den November in die Schweiz eingeladen. Wir fuhren in desolaten, holzverschalteten Wagons bis Buchs, dort stand ein Empfangskomitee am Bahnsteig, wir wurden in einen schönen, sauberen, geheizten Schweizer Zug umgeladen, Körbe mit Orangen und Schokolade erschienen, und im Zürcher Bahnhofrestaurant servierte man uns unter den schönen Morgenthaler-Bildern ein opulentes Abendessen.

Ich wohnte bei Christian Müller (damals Senior der Studentenverbindung Zofingia, heute ein berühmter Psychiater) in der Irrenanstalt von Münsingen bei Bern, wo sein Vater Chefarzt war. Er arrangierte für mich in den Räumen der Zofingia in Bern eine kleine Ausstellung. Es war dies meine erste, sie dauerte bloss zwei Stunden, und die gutmütigen und mitleidigen Schweizer kauften mir zwanzig Zeichnungen für 40 Franken das Stück ab. Ich besass also 800 Franken, für einen armen Österreicher damals ein kleines Vermögen, für das ich mich neu einkleiden konnte und das mir erlaubte, mit Zigaretten, Kaffee und Seidenstrümpfen als ein Weihnachtsmann bei meiner Familie wieder aufzutauchen.

In Innsbruck grassierte damals eine ziemliche kulturelle Euphorie. Jedermann begann irgend etwas, niemand hatte

Geld, niemand hatte Erfolg, also gab es keinen Neid unter den Künstlern, Pläne wurden gewälzt, Zeitschriften gegründet, die nie das Licht der Welt erblickten, man hatte unbeschränkt Zeit, pflegte Kontakte und half sich gegenseitig. Das Theater, ansonsten ein biederer Hühnerstall, war belebt von Paradiesvögeln. Paula Wessely, Attila Hörbiger, Fred Liewehr, Richard Eybner und Gustl Waldau traten da auf. Das «Wiener Werkel» war auch nach Tirol geflüchtet und eröffnete hier ein Kabarett, und Jean Rouvier organisierte eine grosse Ausstellung französischer Meisterzeichnungen aus der Albertina. Es dürfte dies übrigens die erste Ausstellung von nichttirolischen Künstlern in Innsbruck gewesen sein.

Ich arbeitete an meinem ersten Buch «Herr Huber im Wilden Westen», einer Karl-May-Persiflage. Dieses Werk erschien 1947 im längst entschlafenen Zwei-Berge-Verlag in Wien und brachte mir 128 Schilling an Honorar ein. Ich betrachte es heute mit leichtem Erstaunen.

Langsam kehrte der graue Alltag ein. Es begann der schlimme und kalte Polentawinter. Die bunten, fremden Vögel flogen allmählich davon, und die Stadt fiel in ihre gottgewollte Ruhe zurück. Die Biedermänner begannen ihr Werk. Es wurde der «Bund Tyrol» gegründet, eine Künstlervereinigung mit einer Art Arier-Paragraph, denn es durften nur waschechte Tiroler dabeisein, um der offenbar schon damals drohenden Überfremdung vorzubeugen. Überhaupt spukten noch merkwürdige Ideen aus der Vergangenheit herum. Man wollte gleich wieder eine «Künstlerkammer» bilden und ein «Gütesiegel» für hochwertige Kunsterzeugnisse einführen.

Im Oktober 1946 kam ich das erste Mal nach dem Krieg wieder nach Wien. Man fuhr sechzehn Stunden lang mit dem Arlberg-Express. Ich lernte Oscar Fritz Schuh und seine Frau Ursula kennen und auch Fritz Wotruba. Man schickte mich ins Rathaus zu Viktor Matejka. Dieser

empfang mich mit den einsichtigen Worten: «Brauchen S' a Geld? 500 Schilling können S' haben!» Er empfahl mich ausserdem an Vita Maria Künstler, die damals die Neue Galerie in der Grünangergasse (jetzt Galerie nächst St. Stephan) leitete. Ich konnte mit ihr für Februar 1947 eine Ausstellung vereinbaren. An einem bitterkalten Wintertag zog ich damals magerer Mensch meine sämtlichen Werke auf einer Rodel durch die schneebedeckten Strassen vom Westbahnhof in die Innere Stadt.

Die Ausstellung wurde gut aufgenommen, es ergab sich sogar ein bescheidener materieller Erfolg, und man offerierte mir die Mitgliedschaft im Art-Club, in welchem ich ein einsamer Westmann war, denn im Grossen und Ganzen war diese Künstlervereinigung eine Wiener Angelegenheit, und die vereinzelt Metastasen in die Provinz reichten eigentlich nur bis Salzburg. Immerhin war ich nun anerkannter Avantgardist, wenn ich auch, wie die meisten übrigen Mitglieder des Clubs, mitnichten einer war.

1948 heiratete ich und lebe seither auf der Hungerburg im Hause meiner Frau. Meine erste Ausstellung in Deutschland hatte ich 1949 bei Gurlitt in München. Sie sollte mannigfache Folgen zeitigen, denn Werner Scholz, der in Alpbach lebende Berliner Expressionist, hatte Bruno E. Werner, der das berühmte Feuilleton der amerikanischen «Neuen Zeitung» leitete, auf meine Arbeiten aufmerksam gemacht. Er besprach sie, und ich wurde zeichnender Mitarbeiter des Blattes, das in Deutschland und in der Schweiz von allen massgebenden Leuten gelesen wurde. Die Honorare waren, da amerikanisch, deutlich besser als damals üblich, und ich illustrierte Geschichten von Gregor von Rezzori, Sigismund von Radecki und Wolfgang Hildesheimer. Ich fand eigentlich von Anfang an meinen Verdienst im Ausland, was aber nicht besagen will, dass ich in Tirol und in Österreich keine Anerkennung gefunden hätte. Vinzenz Oberhammer richtete mir schon im Jahre 1952 eine grosse

Ausstellung im Tiroler Landesmuseum aus, und ich hatte, wenn nicht andere, so doch moralische Erfolge mit Ausstellungen in Salzburg, Graz und in Wien, wo mich die beste und verlässlichste aller Kunsthändlerinnen, Frau Luise Kremlacek, diese unersetzliche Wiener Institution, seit dem Jahre 1950 in der Galerie Würthle betreut. Durch meine Beiträge in der «Neuen Zeitung» wurde Daniel Keel aus Zürich auf mich aufmerksam und schrieb mir, er habe gerade den Diogenes Verlag gegründet und ob ich ihn nicht einmal besuchen könne. Auf dem Rückweg von einem Studienaufenthalt in Paris, den ich mit meinem Freund Kurt Moldovan verbrachte, tat ich dies, und am Bahnhof empfing mich ein schlaue blickender Knabe, der mir den Eindruck eines Priesterseminaristen machte. Er führte mich in ein alkoholfreies Restaurant namens «Froh-sinn» aus und bewohnte ein Untermietzimmer in Höttingen, und vor seiner Tür stapelten sich arg verstaubte Jahrgänge einer arabisch gedruckten Zeitschrift, die einem schon vor Jahrzehnten verstorbenen Ägyptologen unermüdlich und vergeblich aus Kairo zugeschickt wurden. Unter seinem Bett zog er einen Persilkarton hervor, worin sich der ganze Verlag befand. All dies flösste mir grosses Vertrauen ein, und im Herbst 1953 erschien dort mein Buch «Floras Fauna», dem seither fünfundzwanzig weitere Titel folgten.

Der Vogel des Lebens

Denk ich an die letzten Kriegswochen und an die Zeit nach dem Kriegsende, dann fördert das Gedächtnis eine Fülle von Einzelfakten zutage. Teils sind es Erinnerungen an persönliche Erlebnisse und Erfahrungen, teils sind es nachträgliche Informationen über Tatsachen und Ereignisse, die sich allmählich angesammelt haben. Es ist lange her, und zuweilen verschwimmen die Konturen zwischen Erlebnis und Information.

Wenn man damals – wie es bei mir der Fall ist – im politischen und gesellschaftlichen Leben keine aktive Rolle gespielt hat, sondern nur Mitlebender, passiver Zuschauer und Zeuge war und überdies noch relativ jung, dann ist man darauf beschränkt, Persönliches zu schildern: Erlebnisse, Eindrücke, Gefühle: die Gefühle eines, für den die Kriegsjahre Isolierung, Ohnmacht und Angst bedeutet haben, für den der Zusammenbruch des Regimes eine Gnade und die neuerstehende Republik eine grosse Hoffnung gewesen sind.

Gefühle haben immer etwas Subjektives an sich und sind daher nicht besonders mitteilenswert. Wenn ich sie trotzdem zu beschreiben suche, dann sind es zwei Umstände, die mich dazu ermächtigen: die Stärke dieser Empfindungen und ihre weite Verbreitung.

Ich habe diese besonderen Gefühle mit vielen Zeitgenossen geteilt, und auch in deren Erinnerung haben sie sich – nach mehr als vierzig Jahren – so lebhaft erhalten, dass sie damals wohl sehr intensiv gewesen sein müssen. Diese Intensität und Allgemeinheit scheint sie nun doch über das vereinzelt Subjektive hinauszuhoben und die Annahme zu rechtfertigen, dass es sich dabei um eine Art Zeitgefühl handelt

habe; ein Zeitgefühl, das nicht aus der Zufälligkeit persönlicher Erlebnisse und Dispositionen sich formte, sondern aus spezifischen Bedingungen, denen das Leben in diesen Jahren unterworfen war, denen es sich fügte.

Die Stadt hat sich geleert.

Vor kurzem noch waren die Ausfallstrassen nach Westen verstopft von hochbepackten Gefährten, Karren, Handwagen. Dazwischen die vorwärtsdrängenden Autos der Parteifunktionäre. Leute zu Fuss mit Rucksäcken, Binkeln, Koffern, Kinderwagen. Keine lauten Menschenzüge. Ein stummes, hektisches Hasten hinaus aus der Stadt. Westwärts.

Die Parole war ausgegeben worden, Wien zu halten um jeden Preis. An die zurückbleibende Bevölkerung erging der Befehl, Strassenbarrikaden zu errichten. Waffen-SS rückte ein und begann mit Schanzarbeiten ausserhalb des Gürtels, zog sich aber bald auf einen engeren Verteidigungsring zurück.

In den westlichen Aussenbezirken herrschte jetzt Stille.

Eine ungewöhnliche Stille, die man nicht kannte. Eine Stille, wie sie von leeren Wohnvierteln kommt. Es fehlt nicht nur der gewöhnliche Strassenlärm. Es fehlen auch die unwägbaren Geräusche, die von belebten Häusern und Wohnungen ausgehen. Man fühlt die Leere in den Nerven, man hört sie mit den Ohren der Unruhe. Die täglichen Bombenangriffe haben aufgehört, aber von weitem, gedämpft noch, jedoch stet und unaufhaltsam näherkommend, hallt das dumpfe Grollen der Geschütze.

Man entfernt sich nicht mehr weit von zu Haus. Man hat alle Geschäfte, die nach aussen führen, eingestellt und fügt sich in einen sehr eingeschränkten Tagesablauf: stellt sich an in den geschrumpften Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften, holt Wasser vom nächsten funktionierenden Hydranten, zerhackt die letzten entbehrlichen Möbel zu

Brennholz. Mit diesen Tätigkeiten versucht man die Stille zu übertönen; diese geknebelt schreiende Scheinstille, die ärger als jedes Getöse an den Nerven feilt.

Es ist für die frühe Jahreszeit ungewöhnlich warm. Nachts steht der Mond am Himmel, wandert über die leeren Häuserzeilen. Sein Licht spiegelt sich in den schwarzen Scheiben anders als Mondlicht sonst. Besitzergreifend. Er scheint nicht in die Gasse wie ein fernes Gestirn. Die Gasse gehört ihm. Ihm gehören die verlassenen Räume hinter den schweigenden Mauern.

Nachts wird auch der Geruch sehr stark, der tagsüber nur untergründig schwelt. Der Geruch der Zerstörungen. Ein staubig-brandiger Geruch nach Mauerschutt, vermischt mit dem Faulgeruch aus den schadhafte, aufgerissenen Rohrleitungen des Kanalnetzes.

Man wartet. Es ist jetzt soweit. Man weiss, es geht dem Ende zu. In ein, zwei Wochen, vielleicht in Tagen wird der Krieg zu Ende sein. Aber vor dem so lange vergeblich ersehnten Ziel steht plötzlich eine Barriere: Werde ich dieses Ende überstehen? Wird mich im letzten Augenblick noch eine Bombe erschlagen, ein Geschoss zerreißen, ein Wahnsinniger an die Wand stellen? Und was habe ich von den Eroberern zu erwarten?

Das Ende ist nahe. Aber zwischen diesem Ende und dem neuen Anfang ist ein blinder Raum, eine Todesschranke.

Es ist noch sehr früh am Morgen. Ich muss Milch holen. Die Gassenzüge sind menschenleer und sehr still. Da kommt plötzlich ein fremdes Geräusch auf, ein rhythmisches Geräusch, und kommt näher und ist ein Trabegeräusch, der Hufschlag von ein paar Pferden auf dem Pflaster. Er hallt jetzt laut zwischen den hohen Häuserfronten in der Stille, kommt hinter der nächsten Strassenecke zum Stehen.

Ich hole tief Atem und richte mich sehr gerade auf. Es ist soweit. Langsam sichernd schieben sie sich um die Ecke.

Drei kleine struppige Pferde und darauf, in dicke Mäntel gemummt, die Mützen tief über den Augen, Maschinenpistolen im Anschlag, russische Soldaten. Wie sie mich sehen, reissen sie an den Zügeln, halten an. Auch ich bleibe stehen. Nur wenige Schritte voneinander entfernt starren wir uns stumm an. Schweigen. An einigen Fenstern bewegt sich der Vorhang einen schmalen Spalt zur Seite.

Und dann fühle ich mehr, als dass ich es sehe, wie etwas abfällt von ihnen, etwas löst sich. Ein Aufatmen der Erleichterung. Ich weiss jetzt, dass sie nichts anderes denken als ich: Gott sei Dank ist niemand so wahnsinnig zu schiessen. Sie waren auf Soldaten gefasst gewesen, die hinter einer Toreinfahrt lauern, hinter einem Fenster stehen mit entschertem Gewehr, auf Schüsse von einem Dach herunter. Und dann steht da eine Frau mit einer Milchkanne in der Hand.

Sie rufen einander etwas zu, wenden die Pferde und traben die Gasse zurück. Wahrscheinlich wartet irgendwo eine grössere Abteilung und hofft, dass nicht geschossen wird, dass man nicht schiessen muss.

Auch ich kehre um, und jetzt erst kommt mir zu Bewusstsein, wie mir die Knie zittern, weil die Anspannung nachgelassen hat; eine Anspannung, die nicht nur von den letzten Minuten herkam. Die stumm geballte Furcht von Monaten hat sich gelöst. Was immer die nächsten Tage bringen werden: Einnahme, Besetzung, Einquartierung, ich weiss nun, sie empfinden und hoffen nichts anderes als ich: nicht im letzten Augenblick dieses unseligen Krieges noch zugrunde zu gehen. Das macht sie aus einer unpersönlichen Bedrohung zu einzelnen Menschen, mit denen man sich auf menschliche Weise verständigen kann.

Es kam dann die Einquartierung.

Sie beschlagnahmten die leerstehenden Wohnungen des Hauses. Sassen in unserer Küche herum, und wir besserten

ihre Uniformen aus für die bevorstehende Siegesparade. Sie redeten viel, und vor allem lachten sie viel, wie Kinder oder leicht Betrunkene, aber sie waren nicht betrunken. Sie waren in einem Rausch der Erleichterung, dass alles vorbei war und sie es lebend überstanden hatten. Sie zeigten Photographien herum, auf denen man eine Frau sah oder Kinder oder ein Haus. Fleckige, abgegriffene Photographien, die sie seit Jahren durch den Kriegsdreck mit sich herumgeschleppt und angestarrt hatten: Bilder aus einer ferngerückten Vergangenheit. Und jetzt plötzlich waren diese Bilder wieder sehr nahe, waren aus der Vergangenheit eine mögliche, sogar wahrscheinliche Zukunft geworden. Man brauchte nicht zu verstehen, was sie redeten. Man begriff, was sie meinten. Sie waren einem nicht mehr fremd. Man empfand Sympathie für ihre einfachen Wünsche und Gefühle. Man hatte die gleichen.

Als dann in ganz Wien die Friedensglocken läuteten und die Luft dröhnte von diesem ungewohnten, weiträumigen Läuten und Bimmeln und Schwingen, waren wir damit befasst, die wichtigsten Gerätschaften in ein paar Koffern in ein dürftiges Notquartier zu übersiedeln, weil das Haus nun ganz von der Besatzung okkupiert war. Der ganze Häuserblock war beschlagnahmt und mit Planken von den übrigen Strassen abgeriegelt. Posten standen davor. Die Dauer der Einquartierung war unbestimmt, nicht abzusehen.

Inzwischen war auch schon durchgesickert, dass es zwischen den Siegermächten schwere Spannungen gab, dass ernste kriegerische Auseinandersetzungen gar nicht ausgeschlossen waren. Man schleppte sich, vom Hunger ausgeleugt, unerfreulichen Verhältnissen entgegen, das Leben war ein fragwürdiges Provisorium.

Aber all dies Wissen um die bedrohlichen Aussichten, das ganze reale existentielle Elend kam nicht auf gegen ein überwältigendes Gefühl betroffenen Glücks, das einen

ganz einnahm: Ich habe überlebt, vegetiere nicht mehr von Tag zu Tag, von Alarm zu Alarm in einer schwelenden Dauerfurcht vor der Katastrophe. Ich lebe, und vor mir liegt auf einmal sehr viel Zeit. Es ist wie die Aufforderung an den Lahmen: «Nimm dein Bett und geh!» Man streckt, ungläubig noch, die Glieder, verwirrt und schüchtern, und lässt die Sinne und Gedanken langsam und dann mit wachsender Gier Besitz ergreifen von dem ungeheuren, neu gewonnenen Lebensraum. Diesem Gefühl gegenüber sind die Tagesmiseren Mücken.

Man hat die Jahre hin in einer eingeschränkten Zeit gelebt, im abgedichteten Keller einer schmalen Gegenwart. Das Fenster in die Zukunft hinein war vermauert, die Vorstellung von dem, was unmittelbar bevorstand, angstgeladen, weiter darüber hinaus zu denken, war ein Verschreien. Eine kleine, spinnwebverhangene Luke in die Vergangenheit gab einen trüben Blick frei in einen verwilderten Garten, die Zeit vor den Angstjahren, in dem man sich manchmal nostalgisch erging, die müde Lust eines Greises.

Und nun war das Fenster in die Zukunft aufgestossen, und es drang so reich und bunt und verwirrend von draussen herein, brandete auf einen zu, dass man vor dieser Menge von Eindrücken, Möglichkeiten, Gedanken und Vorstellungen nichts begriff, als dass da eine ungeheure Fülle sich auftat, die einem gehörte. Wohl registrierte das Gehirn die unbehaglichen Einzelheiten des Alltags und der politischen Realität. Aber das Gefühl war voll von einem glücklichen Staunen über den Wiedergewinn einer lang verlorenen, schon vergessenen Dimension der Zeit: Zukunft, die Ausweitung des Lebensgefühls nach vorn.

Es kam dann ein sehr heisser Sommer, in dem man nie annähernd genug zu essen hatte, erfüllt von mühsamen Aktionen, sich das Nötigste zu beschaffen. Darauf folgte ein besonders kalter Winter, in dem man dauernd fror. Die

Kleider waren dünn und zerschlissen, die Schuhe durchgewetzt, Heizmaterial gab es nicht. Und immer noch Hunger. Man hatte auch begriffen, dass die wirtschaftliche Normalisierung noch sehr fern lag. Innenpolitisch gab es schon wieder Parteiengezänk. Der Proporzkel kam auf. Man schloss sich einer Partei nicht wegen ihres weltanschaulichen Programms an, sondern wegen der günstigeren materiellen Bedingungen, die die Zugehörigkeit in Aussicht stellte. Ehemalige Nazis hatten es sich «gerichtet» und nahmen denen, die törichterweise an Gesinnung und Leistung glaubten, die Existenzmöglichkeiten weg. Die Spannung zwischen den Grossmächten war zu einem hochbrisanten Dauerzustand geworden.

Aber trotz all dieser Misere, die man sehr genau sah und begriff, die auch die eigene Existenz gefährdete und grosse Hoffnungen enttäuschte, die man in die neue Demokratie gesetzt hatte, war man nicht unglücklich, nicht einmal schwerer verstimmt. Alle diese negativen Erscheinungen und Erfahrungen vermochten nicht die neuerwachte Vitalität, ein ganz elementares, fast animalisches Lebensgefühl zu dämpfen, das einen ganz überschwemmte. Die Dauerfurcht war gewichen, der knebelnde Krampf hatte sich gelöst, und jetzt regten sich wieder die natürlichen, durch die lange Unterdrückung fast verkümmerten Lebenstriebe. Die Triebe, die den Menschen ausmachen: Neugier und der lebhafteste Drang, etwas zu tun, handelnd und forschend auszugreifen in die grösser gewordene Welt, auszugreifen, um zu wünschen, zu erfahren, in Besitz zu nehmen.

Wohin man sich wandte, war Neuland. Dinge, die man nicht kannte, weil sie vergessen, verschwiegen, verschollen waren. Dinge, die nicht ins Bewusstsein gedrungen waren, weil man in einer eingeengten, hermetisch abgeschlossenen Welt gelebt hatte.

Ich fühle mich noch durch die Strassen gehen, ganz und ungeteilt dem Aussen zugewandt, jeder Wahrnehmung

offen, jeden Eindruck verschlingend, wie es sonst nur Kinder tun, die alles zum erstenmal sehen.

Man war neugierig auf Menschen, als hätte man bisher unter Lemuren gelebt. Nicht nur die Fremden oder die Wiedergekommenen interessierten, sondern jedermann, als hätten die Leute neue, persönliche Gesichter bekommen, nachdem sie sich Jahre hindurch – auf Tagessorgen eingeschrumpft – hinter anonymen Larven verkrochen hätten. Man wollte mit jedem bekannt werden, mit jedem wollte man ein Gespräch anfangen, eine wie immer geartete Beziehung aufnehmen.

Die Auslage einer Buchhandlung: man suchte nicht, wie es heute ist, nach den wenigen Titeln, die man nicht kennt, grösstenteils gar nicht kennenlernen will – man wollte alles kennen, lesen, lernen, sich einverleiben. Es waren unbekannte Welten: die ganze Literatur der Jahrhundertwende, der zwanziger und dreissiger Jahre, dazu noch alle nicht deutschsprachigen Autoren. Eine Beute wissbegieriger Besitzergreifung.

Vom Ausland hörte man vorläufig nur. Noch lange fehlten einem die Mittel zu einer Reise. Aber es genügte schon das Bewusstsein der offenen Grenzen. Man verschlang die Journale, die aus der Welt berichteten, bis zur kleinsten, nebensächlichen Notiz, begierig auf jede Nachricht, gleichgültig aus welchem Land, aus welchem Sachgebiet.

Diese Begierde nach Eindrücken jeglicher Art war gepaart mit einer frischen, ungebrochenen Genussfähigkeit. Man genoss mit allen Sinnen. Sass man im Theater, nahm man nicht nur die Vorstellung auf, das Stück, das Spiel, die Inszenierung. Man genoss den einströmenden Trubel der Menschen, die Bewegung in den langsam sich füllenden Rängen und Logen. Das allmähliche Aufflammen der Lichter und dann ihr Erlöschen und den Geruch, der aus der noch leeren Szene dringt, wenn der Vorhang aufgeht. Und noch etwas empfand man damals sehr intensiv: den

Drang, etwas zu tun, eine oder mehrere Tätigkeiten aufzugreifen und weiterzutreiben, sei es ein vorbereitendes Studium, sei es ein Beruf. In den Jahren des Krieges war dieser Trieb gebremst und eingeschränkt, war erloschen. Wenn man schon nicht, wie so viele, an eine Zwangsbeschäftigung gefesselt war, sondern – wie es bei mir war – ein Studium betrieb, so stellte man sich doch dauernd die müde Frage nach dem Wert und dem Ziel der Tätigkeit. Der Wert war fragwürdig, weil man in der Welt, in der zu leben man gezwungen war, nichts Förderliches tun wollte. Das Ziel war verschwommen, weil der Blick in die Zukunft vermauert war.

Jetzt konnte man sich endlich rühren und brach mit ungestüme Vehemenz aus der Fesselung aus. Jede Tätigkeit ist sinnvoll, birgt Aufgaben, an denen einen nichts zweifeln macht als die Angst, der Fülle nicht gewachsen zu sein. Wenn man vor einem zerstörten Haus steht, fragt man nicht nach dem Sinn der Aufgabe. Man räumt weg und baut wieder auf. In jedem Tätigkeitsgebiet gab es diese Notwendigkeit des Wegräumens, Neuordnens, Aufbauens. Man befand sich in einem Rausch der Tätigkeitslust.

Und noch ein Faktor war da, der die Lebenskräfte weckte: die Wünsche. Man hatte so viele Wünsche. Nur wenige konnte man sich erfüllen. Man musste sie hinausschieben auf weite Wartestrecken, aber – und das war das Wesentliche – prinzipiell waren sie jetzt erfüllbar, wenn auch im Augenblick noch nicht. Ich habe Sehnsucht nach dem Süden? Vorher gab es zwischen dem Wunsch und der Erfüllbarkeit eine unübersteigliche Mauer. Jetzt ist es nur eine Frage des Geldes und der Zeit. Der Weg in den Süden steht offen. Und warten hat man gelernt.

Heute, nach fast vierzig Jahren, sieht man dies alles aus der Distanz, auch kühler. Man erinnert sich der Entbehrungen, der Schwierigkeiten einer Existenzgründung und wundert

sich, mit welch geringen materiellen Mitteln man das Auslangen gefunden hatte. Was sich in der Politik getan hat, versteht man heute genauer, vieles, was einem damals verborgen geblieben war, sieht man jetzt klar. Objektiv gesehen war es eine schwierige, gefährliche Zeit und die Aussichten gar nicht besonders hoffnungsreich. Erzählt man Menschen davon, die sie nicht mitgemacht haben, urteilen sie ausnahmslos: Es müssen scheussliche Jahre gewesen sein. Auffallenderweise bestätigt fast keiner, der diese Jahre miterlebt hat, dieses harte Urteil. Denn bei allem materiellen Mangel, bei aller Bedrohlichkeit der aussenpolitischen Situation, bei aller bitteren Enttäuschung über gewisse innenpolitische Entwicklungen, etwas besass man im reichsten Masse: Man hat mit allen Sinnen empfunden, was das reine Leben wert ist. Die Lebensangst hatte man hinter sich, und die Möglichkeiten, Angst zu erzeugen, waren ausgeschöpft für lange Zeit. In diesem Freiraum aber rührten sich die ursprünglichsten vitalen Kräfte: eine lebhaftere Wissbegierde und Neugier auf lang verwehrt erscheinende Erscheinungen der Welt und des Lebens und eine unbändige Lust zur Tätigkeit. Man kannte die lähmende Frage nach dem Sinn des Lebens nicht, und man kannte nicht die Todeskrankheit unserer Zeit, die Langeweile.

Ich hörte damals einmal, es muss bald nach dem Zusammenbruch gewesen sein, eine Aufführung der Matthäuspassion in der Burgkapelle. Ich weiss nicht mehr genau, wann es war, wer gesungen hat, ob die Aufführung gut war. Ich weiss nur, dass ich sie sehr genossen habe. Und als der Passus kam, wo der Rezitatör verkündet: «Und als es Abend ward, da flog die Taube wieder», da war für mich diese Taube nicht nur der Vogel des Friedens, das Ende der Heimsuchung. Es war der Vogel des Lebens, der wieder flog. Und ich begriff mit allen Sinnen, wie viel das war, was einem da wiedergegeben war, und um wieviel schwerer das wog als all das Tageselend, in dem man watete. Diese

Einsicht überwältigte mich damals mit einem erschütternden Staunen und schwemmte mich in eine Euphorie der Lebensbejahung. Ich hätte weinen mögen aus einem plötzlichen Überschwang glücklicher Erwartung. Der Vogel des Lebens flog.

Brief an einen deutschen Freund

Das vergilbte, kleine Adressbuch, das ich in der Kriegsgefangenschaft in Amerika und England bei mir hatte, gibt ausser Namen und Anschriften keine Auskünfte; Namen und Anschriften rufen beim Lesen eine mehr oder weniger vage Erinnerung wach an die Person, die damit verbunden ist, auch an Orte und Zustände, an und in denen ich mit dieser Person eine Zeitlang gelebt hatte. Das Adressbuch ist weiter nichts als eine Reliquie, herübergerettet aus einer Zeit immerwährender Grenzsituationen. Ich meine, deshalb ist es zur Reliquie geworden. Ich habe Deine Adresse darin gefunden: Berlin-Spandau, Fahremundstrasse. Ich bin aber überzeugt, dass sie nicht mehr stimmt; ich werde Nachforschungen anstellen müssen. Das Büchlein hat einen antiquierten Wert; es weist auf Zeiten und Episoden mit nostalgischem Charakter, verlor an Gegenwart, als Du und ich und alle die anderen, die da aufscheinen, ins «Leben» eingetreten waren. Eine Scheu, den Abbruch der Beziehungen, die in jenen ausserordentlichen Zeiten entstanden waren, nicht zu respektieren, hielt mich ab, an Dich oder an einen anderen zu schreiben. Und dieser Brief hat den Charakter einer nachgetragenen Illusion, nachdem ich abgelegt hatte, was mich hemmte, mehr einer Verpflichtung nachkommend als einem Bedürfnis, wobei ich erkenne, dass dieses beim Schreiben mich mehr und mehr überkommt.

Ich nehme keine Rücksicht auf Deine und meine jetzigen Verhältnisse, denn das ist Bedingung, dass ich überhaupt schreibe. Ich werde versuchen, die Übereinstimmung unseres ausserordentlichen Daseins in ausserordentlichen Zeiten auf die letzte, ausserordentlichste Situation zurück-

zuführen. Du sollst den Eindruck haben, es ist die Wahrheit, mit der man niemandem schmeicheln kann. Wir waren noch sehr jung. Du bist Deutscher, ich bin Österreicher. Das ist eine Tatsache, die immer bestanden hat und besteht, damals und heute, der man nur verschiedenen Rechnung trug und die in unserem Fall wenig oder keine Bedeutung hatte. Sie gewann erst eine Bedeutung für uns in den letzten Stunden oder Minuten unseres Zusammenseins. Und da werde ich beginnen und aufhören mit den eigentlichen Reminiszenzen, die ich deshalb unternehme, um für Dich und mich, ohne Rücksicht auf Zwischen- oder Nachreden eines anderen, der diesen Brief liest, etwas ins Licht zu rücken. Du und ich wissen, dass dieselbe Sprache den stammesmäßigen Unterschied überbrückte und dazu die rein menschliche Beziehung kam; wir waren uns von der ersten Begegnung an zugetan. Zwei Jahre lang sollte diese Beziehung anhalten und sich vertiefen. Ich beginne mit dem Ende, weil ich es für wesentlich halte für das, was ich ausführen will. Es war nur das Ende eines Zustandes, nicht das einer menschlichen Beziehung; in Sekundenschnelle zogen vor mir die Bilder vorüber, die unsere Freundschaft und unser Zusammenleben spiegelten und dann in eine Vergessenheit tauchten, in der sie abbröckelten, aber bereits in Formen eingegossen, die wie Stelen meinen weiteren Weg flankierten.

Es war in England, im Spätsommer 1946. Man hatte uns beide getrennt. Die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten gewesen. Ich erwachte aus einem traumhaften Zustand, um, in eine andere Wirklichkeit gestossen, die Bilder des Traumes, ich möchte sagen seine Wirklichkeit, ungelöst in eine andere Wirklichkeit mit hinüber zu nehmen. Man war an einer Wegscheide angelangt, und etwas zu leugnen oder zu verschweigen, hatte keinen Sinn mehr. Der Engländer hatte die Kriegsgefangenen, die österreichische Staatsbürger waren, aufgefordert, sich zu melden. England war nicht

Amerika für uns. Ich meldete mich nach einer kurzen Aussprache mit Dir, Du fordertest mich auf dazu, ich war auch entschlossen, sah es als meine Pflicht an. Einmal musste unsere freundschaftliche Beziehung in einer solchen Situation zu Ende gehen, deshalb sollte die Freundschaft nicht aufhören, hatten wir gesagt. Wir waren in einem Lager in Schottland. Eine Anhäufung von Wellblechbaracken, abgelegen, von einem Laubwald und von weiten, mit aufgeschichteten Steinen begrenzten Feldern und Wiesen umgeben, auf denen Schafe grasten. Das Ganze, wie üblich, mit Stacheldraht eingezäunt und von Wachtürmen umstanden. Wir Österreicher kamen in ein eigenes Abteil innerhalb des Lagers, getrennt von den Deutschen durch einen doppelten Maschendrahtzaun, an dem wir, in einem gewissen Abstand, stehen durften, um miteinander zu reden. Auch wir beide redeten. Doch über diese Entfernung musste man sehr laut reden, ein Gespräch war unmöglich, jeder Nachbar hörte mit, es blieb bei stockenden Anrufen, man stand da, sah sich an, lächelte, winkte, und eigentlich mieden wir diese Art von Verkehr. Es blieb beim Sehen und Winken, einer forschte im Gesicht des anderen, was sich darin ausdrückte. Etwas Unvermeidbares war zwischen uns getreten. Wir waren nun Menschen verschiedener Nationalität und Staatsangehörigkeit, und was die Kluft vergrößerte, ich war Österreicher und eindeutig im Vorteil. Der Engländer hatte uns die Rückkehr in die Heimat zugesagt, während Du und die anderen Deutschen – die Parolen gingen durch die Zäune – zum Wiederaufbau in England verbleiben sollten. Das Allgemeinschicksal teilte sich; plötzlich hatten wir beide, durch zwei Jahre vereint und durch nichts zu trennen, jeder wieder ein anderes Schicksal, und es sah aus, als fiel mir das bessere zu. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Einerseits hoffte ich, Du würdest es verstehen und das Unbedingte einsehen. Ich versuchte auf Deinem Gesicht Deine Gedan-

ken zu erraten, andererseits hatte ich mich zum eigenen Verständnis meiner neuen Lage durchgerungen; ich war Österreicher, ich kehrte in meine Heimat zurück, sie war ein neuer Staat, der sich auf eine alte-neue Form berief. Das Gefühl kam in mir auf, das ich in der Kindheit gekannt hatte. Ich versuchte es mit indirekten Worten, durch Gesten, auf meinem Gesicht auszudrücken, zu zeigen, dass ich, die unvermeidliche Trennung hinnehmend, glücklich war. Ich lachte. Du sahst mich zweifelnd an, und ich lächelte, wie, das weiss ich nicht mehr genau, aber so, dass Dir vielleicht Zweifel kommen mussten. Wir waren nicht mehr in Amerika, wir waren in Europa. Damals war es ganz anders gewesen. Wir hatten uns wortlos geschworen, uns nicht zu trennen, das Ganze gemeinsam durchzustehen: die Arbeit in einem Material-Lagerhaus der Armee, in einer Wäscherei, in einer Küche, bei einer Müllabfuhr, als Holzfäller in Virginia und später bei der Zuckerrübenenernte in Montana, wo uns ein sibirischer Winter überraschte. Nach einem Verhör in einem der Lager fragtest Du mich: Hast du gesagt, dass du Österreicher bist? – Nein, sagte ich. Ich war überzeugt, dem Amerikaner wäre dies gleichgültig gewesen.

Auf dem Umweg der Loslösung von der Vergangenheit versuchte man zur Gegenwart zu kommen; das hatte 1944 in Italien bei der Gefangennahme begonnen. Der Ausichtslosigkeit, eingekesselt zu sein, trug ich Rechnung, indem ich symbolisch die Vergangenheit in dem Erdloch ablegte, in dem ich gerade steckte: Dokumente, Briefe, ein Fotoalbum vergrub ich dort. Ich muss deshalb so weit zurückgreifen, weil damals dieses Gefühl für die innere Freiheit im Verein mit der Gewissheit, alles hinter sich zu lassen, begann. Einen Brotbeutel, darin ein Stück Seife, ein Taschentuch, das war alles, was man besass, und es war genug. Man war unbeschwert und froh, entkommen zu sein. Es war ein neu-bekanntes Lebensgefühl, das sich

langsam entwickelte. Wir lebten ausserhalb der Todesgefahr, verrichteten eine Art Zwangsarbeit und diskutierten, standen im Geist des Widerstandes gegen alles, gegen Vergangenes und Gegenwärtiges, im Herzen ein ungetrübtes, verletzliches Gefühl für Heimat und Angehörige. Lange blieben wir ohne Nachricht von ihnen. Viele von uns galten daheim als vermisst. Und die ersten Briefe von dort, auf Umwegen über die Schweiz, auf vorgezeichneten Zeilen, klangen lapidar: wir leben. Es war uns immer nicht ganz klar, was dort vorgegangen war und vorging. Du sagtest bald, noch vor der Sektorenteilung, die Russen seien in Berlin, auch in meiner Heimat, erfuhr ich, nördlich der Donau, südlich, wo meine Familie lebte, war der Amerikaner. Der Staat war wiederhergestellt, berichteten Zeitungen, die Zweite Republik ausgerufen. Noch war es eine Nachricht aus weiter Ferne. Ich zog als deutscher Kriegsgefangener mit Dir von Lager zu Lager, von einer Arbeit zur anderen, wobei wir uns mit allen Mitteln, die uns verfügbar waren und die ein Soldatenhirn ersinnen kann, das Leben erleichterten. Ich hatte damals in Italien die Vergangenheit bewusst abgelegt, die Zukunft ignoriert, die Gegenwart noch nicht erreicht. Die Freundschaft, die sich bewies, das Zusammenstehen in diesen Grenzsituationen, war noch immer Inhalt unserer Tage, verstellte den Blick nach dem Draussen, das wir nicht nötig hatten. Erst die regelmässigen Briefe von daheim waren ein Einbruch. Du sahst keine Zukunft, fielst von einer dunklen Vorstellung in die andere und deutetest es an, dass Du mich beneidest; Österreich gestehe man den selbständigen Status zu, was das Leben ganz anders mache. Ich wünsche es dir, sagtest Du, und es ist gut, sagten wir beide. Wir merkten, dass in den Briefen von zu Hause nicht alles stand, wir ahnten die Not, die wir hier nicht kannten, wir sagten, könnten wir ihnen von uns etwas abgeben. Man hielt uns nach Kriegsende knapp, aber im amerikanischen Sinne, nicht in unserem;

eine Not, das «von der Hand in den Mund leben», war uns unbekannt geworden. Ein Amerikaner erzählte uns von Hilfssendungen nach Deutschland und Österreich, ganze Schiffsladungen mit Keksen und Konserven, sagte er.

Als wir nach England kamen, rückte die Not näher, und wir gewöhnten uns wieder daran. Das war nun Europa, auch im Lande des Siegers war alles knapp. Wir waren unseren Vaterländern nahe gekommen. Doch die Informationen waren und blieben auch hier spärlich; was den Amerikaner als entfernt Stehenden nicht berührt hatte, liess der Engländer nicht an sich heran, konnte es somit nicht an uns weitergeben; er bewahrte seinen Abstand aus einer Haltung von einem Europäer zum anderen, obendrein zum Besiegten, der ihn in eine schwierige Situation gebracht hatte. Die konsequente Scheidung zwischen Deutschen und Österreichern, die der Amerikaner nicht oder nur selten gemacht hatte, wobei in vielen Fällen das Nichtwissen eine Rolle spielte, war hier zu einer Handlung geworden, die einer konsequenten Haltung entsprang. Während unsere Nahform der Beziehung zu Ende ging, stärkte mehr und mehr der Gedanke mein Bewusstsein: Ich bin Österreicher. Das änderte nichts an der Haltung Dir gegenüber, im Gegenteil; die Dir noch vorenthaltene Freiheit ging in meine noch sehr vage vorstellbare Freiheit ein und öffnete in mir einen neuen Raum: den einer brüderlichen Beziehung, die sich unter verschiedenen Verhältnissen verändert hatte, die abgebrochen war und die man gedanklich aufnahm. Und Politik spielte dabei keine Rolle, auch wenn wir jene, die nun langsam unsere Vaterländer formte, annahmen. Darüber hatten wir ja oft gesprochen und uns, fern von den sich dort abspielenden Ereignissen, Gedanken gemacht. Um auf den neuen Raum zurückzukommen: noch stand vor seinem Tor eine Art Schuldgefühl für mich, unsere Koalition, wenn nicht verraten, so doch verlassen zu haben. Und um es noch einmal zu sagen, es betraf nur das Nahverhältnis mit

den Zuständen, die wir gemeinsam durchgemacht hatten. Das Gefühl verstärkte sich, als wir uns am Zaun gegenüberstanden, gleichzeitig aber begann eine Art Veränderung, die jenes Gefühl abschwächte und nach und nach ganz auslöschte: das Wissen um die Unabänderlichkeit der Gegebenheiten und der Durchbruch zur Freiheit, jene anzunehmen. Es drückte sich im Lächeln auf unseren Gesichtern aus. Ja, das war es, wir fühlten es genau. Daneben war der Ausdruck auf Deinem und, wie ich glaube, auch auf meinem prüfend, ob dies auch stimmte, prüfend im Sinne des Vergangenen wie des Kommenden.

Du und die anderen Deutschen wurden in England zum Wiederaufbau, wie man sagte, zurückgehalten. Wir Österreicher gingen, das Lager für immer verlassend, am Maschendrahtzaun entlang, unter euren Blicken, die man nicht zu deuten brauchte, denn es fielen kameradschaftliche und freundliche Worte zum Abschied, gute Wünsche: macht's gut! Auch Lachen kam auf. Wir waren sozusagen für euch der Vortrupp in die Freiheit, die ungewiss war, doch wir deuteten sie euch an, denn für uns war sie bestimmbar geworden. Ich sah, so lange es möglich war, in Dein Gesicht. Unsere Gesichter deckten sich, spiegelgleich; jenseits des Ausdrucks von Zweifeln wünschte einer dem andern nur Gutes, war für die Freundschaft dankbar, hoffte für die Zukunft. Den Ausdruck der Verwunderung in Deinem Gesicht, wenn es ihn noch gab, ignorierte ich; ich fand, dass ein schlechtes Gewissen nicht am Platze sei, doch im Hintergrund meiner Gedanken beschäftigte mich der Ausdruck auf Deinem Gesicht auf dem ganzen Weg; galt er der Veränderung, die einem Bruch nahekam, der Wende, die sich auf diese Weise vollzog, weil ich plötzlich meine wahre Nationalität bekannt und die Deine abgelegt hatte? Die Antwort schaltete die Frage noch zur selben Stunde aus: Die Verwunderung galt Dir und mir, die Wende war eine Notwendigkeit, der ich entschlossen

entgegenging, die sich früher nicht vollzogen, weil unsere Freundschaft ihr im Wege gestanden hatte. Und jetzt war sie da, und unsere Freundschaft war geblieben. Ich kehrte somit in doppelter und dreifacher Weise in die Heimat zurück: als Dein Abgesandter, als einer, belastet mit einer Vergangenheit, als einer, der damit leben musste in einem wiederaufgerichteten und doch neuen Staat. Diese Erkenntnis kam mir also eine Stunde nach unserer endgültigen Trennung auf dem Marsch zur nächsten Bahnstation. Du sagtest einmal zu mir, es sehe grässlich aus in Berlin. Ich konnte dieser Feststellung nichts Gleichartiges entgegensetzen und schwieg; dass ich als Österreicher in ein weniger zerstörtes Land zurückkehrte, stand fest und bereitete mir ein schlechtes Gewissen. Doch ich fürchtete keine Anspielung Deinerseits, die als Vorwurf zu deuten gewesen wäre. Während der drei Wochen, die wir in Südengland auf die Einschiffung über den Kanal warteten, befreite ich mein Gewissen unter der Devise: Nimm an, was die Gegebenheiten dir auferlegen.

Heimgekehrt, fand ich Veränderungen vor, doch im Grunde war alles gleichgeblieben, die Familie war intakt, zwei Söhne waren aus dem Krieg heil heimgekommen. Dein Wort von der grässlichen Zerstörung war überprüfbar geworden. Ich hörte authentische Berichte über den Grad der Zerstörung unserer Städte, doch dies gehörte schon einer Vergangenheit an, man baute sie wieder auf. Ich sah einzelne Häuserruinen nur in kleinen Landstädten. Und wieder konnte ich der Feststellung über Hunger und Not nichts Gleichartiges entgegensetzen und schwieg. Aus der Sicht des Dorfes, in dem ich lebte, und aus der der Kleinstadt, in der ich arbeitete, an demselben Arbeitsplatz, den ich vor dem Krieg gehabt hatte, schien alles in Ordnung zu sein; Mängel da und dort waren nur Nachwirkungen, man hatte Schlimmeres erlebt. Ich trug die umgefärbten amerikanischen und englischen Uniform-

stücke, suchte das Vertrauen in die Gegenwart, informierte mich über die kurze Vergangenheit. Aber ich machte die Flucht zurück mit, zu sich selbst, als Folge allzugrossen Ausgesetztseins. Man hatte Respekt vor den paar grossen alten Männern, die die Republik aus dem Boden gestampft hatten, ging zu den freien Wahlen, merkte, dass es gut war. Das Vergangene war dahin, und man lebte, musste leben. Mit dem Vergehen vergass man. Das Leben scheint eine Funktion aus sich selbst und mit sich allein zu sein. Die Lebenden trauerten um die Toten in der dafür festgesetzten Zeit, ansonsten war die Zeit prädestiniert, ein fortschrittliches Staats- und Wirtschaftsgebäude aufzubauen. Die grossen alten Männer wurden abgelöst, die Notwendigkeit, aus nichts etwas zu schaffen, überlebte sich, Wagemut und Intuition waren nicht mehr gefragt. Der Krieg existierte in Alpträumen, das Blut war versickert, Tat und Untat tauchten ins Vergessen, im Kreisszimmer des Chaos war die Demokratie geboren worden, was man vergass. Wir und die Vor- und Nachgenerationen profitierten davon. Man gab sich dem Vergessen hin und konnte glücklich sein. Eine Ungeheuerlichkeit! Aber wie sonst sollte man weiterleben? Die Frage bleibt. Man löst sich einfach: durch leben, wie es sich ergibt. Dennoch bleibt eine Frage stehen. Durch erinnerndes Nachdenken müsste man sie lebendig machen, in jeder Situation immer wieder lebendig machen, um sich die Gefährdung der persönlichen Freiheit ins Bewusstsein zu rufen. Alpträume sind zuwenig.

Heimat ist Sicherheit, Du wirst es auch erfahren haben. Wo Gefährdung ist, ist keine Sicherheit, da wird jenes Vertrauen, das das Gefühl der Sicherheit entstehen lässt, zu einem notwendigen Ausnahmefall. Und darauf basierte unsere Freundschaft. Sie war notwendig zum Überleben. In loserer Bindung gab es im gleichen Sinne die Kameradschaft. Somit ergibt es sich von selbst, dass ich unserer Art von Freundschaft in meinem Leben nie wieder begegnet bin.

Solschenizyn in Tulln

Meinem ersten Russen gab ich meine letzte Zigarette. Er war ein grosser, freundlicher Mann. Ich bilde mir heute ein, es war Viktor Nekrassow. Er könnte es jedenfalls gewesen sein. Offenbar gehörte er der ersten Linie der Kampftruppe an. Das war auf einer der Stiegen, die von der Nussdorfer Strasse in den Thurygrund führen. Als ich die Bindergasse hinunterging, sah ich die erste Frau in Uniform. Sie lief mit erhobener Maschinenpistole die Liechtensteinstrasse herauf. Ich flüchtete rasch in unser Haus.

Mein letzter Russe nahm mir meine Zigarettenration, gab mir dafür in Zeitungspapier gewuzelten Machorka, den er mir allerdings nach dem ersten Zug aus dem Mund schlug. Das war wesentlich später. Wir waren in Herzogenburg hamstern. Der Zug, auf den wir uns verlassen hatten, fiel aus. Aber eine Lok fuhr nach Wien. Mein Vater, Bahnbeamter, schaffte uns mit dem Weihnachtsbaum und einem Suppenhendl Platz. In Tulln wurden wir aufgehalten. Ein betrunkenere Unteroffizier verbot die Weiterfahrt. Endloses Palaver, wieso wir mitfahren, was der Baum bedeutete, warum die Lok überhaupt fuhr. Faschist oder Nichtfaschist, Erschiessungsdrohungen, dazwischen kurze Verbrüderungen, die abrupt von der erhobenen Maschinenpistole unterbrochen wurden. Schliesslich stellte sich heraus, dass die Lok für einen Russentransport beschlagnahmt war. Sie wurde übrigens nach stundenlangen Verhandlungen freigegeben. Wir entdeckten einen vertrauenerweckenden sowjetischen Offizier. Er lächelte freundlich, aber verlegen. Er gab uns unmissverständlich zu verstehen, dass er nicht einschreiten könne, blieb aber in der Nähe. Ich weiss, dass Solschenizyn um diese Zeit schon im Lager war, aber ich

denke, dieser verlegene russische Offizier, der sich genierte, dass er nicht einzugreifen wagte, könnte Solschenizyn gewesen sein.

Meinem ersten russischen General bin ich auf der Ringstrasse begegnet. Er hatte eine Brechstange in der Hand und erkundigte sich auf englisch, wo es Juwelierläden gebe. Kurz vorher hatte Milo Dors Vater einem Soldaten seine Uhr geschenkt. Urra! Milos Vater, ein Serbe, konnte sich verständigen. «Ich gebe dir meine Uhr», sagte er, «weil du mich befreit hast!»

Drei Wochen später schenkte ein Soldat meinem Vater ein Fahrrad. Er stellte es bei der nächsten Ecke ab. Um diese Zeit versuchte ich eine Verbindung in Ottakring wieder anzuknüpfen. Als ich mich bei einem Mann nach der Adresse erkundigte, sah er auf meine Hand. «Weg mit dem Ring!» rief er. Ich zerrte und zerrte. Er ging nicht ab. «Gerade haben sie einer Frau den Finger abgeschnitten!» Ich habe den Ring durchgebissen. Ich habe ihn inzwischen mehrmals löten lassen, aber er bricht immer wieder an der Stelle.

Wie war 45? 1944, ich war damals als Strassenbahnschaffner dienstverpflichtet, hat mir am Gürtel, knapp vor der Volksooper, der Achter fuhr im Schritt, einer zugerufen: Hitler ist gestürzt! Dieses unerhörte Glücksgefühl, das ich damals empfand, das aber sogleich von Zweifeln aufgehoben wurde, habe ich 45 nicht empfunden. Zu viele Sorgen, Angst ums Überleben. Zuerst waren wir im Niederösterreichischen. Wir sind im letzten Augenblick auf den Zug aufgesprungen. Ein spontaner Kollektiventschluss der Familie. Instinkt. Ich musste dem Zug sogar nachlaufen. Wo wir unterschlüpfen wollten, hatte die SS eine Front eingerichtet, die drei Wochen lang hielt. Wer mir vorhält, dass ich damals die entscheidende Revolution versäumt habe, dem muss ich entgegenhalten, dass ich zu sehr mit der Besorgung der paar Lebensmittel beschäftigt war, die uns

am Leben hielten. Ich schleppte NS-Schulungsbriefe nach Hause, mit denen wir unsere Wassersuppe wärmten. Ich war auch bei der Plünderung der Lebensmittelzüge im Franz-Josefs-Bahnhof dabei. Das ging wie ein Lauffeuer durch das Viertel. Ich ergatterte einen Sack Mehl und einen Karton Dreieckskäse. Bei der Butter und den Eiern kam ich zu spät. Zuwenig Durchschlagskraft. Und nicht zu vergessen eine Schachtel Brausepulver. Mit dem haben wir mit Kunstfett Kugeln gedreht.

Das war zwei Tage vor der Befreiung. Die Nazis waren zu geschockt, um einzugreifen. Die provisorische Regierung forderte dann zur Ablieferung des Beuteguts auf. Selbstverständlich ohne Erfolg. Bei allem Glauben an den Wiederaufbau: das konnte sich jeder denken, wo sein Mehlsack gelandet wäre. Wir trugen ein Säckchen Mehl jeden Tag zum Bäcker. Ohne Mehl gab es kein Brot.

Der Kampf um Wien? Ein SS-Mann schoss in unser Wohnungsfenster im zweiten Stock, nur weil mein Vater hinausgesehen hatte. Die Kugel verfehlte ihn um Millimeter. An der Kreuzung Nussdorfer Strasse-Währinger Strasse sah ich zwei tote deutsche Landser. Ein eher friedliches Bild. Kein Blut, die Gesichter waren zum Beton des Gehsteiges gekehrt. Die toten Deutschen haben das Gefühl der Erleichterung nicht gemindert. Das besorgten die Sorgen um die Ernährung, die Angst vor Plünderung, Verschleppung, bei den Frauen vor Vergewaltigung.

Ich verbrachte die nächsten Tage im Palais Auersperg bei der O 5. Am Tor waren Tausende Wiener angestellt, die nachträglich Widerstandskämpfer werden wollten. Aber unsere rot-weiss-roten Armbinden hatten auch Nachteile. Die Männer wollten an jeder Ecke unsere Hilfe für ihre vergewaltigten Frauen. Am ärgsten waren die Nächte. Die Soldaten brachen die Haustore auf, kletterten durch ebenerdige Fenster ins Stiegenhaus und jagten die Frauen. Jede Nacht gellende Hilferufe.

Wer die Revolution vermisst, vergisst eines: Die Anarchie der letzten Wochen des Hitler-Reiches und der ersten Wochen der Russenbesetzung hatten ein unüberwindbares Bedürfnis nach Ordnung erzwungen. Und bei allen Entschuldigungen für die Soldaten der Roten Armee: Rot war diskreditiert durch die Ausschreitungen.

Unauslöschliches Symbol für Chaos ist mir heute noch das Studentenheim in der Kolingasse. Das muss etwas später gewesen sein, weil ich schon als Student inskribiert war. Die Räume waren voller Haufen eines unentwirrbaren Durcheinanders von Papieren, verdorbenen Lebensmitteln und Fäkalien. So etwas ist Bosch und Breughel nicht eingefallen. Erst später habe ich erfahren, dass Diebe häufig ihren Kot dort zurücklassen, wo sie gewütet haben.

Meine Erinnerungen sind ungeordnet, und ich belasse sie bewusst so:

Ich treffe vor der Oper einen Schulkollegen. Damals trug er das Parteiabzeichen, obwohl er nicht bei der NSDAP war, diesmal war es eine riesige rote Armbinde. Mitleidige Verachtung für mich als einen, der sich nicht den stärkeren Kohorten anschloss.

In der Nebengasse wohnte ein Mädchen, das ich aus der Ferne bewundert hatte: ein Mannequin. War sie nicht die Freundin eines argentinischen oder chilenischen Diplomaten? Ihre Mutter trug mit dem Hausmeister ihren Sarg. Weiss Gott, wohin.

Eines Morgens entdeckte meine Mutter, als sie die Fenster öffnete, dass die Nachbarn das Dach des baufälligen ebenerdigen Hauses nebenan abzutragen begannen. Ich schwänzte im Palais Auersperg. Ich musste zusehen, dass wir unseren Anteil an dem Holz der Dachkonstruktion bekamen.

Ich treffe einen Freund aus dem Musikvereinsstehparterre. Er hat einen riesigen Sowjetstern an die Brust geheftet. So etwas habe ich bisher nur bei einem Mann in deutscher

Feldwebeluniform gesehen, der ins Auersperg stürzte und behauptete, er sei russischer Spion. Mein Musikvereinsfreund teilt mir mit, dass er vom kommunistischen Bürgermeister zum Theaterkommissar für Wien ernannt worden sei. Ich könne es mir aussuchen, wo ich Direktor werden wolle. Als Vorschussleistung soll ich ihm einen oder auch mehrere Wege abnehmen. Als sein Sekretär. Ich danke, obwohl man ja nicht weiss. Möglich ist alles. Als wir uns am nächsten Tag wieder treffen, überlegen wir immerhin Spielpläne.

Die Österreicher in Titos Partisanenarmee marschieren in Wien ein. An der Spitze erkenne ich meinen alten Fahrer von der Linie 8, den Schnurrbart-Ferdi, wieder. Er geht an der Seite seines Sohnes. Schnurrbart-Ferdi war Mitglied der illegalen KP-Zelle des Bahnhofes Gürtel. Ich wusste nichts davon. Sie mochten mich, aber sie haben mir, einem Studenten, nicht getraut. Ich ihnen übrigens auch nicht hundertprozentig.

Ich überrasche einen Plünderer. Als ein russischer Soldat vorbeikommt, deute ich auf den Mann. Er führt ihn ab. Er hatte einen rasierten Kopf. Wahrscheinlich ein Ostarbeiter. Ich verzeihe mir die Geste bis heute nicht. Mein Trost: er wäre ihnen ohnehin nicht entkommen.

Mittags am Schwedenplatz. Ein Freund kommt mir mit einem Kübel voll Wein entgegen. Ich helfe ihm, ihn nach Hause zu tragen, und bekomme auch einen leeren Kübel. Der Keller ist irgendwo auf der Dominikanerbastei. Wir waten knöcheltief im Wein. Die Russen haben Löcher in die Fässer geschossen. Da beginnt eine neue Schiesserei. Nichts wie weg. Der Wein schwappt in unseren Kübeln über. Vor mir stürzt ein betrunkenener Russe. Keiner hilft ihm auf. Er muss in der Weinlache ertrunken sein.

Das Konzerthaus eröffnet mit Tschaikowsky. Clemens Krauss dirigiert die Schicksalssymphonie. Ich höre sie zum erstenmal. Russen waren im Krieg verpönt. Im Stehpar-

terre fällt uns ein russischer Offizier auf, der typische jüdische Intellektuelle, eher mürrisch und abweisend. Wir gewöhnen uns an ihn. Er kommt während der Aufführung, verlässt sie. Wir haben ihn aber auch schon in der ersten Reihe Parkett sitzen gesehen. Wir erfahren bald, es ist der oder einer der russischen Kulturoffiziere. Das letztmal sah ich ihn bei Cesar Francks d-Moll-Symphonie. Ich machte damals eine ungeheuerliche Entdeckung: Das war die Musik, die mich ausdrückte. Ein Glücksrausch durch musikalische Identifikation. Als ich aus meiner Entrückung aufsaß, erblickte ich den russischen Kulturoffizier. Er nickte mir zu und ging. Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Aus den Geschichtsbüchern habe ich erfahren, er ist der ersten Nachkriegssäuberung Stalins zum Opfer gefallen.

Ich bleibe im Jahr 45. Was später kam, war Alltag. Tatsächlich schärfen die Not, die Gefahr die Sinne. Was der Krieg für die Soldaten war, das war für die Daheimgebliebenen das Jahr 45. Die extreme Situation, die nur mit List, Kraft und mit Glück zu bestehen war. Auch mir haben sich deshalb die Bilder so scharf eingeprägt. Sie drängen zurück, was sich vorher und nachher ereignet hat.

Etwa vier Wochen vor Kriegsende. Ich sitze während eines Bombenangriffes im Keller und kann den Blick nicht von der jungen Frau abwenden, die ihr Neugeborenes an sich drückt und alle anklagt und verflucht, die ihr das Baby nehmen könnten oder nehmen wollten, die Amerikaner, die Bomben werfen, die Russen, die täglich im Radio verteufelt werden, und die Deutschen, die ein Baby nicht schützen können. Denn wer sonst ist der Garant der deutschen Zukunft als dieses Baby? Sie ist stärker in meiner Erinnerung als die Bombenopfer, meine Bürokollegin in der Simmeringer Fabrik, die in ihrem Wohnhaus erschlagen worden ist, stärker als die Klopfschellen aus dem Haus gegenüber der Albertina. Ich habe den Angriff knapp in

einem Keller in der Führichgasse überlebt und noch an den Trümmern gerüttelt, die den Kellerzugang absperren. Tagelang konnte ich nur mit zugehaltener Nase ins Büro. So stanken die Leichen. Ich bin am Althanplatz gestanden und habe die Staubwolke betrachtet, wo einmal die Brigittenau war, so wie ich ein Jahr zuvor von einem einsam gelegenen Haus in Westfalen aus Augenzeuge wurde, wie Gelsenkirchen unter den Napalmbomben schmolz. Die junge Frau im Keller, die ihr Baby an sich drückte, bereit, es gegen jedermann zu verteidigen, verteidigt in meiner Erinnerung noch immer ihr Kind gegen alle Gefahren dieser Welt.

Sehnsucht nach Ordnung, aber unerhörte Aufnahmebereitschaft auch bei Leuten, denen man es nicht zugetraut hätte, Offenheit für Ideen, für Menschen, für Kunst. Meine unendliche Enttäuschung über Mendelssohns bis dahin verbotene «Sommernachtstraum»-Musik, die mir einfach zu süßlich, zu oberflächlich war. Keine Begleitmusik für die Dramatik der Ereignisse. Wir wussten vielleicht nicht, dass hier eine neue Welt entstand, aber die Erschütterungen teilten sich jedermann mit. Man lebte bewusster. Auf die Politik hatte das wahrscheinlich weniger Einfluss, als Erinnerungsbücher vorspiegeln. Politik wurde bald wieder eine Sache der Politiker. Der obligate Machtkampf, der einen nur mehr anging, weil es um Existenzfragen ging. Der Zufall, ob man in einem Russen- oder einem Amerikanerbezirk wohnte, konnte über Schicksale, jedenfalls aber über Karrieren entscheiden. Aber das, was die Menschen damals bewegt und was sie vielleicht auch geprägt hat, war ein stärkeres Bewusstsein ihrer Existenz. Tatsächlich wurde damals ja auch das formuliert, was später Existentialismus hiess. Das Bewusstsein der Sekunde, das Leben im Extrem.

Das Essen hat uns in den Alltag zurückgerufen. Ich habe von der Luft gelebt. Vor den wurmigen Russenbohnen hat

mir geграust, so wie bald darauf vor dem halb verdorbenen Silverhake-Fischverschnitt der Amerikaner. Ich habe fast nichts gegessen, bin aber den ganzen Tag über herumgelaufen, um nichts zu versäumen. Weder den Zusammenbruch noch den Wiederaufbau. Ich habe auch bei einem privaten Entnazifizierungsverfahren mitgemacht. Es hat deren mehrere gegeben, die dann von den Behörden rasch eingestellt worden sind. Ich sehe noch die Matrone vor mir, wie sie mit blauem Augenaufschlag ihr goldenes Parteiabzeichen abgibt. Ich bin bei diesem hektischen Leben ohne Nahrung völlig abgemagert. Ein unstillbarer Durchfall nahm die letzte Kraft. Ich springe etwas voraus. Ich ging damals bereits in Vorlesungen. Die Kollegen hatten mich, wie sie mir später gestanden, bereits aufgegeben. Da organisierte mein Vater wieder einmal eine Hamsterfahrt. Wir kehrten bei dem Bauern ein, dem mein Vater im letzten Kriegsjahr die Auslandsnachrichten weitergegeben hatte. Es gab Germknödel. Nicht gerade eine Krankenkost. Ich erinnerte mich, dass ein arbeitsloser Erntehelfer bei unserem Milchbauern vor 38 nach dem Genuss von zehn Germknödeln ins Spital gebracht werden musste. Ich frass alle Germknödel auf, die mir vorgesetzt wurden, und war von der Stunde an gesund. Der Durchfall war gestoppt, die Würmererbsen und das Silverhake schlugen bei mir an. Ich erzähle das, um zu beweisen, dass damals extreme Lebensregeln galten. Was hat sich nicht alles abgespielt! Knapp vor Kriegsende bin ich in einem Zugsabteil der Franz-Josefs-Bahn zwei SS-Leuten gegenübergesessen, die Gefangene eines Volksturmmannes waren. Haben sie sich von ihm erschossen lassen, haben sie ihn bei günstiger Gelegenheit niedergeschlagen oder haben sie sich zu einem gemeinsamen Untertauchen verständigt? Völlig vergessen hat die Geschichte den monströsen Zug der Gefangenen, die zur Errichtung eines Abwehrwalles ins Burgenland geschleppt worden waren. Ich habe Ende der vierziger Jahre in einem

Prozess davon erfahren. Aber das ist verdrängt worden. Das passt nicht ins Geschichtsbild, was sich da abgespielt hat. Die Gräfin mit dem berühmten Namen, die mit dem SS-Kommandanten, ihrem Liebhaber, dem Zug vorangeritten ist, einmal sogar nackt, die Misshandlungen, Erschiessungen, aber auch die unerlaubten Verbrüderungen zwischen Gefangenen und Wächtern müsste ein Fellini verfilmen. Unvermutete Karrieren haben stattgefunden und sind rasch zusammengebrochen. Ich weiss nicht wie lange, aber ein paar Monate wird es schon gedauert haben, während der Zeit war in Favoriten eine junge Frau die höchste Instanz, die ich zwei Jahre vorher als freundliche rundliche Wienerin kennengelernt hatte. Sie war 1934 mit ihrem Vater, einem Schutzbündler, nach Russland und dort auch einige Jahre zur Schule gegangen. Sie sind unter Umständen, die ich vergessen habe, nach Wien zurückgekehrt. 1945 bekam sie als Dolmetscherin und rasch auch Geliebte eines lokalen Kommandanten geradezu unbeschränkte Macht im Bezirk. Ich will und kann nicht der Chronist des Klein- und Stellungskrieges der Regierung und der Stadtverwaltung nicht nur mit den Besatzungsmächten, sondern auch mit den Günstlingen der Besatzungsmächte sein. Mich wundert nur, dass dieses Kapitel noch niemand geschrieben hat. Es ist interessanter und wichtiger als das obligate Aufbau-pathos mit den üblichen Denunziationen. Es hat den Stil der österreichischen Nachkriegsverwaltung mitgeprägt, den Korruptionismus ebenso wie die gelegentlich ausserordentliche Improvisationsgabe und Entscheidungsfähigkeit. Worauf ich weiter warte, das ist der Roman des Aufstiegs und des vielleicht ganz undramatischen Niedergangs meiner dicklichen Dolmetscherin eines Bezirkskommissars, es ist die Gaunergeschichte der Spekulanten, die sich zu Vollstreckern des täglichen Machtmissbrauchs der Besatzungsmächte gemacht haben, es sind die Abenteuerromane der Schleichhändler, die sich nicht nur selbst

bereichert, sondern die, wie das eben so geht, mit ihren Ungesetzlichkeiten auch das Leben angekurbelt, aufrechterhalten und damit vielleicht sogar eine spätere Konsolidierung ermöglicht haben.

Macht hatte in den ersten Wochen, wer sie sich nahm. Einmal, wieso weiss ich nicht mehr, bin ich von zwei jungen Männern in eine Wohnung, ich glaube am Hietzinger Kai, mitgenommen worden, die sich als die Wohnung des damals berühmten Germanistikprofessors Josef Nadler herausstellte. Er war – wie Zehn-, wenn nicht Hunderttausende Wiener – im Westen, wohin er sich rechtzeitig abgesetzt hatte. Eine aufgeregte Frau beteuerte, dass an der Bibliothek nichts angerührt werden dürfe. Ich bestaunte ehrerbietig die Buchreihen, die bis in den Gang reichten. Planten da Nadler-Studenten einen Racheakt, sollten sie in offiziellem Auftrag die Bibliothek vor möglichen Plünderungen bewahren? Bei meinem Besuch ist jedenfalls nichts geschehen.

Viele haben sich damals, was auch in der Nachkriegsgeschichte unterschlagen wird, schuldig gemacht, ohne es recht zu wissen. Die Gerichte kamen noch in den fünfziger Jahren nicht nach mit Verfahren gegen Leute, die sich damals Übergriffe geleistet haben, Requirierungen, gelegentlich aus der Situation sehr verständliche Übergriffe. Die Behörde war da viel unerbittlicher als bei den Übergriffen, die sich 1958 abgespielt hatten. Aber die lagen weit zurück. Und die Volksgerichte hatten mit den kapitalen Kriegsverbrechen genug zu tun. Oder was es sonst für Gründe geben mochte, darunter vielleicht auch jenen, dass das Bürgertum, das weiterhin anklagte und zu Gericht sass, an den Übergriffen im Jahre 38 stärker beteiligt gewesen war als an jenen im Jahre 45. Da sassen sie in Salzburg und Innsbruck und wurden dadurch das Opfer illegaler Wohnungs- und Möbelbeschlagnahmungen, die sie zu rächen entschlossen waren.

Bei aller Gewalt, bei allem Zynismus, das Kapital an Glauben war unerhört, und es ist, denke ich, nicht genützt worden. Man versuchte vielmehr sofort wieder, es zu missbrauchen. Und das war 45 schwieriger als 38 oder 68. Die Menschen von 45 waren gebrannte Kinder. Mit Parolen waren sie nicht zu gewinnen. Die Russen haben das, die Gelegenheit ist mir entfallen, bei den Studenten einmal versucht. Da gab es einen jungen Mann in Uniform, einen Balten, der Deutsch sprach. Er hielt einen geradezu lächerlichen Vortrag. Niemand wagte zu widersprechen, niemand hatte eine Frage. Da meldete sich ein DP, ein Tscheche namens Stern. Er ist heute bestimmt längst Amerikaner. Stern kam aus dem KZ. Er konnte sich Fragen leisten, die kein Wiener riskierte. Ich habe mir die Szene, ich habe mir seinen Namen, ich habe mir sein Gesicht gemerkt, weil er mir gezeigt hat, was Demokratie ist. Sicherlich, wir konnten alles aussprechen, aber nicht gegenüber einem Mitglied der Besatzungsmacht. Stern tat es.

Kette und Faden

1

Man merkte, dass es schon spät im Sommer war. Obwohl die Sonne sich mit aller Kraft auf das Baumdach legte, war es von der Erde her angenehm kühl zwischen den Stämmen. Auf dem dunklen Boden lagen Grasinseln leuchtend grün, wo ein eingedrungener Sonnenstrahl hintraf. Hier werden beim nächsten Regen Pilze wachsen, sagte sie sich, ich muss mir den Platz merken. Plötzlich war es sehr laut im Wald.

Sie blieb stehen und horchte. Was sie hörte, waren Maschinengewehrsalven. Sie stand ganz still, auch der Hund stand bewegungslos und horchte mit aufgestellten Ohren. Stille. Dann begann das Schiessen wieder. Es kam näher. Unter dem Schiessen hörte sie jetzt das gleichmässige Mahlen von Kettenfahrzeugen. Es müssen Panzer sein. Sie sprang vom Waldweg, den sie dahingeschlendert war, zwischen die Stämme. Der Hund folgte geräuschlos, hielt sich dicht bei ihr. Das Schiessen hörte auf.

In der Stille die Warnschreie eines Raubvogels, dann war es wieder stumm. Ich hätte mir nicht die helle Bluse anziehen sollen. Sie dachte, ich kann nicht zum Auto zurück, sie werden schon auf der Strasse sein. Ich muss versuchen, mich durch die Wälder zu den Kindern durchzuschlagen – vielleicht erst in der Nacht.

Die Stille hielt jetzt an. Sie stand noch immer hinter einem breiten Fichtenstamm versteckt. Endlich schlich sie leise vor bis zum Waldrand, der Hirtenhund war immer dicht neben ihr. Vielleicht hatte sie sich getäuscht. Mit einem Entschluss kletterte sie hinauf auf die grasbedeckte Böschung, hielt sich im Schatten eines Haselstrauches. Von

hier übersah sie die Ebene. Drüben, auf den Feldern, zogen zwei Mähdrescher ihre fleissige Bahn, ihre seitlich ausgestreckten Absaugrohre zielten herüber zu ihr. Sehr langsam zogen die Mähdrescher vor der ruhigen Silhouette des Dorfes hin und her, wieder hin und wieder her. Der Hund hatte sich ins Gras geworfen und zog sich die Reiser aus dem Fell.

«Ihr täuscht mich nicht», sagte sie voll Grimm zu den Mähdreschern hinüber. Ihr Herz klopfte noch immer schnell, und ihre zusammengepressten Finger waren sehr kalt, während sie den sonnenwarmen, glänzenden Feldweg zurückging zu ihrem Auto.

2

Seit ihre eigenen Kinder erwachsen sind, seitdem das so geworden ist, freut sie sich, wenn ihr die Frau von nebenan an manchen Nachmittagen die beiden Buben herüberschickt.

Am liebsten spielen die beiden Verstecken.

Auf Strümpfen schleicht sie sich ins Vorzimmer. Durch den Türspalt sieht sie die beiden drinnen unter den Tisch und unter das Sofa schauen. Einträchtig blicken sie mit Sorgfalt hinter alle Vorhänge. Der Kleine hebt sogar den Teppichzipfel auf, als wäre die Frau ein verschloffener Legostein. Dann nehmen sich die beiden Kinder an den Händen und schleichen in Richtung Vorzimmer. Leise, leise, auf Zehenspitzen, drückt sich die Frau ins Schlafzimmer. Im Schlafzimmer mit all den Einbaumöbeln kann sich einer nicht recht verstecken. Sie denkt, wenn sie auch ins Schlafzimmer kommen, bleibt mir nur der Balkon. Und dann haben sie mich.

Eine Hand legt sich auf den Schädel der Frau. Diese Hand drückt sie tiefer und tiefer, ehe sie sich wehren kann, ist sie schon Dort.

Wir stehen im Schlafzimmer. W'ir stehen flach gegen die

Wand gedrückt. Wir atmen ganz leise. Im Vorzimmer reissen jetzt die Soldaten alle Kastentüren auf. Am Ächzen und Quietschen erkennen wir, an welchem Kasten sie gerade sind. Wir drücken uns gegen die Wand. Vielleicht vergessen die Soldaten über dem Beutemachen, dass sie Frauen suchen.

Jetzt kommen die Schritte sehr nah. Auf Strümpfen huschen wir vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer, die schwerbesohnten Schuhe, die kostbaren, tragen wir in der Hand. Das laute Lachen ist jetzt in unserem Schlafzimmer. Schubladen werden herausgerissen, wir hören unsere Döschen und Andenken, dann die Photographien auf den Parkettboden prasseln. Die hölzernen Laden poltern nach. Die Soldaten lachen und schreien, einer fängt an zu singen. Die Soldaten sind betrunken.

An den Wohnzimmerfenstern fliegen jetzt riesige schwarze Schatten vorbei. Ein grün hinunterstossender Schimmer. Das muss das Biedermeiersofa der Frau Moser gewesen sein. Am Fenster der oberen Wohnung hört man die Russen lachen.

Wie ein schöner, wie ein lautloser Vogel ist das Sofa vorbeigeschwebt. Ich stehe da, ich klammere mich an der Türschnalle fest, die greift sich an wie immer, ich schaue hinüber auf das eine kaputte Verdunkelungsrolleau, das hängt schief wie immer, alles, alles erkenne ich wieder, und alles ist mir fremd, gehört nicht mehr mir, und alles geschieht ganz leicht, ganz flüssig, ich höre die Soldaten schreien, ich schwebe davon in einem luftlosen Raum, in dem es die Schwerkraft nicht gibt, und leicht, fliegend denkt es drinnen, das alles geschieht ja nicht mir, das alles hat nichts mit mir zu tun.

Das Getöse der im Hof aufschlagenden Möbel ist sehr laut, uns beide kann keiner hören, aber wir beide hören das Grölen und die Stiefel der Soldaten wieder näher kommen und dann ganz nahe, und wir müssen vom Wohnzimmer

ins Vorzimmer huschen und vom Vorzimmer wieder ins Schlafzimmer, und nebenan klirrt Glas, und vom Schlafzimmer drücken wir uns wieder ins Wohnzimmer, die dummen Soldaten suchen immer im Kreis, sie suchen nebenan, und im Wohnzimmer stehen die unversehrten braunen Nussmöbel vor den wilden Zacken der eben eingeschlagenen Fensterscheiben. Meine Schwester und ich steigen vorsichtig über die Splitterhaufen und haben schon keine Angst mehr, so leicht kriegen die uns nicht, aber als wir wieder im Vorzimmer sind und um die Kastenecke müssen, hört das Herz auf zu schlagen, denn was ist, wenn sich die Soldaten etwas ausgedacht haben, wenn die anderen da drinnen nur schreien, um uns zu täuschen, und hinter dieser Kastenecke lauert uns einer auf. Was uns dann geschieht.

Aber es steht keiner da, und wir hören die Soldaten im Wohnzimmer lachen und lachen, während es scheppert und klirrt, als schmissen sie Gläser und Gläser auf den Boden, und wir im Schlafzimmerversteck lachen jetzt auch, wir lachen stumm in uns hinein, und vielleicht ist das, was sie zerschmettern drüben, das Grossmutter-Kaffeegeschirr, das haben wir durch alle Bombenangriffe gerettet. Sollen sie das Geschirr zerschlagen. Uns kriegep sie nicht. Meine Schwester und ich sehen einander mit blitzenden Augen an. Es ist wie bei unseren Kinderspielen vom Räuber und Gendarm, da waren wir immer die Räuber und sind allen Gendarmen entwischt. Lebendig kriegen die drüben uns nicht, und wenn wir aus dem Fenster springen.

Sie hörte es in der Küche rumoren, und jetzt fielen ihr die beiden Kinder ein. Das Versteckenspielen galt noch, sie schlich zurück ins Wohnzimmer und lachte dabei leise vor sich hin, sie war von Dort noch nicht ganz aufgetaucht. Ihr Wohnzimmer lag still da, nur der Ohrenstuhl stand quer verschoben. In der Küche hörte sie die Kinder ihren Namen rufen.

3

Und das war damals, als meine beiden von der Volksschule heimkamen, und ich sass auf der Terrasse, und vor mir lag ein Berg grüner Fisolen, und die wollte ich bis zum Mittagessen eingefroren haben, und ich beeilte mich sehr mit dem Putzen und Brechen.

Die Kinder kamen durch den Garten gelaufen. In der Küche holten sie sich Kirschen, dann hüpfen sie auf die Terrassenbrüstung, und der Bub sagte: «Heute war es einmal spannend in der Schule. Heute hat uns die Lehrerin vom Krieg erzählt. Sag du uns, wie war das damals, bei dir?»

Ich hörte auf, die Fisolen in Stücke zu brechen. Ich schaute vor mich hin. Schliesslich, während mich die beiden Kinder ansahen und Kirschen in den Mund steckten, sagte ich: «Wisst ihr, als dann alles vorbei war, traf man die Russen überall. Die russischen Soldaten hatten gelbbraune Uniformen an und niedere Stiefel, und sie kamen einem zu zweit oder in Trupps auf der Strasse entgegen, später fuhren sie in ihren kleinen, offenen Autos und in schweren Lastwagen durch die Strassen, sie sahen aus den Fenstern der heilen Häuser und gingen auf den Bombenruinen umher, und auf einmal stand einer in der hintersten Gartenecke vor dir.» Die Kinder spuckten die Kirschkerne ins Beet und sagten: «Ja, ja, aber wie war das wirklich, als der Krieg aus war.» Ich sagte, und suchte nach Worten, um das zu erklären, worüber ich noch nie und mit niemandem gesprochen hatte, und sagte: «Es war so, dass alles, was man gut kannte und gern hatte, plötzlich ganz fremd war. Alles war auf einmal wie verwandelt. Als wir uns nach den Kämpfen vorsichtig aus dem Keller trauten, war es auf der Strasse, als kämest du in ein fremdes Land, in dem du noch nie gewesen warst. Drüben, wo du jeden Tag die Milch holtest, stand jetzt ein ausgebrannter russischer Tank. Wo er explodiert war, waren die kahlen Bäume schwarz, und auf den

schwarzen Ästen hing es wie rote und graue Fahnen, das waren die Fetzen von unseren Vorhängen und vielleicht auch von unseren Kleidern, und die Strasse vorm Grosselternhaus war keine Strasse mehr, sondern da waren nur Erdhügel und Löcher und Steinbrocken.»

Der Bub sagte: «So war das also. Aber wie war das mit den Russen? Wie waren die auf einmal da?»

Ich sagte sehr rasch: «Das war so, dass ich am Abend schlafen gegangen war wie immer. Wir haben damals alle gewusst, dass die Russen bald dasein werden, man hat auch schon die Schüsse von zwei Seiten hören können; aber jeder hat gehofft, er wird noch ein, zwei Tage haben, und ich habe geschlafen wie immer, und nur ein Rucksack mit Fluchtgepäck ist neben meinem Bett gestanden, obwohl wir ja dableiben wollten. Und in der Nacht bin ich davon aufgewacht, dass meine Mutter, eure Grossmutter, neben dem Bett gehockt ist, sie hat mir ins Ohr gewispert: «Leise! Steh auf! Leise! Die Russen sind da. Sie sind schon im Vorgarten.» Und ich habe es nicht geglaubt, ich bin ganz leise aufgestanden, bin zum Fenster geschlichen, es war draussen eine schöne, helle Nacht. Da habe ich knapp unter mir die russischen Soldaten eng an der Hausmauer vorbeischleichen gesehen, in einer langen Reihe sind sie hintereinander geschlichen, ihre Gewehre in der Hand. Wenn ich den Arm hinuntergestreckt hätte, hätte ich ihre Stahlhelme anrühren können. Ich musste glauben, was ich da sah. Und da hat es auch schon zu schiessen begonnen, vorne an der Kreuzung. Wo jetzt das Eisgeschäft ist, waren in dieser Nacht die deutschen Soldaten in Stellung gegangen.»

Ich höre auf, zu erzählen. Die Kinder haben aufgehört, Kirschen zu essen. Ich ziehe den Weitling näher und breche die Fisolen in kleine Stücke, sehr schnell, und ich werfe die kleinen Stücke in den Weitling.

Der Bub fragt, während mich die Kleine nur anschaut: «Und hast du auch Tote gesehen, damals?» Ich schaue das

kleine Messer an, das ich fest in der Hand halte, und sage: «O ja. Es sind Tote auf der Strasse gelegen, als alles vorbei war.»

Die Kleine schaut mich an und fragt: «Dort, wo wir in die Schule gehen, jeden Tag, dort sind Tote auf dem Weg gelegen?»

Und bevor ich die Antwort finden kann, schreit der Bub: «Hör auf! Hör auf! Du lügst ja! Wir wollen es nicht hören, wie du lügst.» Dann laufen die beiden Kinder weg. Hinter mir höre ich die Schaukel quietschen.

Ich bleibe sitzen, und ich breche weiter die grünen Fisolen und bin still. Ich bin still und rede nicht mehr davon und auch die Kinder nicht, nie mehr reden wir davon. Und auch die Nächte bleiben stumm. Keine Träume.

Ostmärkische Episoden

I. März 1938

Es ist Sonntag, der 13. März – Ottos zwanzigster Geburtstag. Heute nachmittag sind etliche Fähnlein der Hitlerjugend mit wehenden Bannern und einer Trommlergruppe singend durch die Osterleitengasse marschiert. Vor unserem Haus blieben sie stehen. Es gab Sprechchöre: «Systemschweine hinaus» und «Haut die Juden, stellt die Pfaffen an die Wand», und dann zogen sie weiter und blieben bei der Villa von Generaldirektor Schlesinger stehen. Wieder gab es Sprechchöre, diesmal nur auf Juden bezogen, und weiter ging's. Ich habe das Ganze hinter dem Fenster stehend mit angesehen und mich gefürchtet, dass sie mich entdecken könnten. Aber bei uns haben sie nicht mehr nachgeschaut, sie waren ja schon vormittags dagewesen, um Otto zu holen. Otto jedoch war bei der Tante Gabriele in der Bäckerstrasse versteckt und, zumindest für den Augenblick, in Sicherheit. Es war übrigens in der Familie beschlossen worden, dass Otto am Abend nach Hause kommen sollte, um seinen zwanzigsten Geburtstag mit den Eltern und mit mir zu feiern. Wir waren alle sicher, dass man ihn am Sonntag Abend nicht mehr suchen würde, nachdem man ohnedies schon dagewesen war. Und jetzt noch dieses Geburtstagsständchen: die ganze illegale HJ und darunter mindestens ein halbes Dutzend, die mit mir im Neuland, und ein paar, die auch im Freikorps gewesen waren. Märzveilchen würden sie bald genannt werden, die neuen Nazis.

Zwei Tage später, am 15. März, fuhr ich mit dem G2 in die Stadt, kam aber nur bis zur Kreuzung Nussdorferstrasse-

Währingerstrasse, dort wurde umgeleitet. Papa hatte früher immer gesagt: «In Wien merkt man, dass Bürgerkrieg ist, wenn die Ringlinien auf die Zweierlinie umgeleitet werden.» Jetzt, mit dem Einmarsch der Nazis, war kein Bürgerkrieg, sondern «Anschluss»: daher wurden die Wagen der Zweierlinie auf die Strecke der Fünferlinie umgelegt. Auch ein Fortschritt. Ich marschierte mit vielen anderen Menschen in die Stadt hinein, zum Heldenplatz, dort sollte eine Kundgebung sein. Hitler gab die Vollzugsmeldung vom Anschluss der österreichischen Heimat an das Grossdeutsche Reich bekannt. Auch ein Fortschritt. Jetzt sassen Papa und Otto schon im Gefängnis. Und trotzdem zog es mich zum Heldenplatz, denn ich hatte das Gefühl, ich müsste mir das ansehen. Ich passte auf, keine Bekannten zu treffen. Einerseits würde ich mich schämen, wenn Freunde mich dort sähen, und andererseits könnten sie ja längst Nazis sein. Aber ich traf niemanden, weder Freund noch Nazi, den ich kannte. Eigentlich komisch, es waren ja so viele Leute dort. Dann fiel mir auf, dass ein grosser Teil dieser Leute offensichtlich in Jubelstimmung von weit her gekommen war. Überall standen Busse, und die Leute waren in Gruppen und hatten Tafeln mit sich: «Linz grüsst seinen grossen Sohn», «Mistelbach grüsst das Grossdeutsche Reich», «SA-Sturm Gloggnitz», «Die Stadt der Volkserhebung grüsst den Führer» und ähnliches mehr. Ich pirschte mich bis zu dem grossen Tempel im Volksgarten heran, weiter kam ich nicht, es waren zu viele Menschen. Aber ich konnte ganz gut hinübersehen, denn die Bäume waren ja noch ohne Laub. Es gelang mir schliesslich, die Stufen des Tempels auf der Seite, die zur Neuen Hofburg hinüberblickt, zu erklimmen. Dort stand ich in einer Gruppe von SA-Leuten in einer Art Räuberzivil oder in Halbuniform, je nachdem, wie man es sehen mochte. Unten trugen sie Lederhosen und weisse Stutzen, und oben hatten sie Uniformhemden mit Überschwung und natürlich die SA-

Kappen und auf den Armen Hakenkreuzbinden, denen man anmerkte, dass sie noch von der Hand der liebenden Gattin gemacht worden waren. Lang lebe der Führer, dachte ich mir. Und nähen können sie auch, ihre Hakenkreuze. Es dauerte sehr lange, bis Hitler schliesslich an der Balustrade des Balkons erschien und so vom Gebäude der Neuen Hofburg aus zu seinen Ostmärkern sprach. Die Rede verstand ich nicht; es gab zwar Lautsprecheranlagen, aber es war zuviel Lärm – ich hörte nur einzelne Worte. Darunter übrigens auch den berühmten Satz mit der Vollzugsmeldung. Hitler hatte eine eigentümliche Stimme. Später hatte ich ja noch genügend Gelegenheit, sie am Radio zu hören. Die Leute waren hingerissen, sie jubelten ununterbrochen. Es war wie heute nach einer Karajanaufführung im Musikverein; besonders die Frauen schienen völlig verrückt. Ich konnte mir nicht vorstellen warum, ich war von Hitler nicht sehr beeindruckt. Allerdings, Papa und Otto waren schon festgenommen worden, und Mama hatte man geschlagen zwei Tage vorher – da konnte man wohl nicht sehr begeistert sein. Ich ging dann nach Hause, bevor die Kundgebung zu Ende war. Mama berichtete mir, dass es ihr nicht gelungen sei, im Untersuchungsgefängnis auf der Rossauerlände, die man «die Liesel» nannte, zu Otto vorzudringen. Und Papa sei im Hotel Metropol am Morzinplatz und werde von der Gestapo verhört. Mehr hatte sie nicht erfahren. Grossmama liess sich beim Abendessen darüber aus, dass dies alles unter dem alten Kaiser nicht möglich gewesen wäre.

II. Oktober 1938

Die Kundgebung hatte ganz friedlich begonnen. Ich war mit ein paar Freunden, Schulkollegen aus der Neulandschule, die dann mit mir ins STUFKO (Studentenfreikorps)

gegangen waren, als sich das Neuland in eine nazistische und eine nicht-nazistische Gruppe gespalten hatte, gegen Abend in die Stadt gewandert. In den Pfarren hatte es geheissen, es werde eine Jugendgebetsstunde in der Stephanskirche stattfinden. Irgendwie hatten wir das Gefühl, es würde mehr passieren. Und es passierte wesentlich mehr. Es war die erste grosse Kundgebung im von den Nazis besetzten Österreich, im Grossdeutschen Reich, in dem wir nicht mehr Österreich heissen durften, sondern nur noch Ostmark. In diesem Staat, der keinen Namen mehr hatte, der kein Staat mehr war, der in ein paar Gaue aufgeteilt worden war, fand völlig spontan zum ersten Mal eine grosse Kundgebung statt. Wer auf die Idee gekommen war, weiss ich nicht, ich nehme an, dass es Leute vom Seelsorgeamt waren: vielleicht der Domkurat Dr. Rudolf oder vielleicht Otto Mauer. Auf jeden Fall waren dann plötzlich acht- oder zehntausend Burschen und Mädeln am Stephansplatz. Im Dom hatten sie gar nicht Platz. Sie standen auch draussen herum. Es gab eine Predigt des Kardinals, in der viel von der Freiheit des Glaubens und des Christen die Rede war und die ganz richtig verstanden wurde. Kardinal Innitzer hatte seine Lektion gelernt; sie war schwer genug gewesen. Im März 1938 hatte er in der Illusion, seine Kirche in Österreich besserstellen zu können, einen Wahlauf Ruf für Hitler unterschrieben. Jetzt, ein halbes Jahr später, war er längst geheilt. Man hatte ihm wohl auch vom Vatikan klargemacht, dass seine Politik nicht die richtige gewesen war. Aber dazu hätte es nicht des Vatikans bedurft; Innitzer konnte jeden Tag sehen, was es geschlagen hatte. Nun, auf jeden Fall, an diesem Abend kam zum ersten Mal wieder der Gedanke zum Durchbruch, dass man sich wehren könnte, dass man aufstehen und nein sagen könnte. Und aus dem Gebetsabend für junge Katholiken wurde die erste Freiheitskundgebung für Österreich. Es wurden österreichische patriotische Lieder gesungen, es wurde das Lied für

Dollfuss gesungen, der im Juli 1934 von den Nazis erschossen worden war und den jungen Katholiken des Oktober 1938 als Heldenkanzler vor Augen stand, es wurden Parolen gerufen wie «Rot-Weiss-Rot bis in den Tod» und ähnliches mehr. Erst ziemlich spät erschien HJ-Streifendienst – und gar nicht viele. Es kam zu Schlägereien, und die HJ wurde vertrieben. Es waren meiner Meinung nach höchstens 200 bis 300 aufgetaucht, und sie liefen davon Richtung Rotenturmstrasse und den Graben zurück. Nachher kam Gestapo und verhaftete alles, was um neun oder zehn Uhr abends noch am Stephansplatz herumstand, denn man wollte nicht auseinandergehen. Es wurde weitergesungen und weitergerufen, es war der erste schöne, der erste österreichische Abend nach einem halben Jahr Besatzung.

Am nächsten Tag gingen wir wieder zum Stephansplatz. Es hiess, die Gestapo habe der HJ erlaubt, das erzbischöfliche Palais zu stürmen. Diesmal sah es anders aus. Der ganze weite Platz war von HJ in Uniform besetzt, Tausende und Abertausende. Wir wagten uns nur in die Jasomirgottstrasse und konnten von dort riesige Fahnen der HJ sehen und ihre Sprechchöre hören: «Unser Glaube ist Deutschland», «Innitzer nach Dachau». Nachher haben sie dann das Ordinariat gestürmt, den Kardinal haben sie nicht gefunden. Er versteckte sich in einer Dachkammer. Dafür haben sie einen Domherrn aus dem dritten Stock des Dompfarramtes auf die Strasse geworfen. Er blieb mit zerschmetterten Beinen liegen. Sie war aber doch für uns sehr wichtig und gut gewesen, die Kundgebung am Stephansplatz – trotz des armen Domkuraten Krawarik. An jenem 7. Oktober machte ich übrigens zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Geheimen Staatspolizei. Als wir nach Hause gingen, wurden wir von der Polizei abgefangen und alle auf die Rossauerlände gebracht, wo sich neben der Polizeidirektion und neben der Kaserne das Untersuchungsgefäng-

nis, eben «die Liesel», befand. Ich war damals knapp vierzehn Jahre alt und wurde wieder nach Hause geschickt, zusammen mit allen anderen, die unter sechzehn waren. Wir hatten aber ein paar Stunden dort herumgestanden, dann wurde unser Nationale aufgenommen, man schaute unsere Taschenbücher an, unsere Kalender, und dann wurden wir wieder weggeschickt. Die Älteren mussten bleiben; etliche davon kamen ins KZ, ein paar kamen nicht mehr zurück. Trotzdem schien mir die Gestapo dort noch eine Art menschliche Behörde. Erst später sollte ich sie von ihrer wirklichen Seite kennenlernen.

III. *Juni 1942*

Im Frühsommer des Jahres 1942 wurde ich aus der Strafanstalt Liesing entlassen. Aufgrund eines Führerbefehls gab es seit dem Februar 1942 die Möglichkeit für Jugendliche unter 18 Jahren, die in deutschen Gefängnissen, Haftanstalten und Konzentrationslagern gefangen gehalten wurden, sich freiwillig zur Deutschen Wehrmacht zum Einsatz an der Ostfront zu melden. Diese Grosszügigkeit des Führers verdankten die jugendlichen Häftlinge der ersten schweren Niederlage der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, nämlich dem Zusammenbruch der deutschen Winteroffensive im Dezember 1941 in Russland. Die Wehrmacht hatte dort, nicht auf einen Winterkrieg vorbereitet, schwerste Verluste erlitten. Zum ersten Mal kam man im Führerhauptquartier auf die Idee, das Reservoir der Strafanstalten ein wenig zur Auffrischung der Truppenbestände zu nutzen. Für mich war das ein grosses Glück. Ich sah die Chance, nicht weitere Jahre im Gefängnis sitzen zu müssen, und das besonders im Winter 1941/42, als man ja als Bürger des Dritten Reiches noch nicht ahnen konnte, wann der Krieg aus sein und wer ihn gewinnen würde. So

schien es mir – und übrigens vielen anderen auch – besser, sich zur Wehrmacht zu melden, als weiterhin im Gefängnis bzw. im Straflager zu hocken. Es dauerte dann natürlich eine Zeit, bis die verschiedenen Papiere ausgestellt waren, aber schliesslich kam ich heraus. Das Strafgefängnis Liesing war eine Jugendstrafanstalt, das heisst, es waren dort nur Häftlinge, die unter 18 Jahre alt waren. Wer vor seinem 18. Geburtstag verurteilt worden war, blieb im Allgemeinen bis zu seinem 21. Lebensjahr in der Jugendstrafanstalt, weshalb manche Häftlinge auch zwischen 18 und 21 Jahre alt waren. Die Anstalt befand sich etwas ausserhalb von Liesing in Richtung Mödling und war nur etwa 200 m von der in der Zwischenzeit stillgelegten Strassenbahnlinie 360 Mödling-Wien-Mauer entfernt. Bei meiner Entlassung bekam ich einen grossen Pappkarton, wo meine Zivilsachen drinnen waren, und einen Ausweis und kein Geld. Als ich bat, mir doch mein Geld zurückzugeben, wurde mir gesagt, dieses müsse überwiesen werden, man könne es mir nicht ausfolgen. Ich ging daher zur Strassenbahnstation; es war ein schöner Tag, schon ziemlich heiss, und ich wanderte fröhlich zur Haltestelle. Ich konnte natürlich auch zu Fuss gehen, aber ich dachte mir, vielleicht kannst du dir irgendwo das Geld ausborgen. Bei der Haltestelle wartete ein alter Herr. Ich ging zu ihm hin und fragte ihn, ob er mir vielleicht eine Mark borgen könnte, ich würde sie ihm am nächsten Tag zurückbringen. Er murmelte etwas von Lausbuam, Vagabunden, so was habe er überhaupt noch nie gehört, dass sich ein junger Bursch auf der Strasse ein Geld ausborgt, das würde er ja nie wiedersehen. Einen Moment lang traute ich mich nicht, ihm zu sagen, was der wirkliche Tatbestand war, aber dann schien es mir eigentlich sinnlos, herumzureden, und ich erklärte ihm, dass ich aus der Strafanstalt Liesing käme und entlassen worden sei, um zur Wehrmacht einzurücken, und man habe mir mein Geld nicht zurück-

gegeben. Ich sei in Döbling zu Hause, und zu Fuss sei es ziemlich weit bis dorthin. Darauf sagte er: «Warum bist denn g'sessen?» Und ich sagte: «Politisch.» Er schaute mich an, nahm sein Portemonnaie aus der Tasche, suchte herum und gab mir fünf Mark. Und dann sagte er: «Weisst was, das bringst mir nach dem Endsieg wieder z'ruck.» Dann kam die Tramway, er wartete, bis ich eingestiegen war, und stieg dann in einen anderen Wagen. Ich kam gut nach Hause und wurde von Mama verhätschelt, bekam mit Hilfe unseres lieben, jahrzehntelangen Freundes der Familie, Professor Dr. Palugyay, eine Angina mit Diphtherieverdacht und musste daher nicht, wie ursprünglich vorgesehen, schon zwei Tage, sondern erst einen Monat später einrücken. Diesen Monat verbrachte ich teils in der Ramsau bei Schladming, wo mich Monika und Justine – Nachbarskinder und Freunde – aufnahmen, teils – die letzten vierzehn Tage – in Zinkenbach am Wolfgangsee bei Peter Erb.

Diese Sommerfrische zwischen Gefängnis und Russlandfeldzug war eine ganz aufregende Sache. Ich glaube, ich habe mich nie so gut unterhalten und so eine Hetz gehabt wie in diesen paar Wochen. Alle waren furchtbar lieb, haben mich betreut, haben mich aufgefüttert – ich habe gefressen für drei –, und wir haben jeden Abend irgendein Fest gefeiert. Mit verbotenen amerikanischen Jazzplatten, irgendeiner Flasche Wein, am Wolfgangsee sitzend oder oben am Fuss des Dachsteins; kleine Flirts, grosse Flirts und Österreich genossen, das Sommerfrischen-Österreich im Salzkammergut. Das Gefängnis war schon wieder weit weg, und der Krieg, von dem hatte ich noch keine Ahnung. Um uns herum war unsere Welt, unsere Leut', es war eben zu Hause. Dann bin ich – ich glaube, es war am 8. Juli – beim Infanterieersatzbataillon I./482 in Mistelbach zum Wehrdienst eingezogen worden. Ich hatte Glück, weil ich wegen meiner Krankheit zu spät kam, vergassen sie, mich

zu vereidigen. Das war mir zwar eigentlich auch egal, denn ich hätte den Hitlereid nicht für so wichtig gehalten, aber immerhin hat es mir einen Eidbruch erspart, als ich später desertierte. Zuerst einmal kam ich zu einem Strafbataillon, offiziell Bewährungsbataillon genannt, nach Steinhammer in Oberschlesien, und dann nach Russland. Aus der österreichischen Sommerfrische in die sowjetische Winterfrische.

IV. Dezember 1944

Weihnachten wurde vorverlegt. Ich war Anfang Dezember in Wien, natürlich mit falschen Papieren, weil ich damals schon im Untergrund war, und hatte mein Quartier in einem Wehrmachtshotel im 3. Bezirk bezogen. Feldwebel Hans Steinhäuser hiess ich offiziell und war beim Reichssicherheitshauptamt, Kommandomeldegebiet München, Meldekopf Mailand, tätig. Für dieses Amt war ich auch in dringender Reichssache unterwegs. In Wirklichkeit ging es um den österreichischen Widerstand; ich bemühte mich, die Verbindung zwischen den Alliierten und den sich vereinigenden österreichischen Widerstandsgruppen in Wien, die eben ihr erstes zentrales politisches Führungsorgan, nämlich das Provisorische Österreichische Nationalkomitee, gegründet hatten, herzustellen. Ich war kurz nach Wien gekommen, und ich wusste, dass ich frühestens im Januar 1945 wieder in Wien sein würde. Also wurde der Heilige Abend vorgezogen. Er fand bei meiner Cousine Nedica Rukavina, die in Währing wohnte, etwas improvisiert, aber umso schöner statt. Nedica arbeitete im Hotel Bristol als Telephonistin. Sie war eigentlich Kroatin und war von ihren Eltern zu meiner Mutter geschickt worden; dann blieb sie den Krieg über in Wien und arbeitete mit im Widerstand. Ich kam gegen Abend, nachdem es dunkel war, in ihre Wohnung in einer Seitengasse der Gersthofer-

strasse. Mama und Papa waren schon da. Ich konnte natürlich nicht in die Osterleitengasse, wo die Familie zu Hause war, gehen. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war zu gross. Aber bei Nedica war es genauso schön. Ich hatte für Mama aus Italien eine Art Pelzmantel mitgebracht; es waren zwar, glaube ich, nur Kaninchen- oder Hasenfelle, aber er war warm. Und für Papa eine Heine-Ausgabe, die ich in einem Antiquariat in Brescia gefunden hatte. Ich selbst bekam alle möglichen schönen Geschenke, und wir sassen zusammen, und es war ein wunderschönes Weihnachten. Das schönste war, dass auch Otto, mein Bruder, der irgendwo in Pommern Kriegsgefangene bewachte, nach Wien gekommen war – er hatte einen Sonderurlaub erhalten. Nedica hatte einen kleinen Baum geschmückt, irgendwie gab es auch einen Karpfen – die Familienweihnachtsspeise –, dazudenken mussten wir uns allerdings im Kriegswinter 44 den Mayonnaisesalat. Wir sprachen von den kommenden Monaten. Papa war überzeugt, dass Österreich wiedererstehen würde. Er bereitete schon eine Zeitung vor, die er sofort nach der Befreiung herausbringen wollte. Sie sollte «Die Presse» heissen. Früher hiess sie «Neue Freie Presse», aber Papa war der Meinung, man sollte auf die ursprüngliche, auf die liberale Zeitung des Jahres 1848 zurückgreifen, und deswegen wollte er sie nur «Die Presse» nennen. Neu sei sie ohnedies nicht mehr, und wie frei sie sein werde, müsse man noch sehen. Die Ostmark schien im Abklingen, das Tausendjährige Reich war dabei, in den Trümmern des Bombenkrieges und der Abwehrschlachten zusammenzubrechen. Würde es wirklich wieder ein Österreich geben? Wir waren damals sehr überzeugt davon, obwohl wir es uns noch nicht vorstellen konnten. Denn ein knappes halbes Jahr vor Kriegsende war es noch nicht auszudenken, dass Hitler und der ganze Alptraum, den er mit sich gebracht hatte, wieder verschwinden würden. Trotzdem las Mama österreichische Gedichte vor,

Gedichte zum Thema Österreich. Solche hatte sie genug geschrieben. Schließlich verabschiedeten wir uns. Wir sollten uns als ganze Familie erst im Sommer 1945 wiedersehen. Bis dahin würde einiges passieren. Papa und Mama würden verhaftet werden und bis Kriegsende im Gefängnis sitzen, Otto würde flüchten müssen und würde zu mir in die Schweiz kommen und mit mir wieder nach Österreich zurückgehen, in das damals noch von den Deutschen besetzte Land, vieles würde noch geschehen, und dann würden wir auf einmal statt einer Besatzungsmacht vier davon haben. Aber doch andere, solche nämlich, die unser Land wieder anerkennen würden. Und schließlich, im August 1945, würden Otto und ich nach Wien fahren mit einem alten Auto Marke Steyr aus Tirol und würden Mama und Papa in der Osterleitengasse wiedertreffen. Und wir würden es alle überstanden haben, und sogar ein etwas beschädigtes und leicht verstaubtes, aber trotzdem schönes Österreich würde es wieder geben. Fast würde man dann sagen können: Ende gut, alles gut. Aber doch nicht ganz, denn der Dr. Schlesinger aus der Osterleitengasse und der Sektionschef Rappaport und der Helmut Jörg vom Freikorps, und der..., sie alle waren Hitlers Traum und Vorstellung vom Tausendjährigen Reich aller Deutschen, das Österreich in sich aufsaugen sollte, zum Opfer gefallen.

Eindrücke 1945-1954

Am Tag des Waffenstillstandes sass ich allein im Garten des Hauptspitals in Apolda/Thüringen. Ich war gelähmt, konnte nicht gehen, bloss auf dem Hintern am Boden umherrutschen. Das Spital hatte einen Rollstuhl älterer Bauart, mit drei Rädern, eines weit vorne, sehr stabil, und Handstangen zur Fortbewegung. Ihn borgte ich häufig aus, fuhr in die Stadt, in die umgebende Hügellandschaft. Mein Zustand machte mir keine Sorgen. Ich nahm an, ohne viel darüber nachzudenken, dass ich den Rest meines Lebens im Rollstuhl verbringen würde. Das störte mich nicht, freute sogar den Bücherwurm in mir: endlich Ruhe zum Studium.

Am Tag des Waffenstillstandes war ich auf eine merkwürdige Weise bedrückt. Eine Missbildung der Geschichte war beseitigt worden – so haben viele Menschen das Ereignis beschrieben. Aber das Traurige an der Sache ist, dass das Böse nicht bestehen kann ohne das Beste, was die Menschen zu bieten haben. Scheitert es, dann sind grosse Opfer nicht nur vergeblich gewesen, sie werden auch noch verflucht. Nicht, dass ich damals so gedacht hätte – der Krieg, die Nazizeit waren für mich Unbequemlichkeiten, nicht moralische Probleme. Ganz unberührt liessen mich die Ereignisse aber anscheinend doch nicht.

Mein Zustand verbesserte sich wider Erwarten, und am Ende des Jahres wankte ich mit zwei Stöcken in der Stadt umher. Ich besuchte Restaurants, Kinos, Theater, die Oper, Gesangsabende (Peter Anders zum Beispiel, mit einer Reihe wohlbekannter Lieder). Nach dem Einmarsch der russischen Besatzungstruppen verhandelte ich mit Soldaten, tauschte meine Wehrmachtsuhr um, erhielt Geld und eine andere Uhr, nochmals Geld und eine noch billigere

Uhr. Diese tauchte ich vor den Augen des letzten Käufers in ein Glas Wasser, und siehe da, sie lief noch immer, und ich war um 2'000 Mark reicher. Das war ein Vermögen – ich lebte zwei Jahre lang davon.

Gelegentlich war ich zu müde, um von meinen Ausflügen ins Spital zurückzukehren. Ich übernachtete dann auf der Strasse, auf einer Wiese, in einem Hauseingang. Versäumte ich den Torschluss, was oft genug der Fall war, dann schlich ich mich um das Spital herum, öffnete ein Fenster im Erdgeschoss, stieg hinein und wanderte in tiefer Finsternis durch Korridore und einen Turnsaal mit Geräten zu meinem Bett. In nüchternem Zustand war die Sache nicht leicht; ich rannte in Hindernisse, stolperte, fiel zu Boden. Angeheitert hatte ich nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Ich war zwar gelähmt und ungeschickt, aber ansonsten kerngesund. Der Aufenthalt im Spital begann mich zu langweilen. Ich besuchte den Bürgermeister von Apolda und bot ihm meine Dienste an. Ich wurde Unterhaltungsmeister und Chef eines Kindergartens. Ich schrieb – in Versen – Märchenstücke mit vielen kleinen Rollen für die Kinder und einigen grösseren Rollen für Schauspieler und Sänger vom Stadttheater Weimar. Ohne Kenntnisse, aber mit grosser Selbstsicherheit gab ich meine Anweisungen bei den Proben. Ich bewarb mich auch um ein Stipendium an der staatlichen Musikhochschule Weimar. Noch heute erröte ich, wenn ich an meine Aufnahmeprüfung denke: ein «Oh schmölze doch. . .», so verinnerlicht, dass der Schlaf die einzig richtige Reaktion darauf war, eine schmalzige Fassung von «Einst spielt ich mit Szepter...», ein lauter Zwerg und ein Comic-strip-Erlkönig («er ist ein grosser Naturalist», sagte die Frau von Walter Maria Hauschild, dem Gesangslehrer der Schule). Ich bekam das Stipendium, verliess das Spital, zog nach Weimar und begann mit meinem Studium.

In dieser Zeit, unmittelbar nach dem Krieg, war es schwer,

eine Wohnung oder ein Zimmer zu finden. Alle verfügbaren Räume, selbst Abstellräume und Kellerlokale, wurden staatlich erfasst und beschlagnahmt. Um einer solchen Beschlagnahme zu entgehen, bot mir ein Metallhändler einen Platz in seinem Keller an. Da schlief oder studierte ich auf einem Metallbett, inmitten rostiger Öfen, beleuchtet von einer einsamen Birne, die an einem langen Draht von der Decke hing. Schuhe der Passanten über der Kellerluke waren die einzige Aussicht, die ich hatte. Das störte aber weder mich noch, anscheinend, die heissgeliebte Dame, die gelegentlich bei mir wohnte und mich eines schönen Tages, umgeben von Spinnen und Kellerasseln, verführte, ohne auch nur einen Augenblick lang meiner blendenden Erklärung der Kantischen Kritiken zuzuhören.

Ich las Theaterstücke, Biographien von Schauspielern, Kierkegaard, ich besuchte Dichterlesungen, Theaterproben, Opernaufführungen, Konzerte, ich nahm teil an den Reisen der Schüler des *Weimarer Instituts zur Methodologischen Erneuerung des deutschen Theaters* – ein Zug brachte uns von Stadt zu Stadt, wir sahen die wichtigsten Aufführungen und diskutierten sie hinterher, in Gegenwart der Zuschauer, mit dem Regisseur und den Schauspielern. Es gab viele antifaschistische Stücke, aber sie waren kaum zu unterscheiden von älteren Stücken über die heldenhaften Taten illegaler Nazis in Österreich. Die Parolen waren anders, die Uniformen waren anders, der ideologische Schwefel war anders – sonst war kein Unterschied zu sehen. (Das scheint ein allgemeines Phänomen zu sein. Zum Beispiel verteidigen professionelle Aufklärer ihre Glaubenssätze auf dieselbe dumpf-naiv-aggressive Weise wie die schlimmsten Faschisten, und der Gesichtsausdruck eines kritischen Philosophen, der einen renitenten Ungläubigen vor sich hat, ist vom Gesichtsausdruck eines faschistischen Intellektuellen in derselben Situation nicht zu unterscheiden. Es gibt wunderbare Ausnahmen wie etwa Lessing

oder Voltaire, die wir zwar nicht sehen, aber lesen können – doch sie sind selten.) Interessant also war dieses Leben und liebenswert meine Freundin – aber ich fühlte mich nicht wohl. Wie es so meine Art ist, ging ich der Sache nicht auf den Grund, sondern wechselte den Schauplatz: Ich kehrte zurück nach Wien.

Vor dem Krieg hatte ich mein Leben im Detail geplant: Studium von Astronomie und Oper, Doppelberuf, Sänger abends (Schurken wie Scarpia, der mir ungemein gefiel, oder Buffopartien wie van Bett – auf den Unterschied zwischen Bariton und Bass liess ich mich gar nicht erst ein), Astronom bei Nacht, Künstler und Gelehrter in einem. Vor dem Krieg hatte ich schon die ersten Schritte in dieser Richtung unternommen. Ich kannte die Grundlagen der theoretischen und der praktischen Astronomie, war Mitarbeiter der Schweizer Zentralstelle für Sonnenforschung, hatte Gesang studiert mit Kammersänger Adolf Vogel von der Staatsoper. Jetzt war ich meiner Sache nicht mehr so sicher. Ich belegte Geschichte, Soziologie und verwandte Fächer. Nach einem Semester kam mir das kalte Grausen, und ich wechselte zurück zu Physik, Mathematik und Astronomie. Der Kontrast war gewaltig – es war, als sei ich aus feuchten, dunklen und endlos widerhallenden Gewölben ans helle Tageslicht getreten. Von nun an war das Institut in der Boltzmannngasse meine zweite Heimat.

Dort lernte ich viele Studenten kennen, die meine Interessen teilten, das heisst Wissenschaften (also Physik und Mathematik – die Biologie, die Psychologie und andere traurige Gebiete waren für uns keine Wissenschaften), Künste, Philosophie. Wir hatten aber unsere eigenen Auffassungen von der Natur dieser Dinge. Die akademische Philosophie langweilte uns oder brachte uns zum Lachen mit ihren naiven Erklärungen. Wir wanderten von Veranstaltung zu Veranstaltung und machten den Vortragenden das Leben sauer. Selbst am frühen Morgen war man

vor unserer Kritik nicht sicher. Ich erinnere mich noch genau, wie ich, im Jahre 1949, glaube ich, jeden Dienstag morgens um fünf müde und zerschlagen aus dem Bett rollte, um eine Diskussion über Gottesbeweise um sieben mit meinen subtilen Bemerkungen zu bereichern. Viktor Kraft, der Wissenschaftstheoretiker der Universität, verfolgte diese Tätigkeit mit Interesse und äusserte den Wunsch, mit uns mehr systematisch, im Rahmen eines ausserakademischen Seminars zu diskutieren. So entstand der Kraftkreis, eine Art Miniaturfassung des Wiener Kreises. Teilnehmer waren Studenten der Mathematik, Physik, Philosophie und der Ingenieurwissenschaften. Wir luden Gäste ein, zum Beispiel Wittgenstein, der sich zuerst schrecklich zierte, dann aber doch kam, wenn auch eine volle Stunde zu spät. Wir waren Wald- und Wiesenpositivisten mit Ausnahme von Hans Grömm, der den dialektischen Materialismus in unsere Diskussionen einführte. Unser Glauben an die Wissenschaften, und das hiess, wie schon erklärt, an die theoretische Physik, wurde stark strapaziert von Felix Ehrenhaft, der 1949 nach Wien zurückkehrte und seine unkonventionellen Ideen unterstützt von unkonventionellen Experimenten vortrug. «Seid ihr blöd, seid ihr stumm?» rief er uns zu, als wir mit offenen Müulern schweigend dasassen. Wir nahmen die Herausforderung an, gründeten eine Gesellschaft zur Rettung der theoretischen Physik, entdeckten, dass sich die Experimente nicht so leicht aus der Welt schaffen liessen, gaben aber unseren festen Glauben nicht auf. Wir haben von diesen Abenteuern viel mehr profitiert als von akademischen Vorlesungen. Leider ist es heute kaum mehr möglich, so lässig, dafür aber so gründlich zu lernen. Um Geld und Ruf besorgt, überlasten die Universitäten Lehrer und Schüler mit Prüfungen, und fürs Denken bleibt keine Zeit. Angst und Duckmäsertum haben die skeptische Unverfrorenheit verdrängt, mit der wir der Welt entgegentraten. Es ist

merkwürdig, wenn auch vielleicht nicht ganz unerwartet, dass eine Philosophie mit dem vielversprechenden Namen Kritischer Rationalismus die Leibphilosophie dieser Misere geworden ist.

Ich wohnte damals bei meinem Vater in unserer alten Wohnung in der Nähe der Schmelz. Mein Vater, seit Jahren Witwer, wollte wieder heiraten und annoncierte in der Zeitung («Reifer Beamter, gebildet, sucht verständnisvolle Gefährtin – Ehe nicht ausgeschlossen»). Das Ergebnis war überwältigend: über 800 Briefe. Ich ordnete die Briefe nach Besitz, Kochkunst, Stil, Schriftbild, vereinbarte Zusammenkünfte und schickte meinen Vater dreimal in der Woche auf die Reise. Er kam zurück mit vollem Magen, leicht benommen von den reichen Weinen, den die Damen ihm serviert hatten, aber zu Tränen gelangweilt. Immerhin hatte einer von uns dreimal in der Woche eine gute Mahlzeit und einige Stunden in einer warmen Stube. Zu Hause war es kalt, fünf Grad im Winter, ich studierte, in viele Decken gehüllt, und trank ab und zu ein Glas heissen Wassers. An der Universität war es nicht viel wärmer, es gab dort aber zu Mittag eine Suppe oder eine Tasse Schokolade. Dennoch wanderte ich bis am späten Abend in der Stadt umher, zu Vorlesungen, Konzerten, Diskussionen, Operaufführungen, Theaterstücken, begleitete eine Freundin mit der letzten Strassenbahn nach Floridsdorf und sank gegen zwei Uhr müde, aber glücklich in mein Bett. Ich begann auch wieder zu singen, bei Anton Tausche, einem bekannten Liedersänger. Der Aufbau einer Stimme hat viel gemeinsam mit dem Aufbau eines Denkstils. Der Sänger, der >Denker< ist ein Mensch voll von Fehlern, durchsetzt von abgerissenen Gedanken, vagen Erinnerungen, gestaltlosen Gefühlen, gute Vorsätze beginnen in ihm und sterben wieder ab, Müdigkeit, Ärger, Ängste trüben seinen Blick. Er bemüht sich. Er singt Skalen oder löst Gleichungen, und, siehe da, eines schönen Tages, ganz unvermutet, ist da

ein Ton oder eine Idee von einer Vollkommenheit, die dem Zustand des Produzierenden krass widerspricht. Wie kann ein so verwirrtes Wesen einen so strahlenden Ton, eine so klare Idee erzeugen? Im Denken ist mir dieses Phänomen nicht begegnet, wohl aber im Gesang, und auch da nur vorübergehend: Mir fehlten die Beständigkeit und die Zeit zur systematischen Arbeit. Damals begann nämlich jene Reihe von Zufällen, als deren Ergebnis ich heute hier in Berkeley sitze, in einem kleinen Haus am Rande eines steilen Hügels, mit Blick über San Francisco, die Bay und den Pazifischen Ozean dahinter.

Es begann mit Maria Blach, später Maria von Pronay, Studentin der Mathematik, Sekretärin und Talentscout für das Österreichische College, leider viel zu früh verstorben. Im Jahre 1948 lud mich Maria zu den Alpbacher Hochschulwochen ein – ein Paradies für einen intellektuellen Abenteurer wie mich, ein Paradies aber auch für einen Romantiker, denn schöne und elegante Frauen gab es in Alpbach genauso wie kluge Herren – und dazu noch viele verführerische Wiesen und Waldwege. Das Österreichische College und die Alpbacher Hochschulwochen, diese einzigartige Schöpfung von Otto Molden und seinen Mitarbeitern, haben im Leben vieler Menschen meiner Generation eine wichtige Rolle gespielt. Hier kamen wir mit den hervorragendsten Vertretern der Künste und Wissenschaften aus allen Ländern zusammen, hier lernten wir aus erster Hand, was es heisst, in einem freien Land zu leben und politische Probleme genauso frech und unbefangen zu behandeln wie Probleme der Malerei, der interstellaren Materie oder der Existenz Gottes. Der Kontrast mit unserer Einstellung war zwar nicht *sehr* gross, denn wir waren jung, hatten den Nazismus nur im Krieg erlebt und hielten sein Elend für das Elend von Kriegen überhaupt. Auch trennte uns unser Interesse an den Naturwissenschaften von Leuten, die mehr an «spirituellem Dingen interes-

siert waren wie Blut und Boden. (Ich selbst war noch weiter gegangen – für mich war die Verrücktheit der Zeit einfach die Verrücktheit aller Menschen. «So sind eben die Erwachsenen», dachte ich mir im Jahre 1938, als fast jedermann mit erhobener Hand herumlief und mich zum Mitschreien aufforderte, «sie regen sich über unwichtige Dinge auf und stören mich beim Studium der Funktionentheorie.») Jetzt sahen wir, dass es ganz andere Typen gab, Leute, die auch die dunkleren Bereiche der menschlichen Existenz auf unverschämt-rationale Weise behandelten, und mit verdoppelter Energie wandten wir uns gegen jene, die sich weiterhin hochtönender, aber leerer Phrasen bedienten. Rational zu sein war damals für uns eine Lebensfrage, denn der Kontrast war gar zu offenkundig. Leider ist inzwischen auch der Rationalismus zu einer Sammlung leerer Schlagworte entartet – es gibt eben keinen Standpunkt, der *ein für allemal* Klarheit, Einsicht und Menschlichkeit bringen kann. Als Vertreter des College reiste ich nach Dänemark, Schweden, Norwegen. Etwas später bekam ich ein Stipendium des British Council, verbrachte ein Jahr in London, erhielt ein Angebot als Assistent an der berühmten London School of Economics und Political Science, zog aber mein weniger geregeltes (und leider auch viel weniger gut bezahltes) W'iener Leben vor. Zum zweitenmal klopfte ein akademischer Beruf an meine Tür: Elizabeth Anscombe schickte mir die Notiz einer freien Stelle für Philosophie in Oxford. Diesmal war ich in einer mehr experimentellen Laune. «Warum nicht?» sagte ich, bewarb mich um diese und zwei andere Stellen, erhielt eine bezahlte Dozentur in Bristol, wo vor allem die Physiker von Erwin Schrödingers Empfehlung sehr beeindruckt waren, und verliess im Jahre 1955 meine Heimatstadt. In Berkeley bin ich seit nunmehr 25 Jahren und kann mir ein Leben ohne die kräftigen Flüche und Obszönitäten der englischen Sprache kaum mehr vorstellen. Dass ich ein Professor bin, und

gleich an zwei Universitäten, finde ich etwas merkwürdig und eher störend. Wie schön war es doch, als mich niemand kannte und als meine Frechheiten nicht in Titel und (schlechten) Ruf verpackt die Ohren der Zuhörer erreichten. Gelegentlich gelingt es mir, in einem Seminar eine ähnliche Stimmung herbeizuführen wie damals im Kraftkreis, als ich nur einer von vielen Teilnehmern war und nicht der Boss, und dann bin ich sehr glücklich. Auch sind meine Freunde in San Francisco keine Akademiker, sondern Schauspieler, Kellnerinnen, Bartenders, Polizisten – und die behandeln mich einfach wie einen anderen Zweibeiner und nicht wie eine Idee. Meine Erinnerungen aber an die kalte, hungrige und doch traumhaft schöne Zeit als Student in den Wiener Nachkriegsjahren helfen mir sehr bei der Bemühung, trotz der zweifelhaften Segnungen eines akademischen Berufs meine Unbefangenheit nicht zu verlieren.

Ankunft in Österreich

Ich lese solche Bücher gern, aber ich schreibe nicht gern dafür. Das österreichische Wort für Bumerang heisst Wahrheit. (Es zählt zu den betrüblichen Erkenntnissen eines Journalistenlebens, dass Öffentlichkeit vielfach kontraproduktiv ist.) Auch sieht man einem Striptease lieber zu, als ihn selbst zu praktizieren. Überdies verfährt Bewältigungsliteratur oft nach dem Bauprinzip der Sowjetenzyklopädie: Sicher ist nur die Zukunft, die Vergangenheit wird nach Bedarf (um-)geschrieben. Ausser Joachim Fest und Sebastian Haffner ist mir zum Thema Drittes Reich nur wenig untergekommen, was mich an die Wirklichkeit erinnert hätte. Am schlimmsten sind die «Dokumentationen», die nach vierzig Jahren alles besser wissen und uns vor den jungen Leuten dastehen lassen wie eine Herde Esel, die einem bösen Narren gefolgt war. So einfach ist die Weltgeschichte, und so einfach ist es, aus ihr die richtigen Lehren zu ziehen.

Ich vermag meinen Weg vom Reich zu Österreich nicht zusammenhängend zu schildern. Sehr oft wusste ich gar nicht, dass ich unterwegs war. Aber einige Stationen kann ich nennen.

Ich gehe davon aus, dass ich mich «im Reich» befand und nach Österreich erst finden musste. Für mich war das also keine Reise Österreich tour-retour. Ich fühlte mich 1945 nicht befreit, die Sowjetunion erschien mir um nichts besser, nur um einiges klüger als das Dritte Reich, und Stalin hielt ich im Vergleich zu Hitler für den noch Böseren.

Ich war wenig mehr als zwölf Jahre alt, als Hitler in Österreich einmarschierte, und knapp über neunzehn, als

alles vorbei war. Dazwischen lagen sieben Jahre, lag jene Entwicklungsphase, in der man normalerweise seine prägenden Eindrücke erhält. Trotzdem: Ich denke heute überwiegend das Gegenteil von damals, wiewohl ich die Liedertexte jener Zeit noch immer besser kann als die meisten seither.

Mir war am 15. März 1938 nichts verlorengegangen, und dies nicht nur, weil ich erst zwölf Jahre alt war, sondern weil mir Österreich nichts sagte. Die Sozis, das war etwas Fremdes, Grossstädtisches, die Haweh, die Heimwehren, waren ihre Operettengegner, Dollfuss («Ihr Jungen, schliesst die Reihen gut, ein Toter führt uns an!») entging selbst durch seinen Märtyrertod nicht dem Belächeltwerden, Schuschnigg galt als kein «deutscher Mann», obwohl er es oft von sich behauptete. Mein Vater war acht Jahre arbeitslos. Weit und breit war für mich kein Österreich zu sehen.

Wieso war es nicht zu sehen? Die ubi-bene-ibi-patria-Version schied damals mangels bene (Hunderttausende Arbeitslose!) aus, und was sonst in solchen Fällen hilft, der Patriotismus nämlich, wurde im «Staat, den keiner wollte» nicht ausreichend produziert. An dieser Verweigerung war nicht nur die Wirtschaftsmisere schuld, sondern auch die Geschichtslosigkeit von Republikanern, die das zum Unterschied vom Tausendjährigen Reich wirklich tausendjährige Österreich allen Ernstes erst 1918 beginnen lassen wollten! Ein Land mit einem der grossartigsten Lebensläufe der Weltgeschichte reduzierte sich auch mental auf Clemenceaus «l'Autriche c'est ce qui reste». Der Habsburg-Kannibalismus gehört zu den lächerlichsten historischen Phänomenen – undenkbar etwa in den westlichen Demokratien –, er signalisiert aber das Verdrängungspotential des Österreichers, sein Talent zum Austritt aus der Geschichte. Ohne dass ein Volk seine ganze Last auf sich nimmt, gibt es aber keinen Patriotismus. Das rächte sich

auch 1938: Die Ahnengalerie seit 1918 reichte zwanzig Jahre später nicht aus.

Ich meldete mich mit knapp siebzehn Jahren kriegsfreiwillig, in der Sorge, der Krieg könnte ohne meine Teilnahme zu Ende gehen. Meine Motive waren eine Mischung aus Jünger und Hemingway, hätte ich sie damals schon gelesen gehabt. Mein Befund am Kriegsende: Ich glaube behaupten zu dürfen, dass ich auch ohne die Alliierten kein Nazi geblieben wäre; ich war deutscher Kriegsgefangener; mein Österreichbedürfnis reduzierte sich auf Salzburg, auf die Ignaz-Harrer-Strasse 40, wo meine Eltern wohnten.

Salzburg war an sich kein guter Boden für geistige Repatriierung. Aber ich hatte sagenhaftes Berufsglück. Schon 1946 konnte ich in eine Zeitungsredaktion eintreten, mit – wie sich später herausstellte – Vorgesetzten und Kollegen, als wären sie von einer Österreich-Mission ausgesucht worden. In der «Salzburger Volkszeitung» hiess der Chefredakteur Luis Grundner, der Aussenpolitiker Karl Polly, der Lokalredakteur Alfred Adrowitzer: alle drei rotweissrot bis in den Tod, die zwei letzten jahrelang unter Hitler eingesperrt. Ich war einer Denkungsweise wie der ihren nie zuvor so direkt begegnet. Am meisten überraschte mich, dass sie mich überhaupt aufnahmen, mir Beachtung schenkten, denn ihr Schicksal hätte sie durchaus zu schroffer Distanz berechtigt. Ich schrieb in einem weltanschaulichen «Zwischenreich», oft Positionen vertretend, die ich zwar schon für richtig hielt, denen aber noch nicht meine Sympathie gehörte. Kriegsschuld, Moskauer Deklaration, Nürnberger Prozess, Österreichische Nation – endlose Diskussionen nach Redaktionsschluss, der damals noch lag, wo er hingehört: spät in der Nacht. Diskussionen, als ob's ums Leben ginge, und es ging ja auch darum. Nur um 1968 herum dürfte man – wenn auch unter anderen Vorzeichen – so existentiell diskutiert haben wie damals wir. Adrowitzer, Grundner, Polly, sie sind die Paten meiner Austrifizierung,

sie wechselten die Heiligenbilder aus, ohne dass ich es merkte. Seither weiss ich, dass es Gesinnungswandel ohne Selbstaufgabe gibt. Ich war damals «staatenlos», kein Deutscher mehr und noch kein Österreicher.

Die Wiener Regierung notierte bei mir, wie ich heute weiss, unter ihrem wahren Wert. Ich zählte zwar nicht zu denen, die lachten, wenn Bundeskanzler Figl in der Wochenschau auftrat, aber seine Art lag auch mir nicht, das war mir in Sprache und Statur zu niederösterreichisch. Wenn ich mir heute seine Weihnachtsansprache von 1945 anhöre, kommen mir die Tränen, damals hörte ich nicht die Liebe zu Österreich heraus, nicht die rührende Hingabe des Mannes an sein Land – meine Ohren waren von Heroischem verdorben. Da lagen mir der Innenminister Helmer und sein Staatssekretär Graf schon mehr. Viele ihrer Reden, die sie auf dem flachen Lande mitten in der sowjetischen Besatzungszone hielten, richtete ich zu Aufmachern unserer Zeitung ein: in Salzburg, sicher im «goldenen Westen» sitzend, und voll der Bewunderung, dass da zwei Politiker gegen Besatzerunrecht, Vergewaltigung und Terror wetterten, der Bevölkerung durch ihr persönliches Beispiel Mut zusprachen, ungeachtet der Gefahr, in die sie sich damit begaben. Politischer Mut hatte damals einen anderen Anspruch, man riskierte mehr als die Ehrenbeleidigungsklage des politischen Gegners vor dem Bezirksgericht. Mir imponierten Helmer und Graf, ich machte die Erfahrung kämpferischer Österreicher.

Einen gewaltigen Ruck nach Österreich herein holten mich zwei Kroaten, Alfons Dalma und Rene Marcic, beide in den Nachkriegsjahren bei den «Salzburger Nachrichten» gelandet, wo auch ich mittlerweile Redakteur geworden war. Die «Salzburger Nachrichten» unter dem unvergesslichen Gustav Adolf Canaval waren gleich nach 1945 zu einem «Auffanglager» begabter Leute geworden; auch der eben aus dem Hitlergefängnis gekommene Viktor Reimann

schrieb dort seine Leitartikel, auf die es buchstäblich sackweise Leserbriefe regnete. Ich weiss noch genau, was mich an Canaval bis zur Betroffenheit beeindruckte: sein Führungsstil, der eigentlich gar keiner war, sondern aus jener gelassenen Ironie bestand, die in Wiener Zeitungen der Ersten Republik geherrscht hatte; seine gewaltige Bildung, die uns Minderwertigkeitskomplexe in Serie anzüchtete, und sein Österreichertum, von dem zwar jeder wusste, dass es ihm sieben Jahre Dachau eingebracht hatte, woraus er aber keinerlei moralische Ansprüche uns gegenüber ableitete. Wenn je ein ganz grosser, weiser Clown Journalist geworden wäre, so hätte er Canaval geheissen und im Österreichischen Nationalzirkus geschrieben.

Zurück zu den zwei Kroaten Dalma und Marcic. Sie verstanden sich in einer für mich verblüffenden Selbstverständlichkeit als Österreicher. Ihre Helden waren nie der Alte Fritz, Bismarck oder Blücher, sondern schon immer Prinz Eugen, Maria Theresia oder Franz Josef gewesen. Sie bekamen die Gänsehaut bei den richtigen Anlässen, nämlich angesichts jenes grösseren Österreich, das in der Nationalbibliothek ver-dichtet ist, das im Heimweh von Josef Roth bis Manes Sperber und Elias Canetti lebt, dessen Geistesparlamente in den Cafes Central und Herrenhof tagten und das heute auf angelsächsischen Universitäten, in amerikanischen und italienischen Weltverlagen erforscht und gefeiert wird. «Wien, die Stadt, in der die Gegenwart erfunden wurde», heisst eines jener Bücher, die im *Ausland* erscheinen und von jenem grösseren Österreich handeln, dem das zwanzigste Jahrhundert einen beträchtlichen Teil seiner Geistigkeit verdankt. Aus jenen Zeiten ragen noch Titanen wie Popper, Hayek, Lorenz zu uns herüber, stossen durch das Nebelmeer unserer Durchschnittlichkeit – bis vor wenigen Jahren hierzulande kaum beachtet, weil schon ihr blosses Erscheinen zu peinlichen Relativierungen führt.

Die zwei Kroaten hatten es nicht leicht, als Österreicher

akzeptiert zu werden; über den Akzent des einen mokierte sich sogar ein Vizekanzler im Parlament, weil zwar das Meidlinger «ell» hoch im Kurs steht, nicht aber der Akzent gebildeter Böhmen, Ungarn, Kroaten oder Slowenen. (Kortner sagte über diesen Zustand: «Die rabiate Entartung dessen, was man früher einmal Mundart nannte.») Das grössere Österreich war mein Einstieg ins kleine Österreich; nicht die Sehnsucht nach «Kaiser und Reich», sondern die Einsicht, dass auch Völker Chromosomen, Gene, Erb-anlagen haben, die sich in Jahrhunderten herausbilden und durch Gebietsverlust nicht völlig zu liquidieren sind. Die zunehmende Gewissheit vom österreichischen Genius half mir heim nach Österreich; der Wohlfahrtsstaat allein hätte mir nicht genügt, wengleich ich ihn sehr schätze. Ganz im Musilschen Sinne – man traut sich ja diesen schamlos benutzten Dennoch-Nationalheiligen kaum noch in den Mund zu nehmen – steht Österreich zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit. Die Möglichkeit, das sind die Talente, die Wirklichkeit ist das Amalgam aus Nomenklatura, Wiener Vorstadt und Alpenglüh.

Ich als Salzburger werde es wohl sagen dürfen: Österreicher kann man nirgendwo besser werden als in Wien; ohne Wien wäre ich kein Österreicher geworden. Wer nie in dieser Stadt gelebt hat, der kann zwar österreichischer Staatsbürger sein, sich für einen Österreicher halten, aber er weiss nicht wirklich, was das ist. Ich übersiedelte 1954 von Salzburg nach Wien und brauchte viele Jahre, bis mir der Knopf aufging. Zum Glück lernte ich nicht erst das Wohlstandswien kennen, sondern noch die arme, geschundene, schäbige, alleingelassene Vierzonenstadt. Du magst die ganze österreichische Literatur auswendig können, du kennst sie nicht, wenn du sie nicht in Wien gelesen hast. Der Wiener Arthur Schnitzler hat geschrieben, dass alle Völker schrecklich sind, nur dieser oder jener Mensch darunter ist herrlich. Wie dieser Satz auf Wien passt! Aber die Herr-

lichen, die es da gibt! Die besten darunter sprechen sogar Hochdeutsch bzw. dessen Steigerungsform: das Hochösterreichische. Das beliebte «Nationalspiel»: Tausche das Burgenland gegen Südtirol, Vorarlberg gegen Triest usw. usw., kann mit allen wunderschönen Bestandteilen unseres Vaterlandes gespielt werden – mit Ausnahme von Wien. Wien ist theoretisch ohne Österreich denkbar, die heutige Republik hat die Schrumpfung auf einen Bruchteil der seinerzeitigen Monarchie gut überstanden – aber der Verlust Wiens wäre das Ende Österreichs. In der Welt würden sie dann fragen, wo jetzt Österreich liegt. Was diese Einmaligkeit ausmacht? Dass alles stimmt, was man dieser Stadt nachsagt, im guten wie im bösen, ihre Unerträglichkeit wird nur noch von ihrer Erträglichkeit übertroffen. Wenn ich in der Nacht vom Hof des Deutschordenshauses den Stephansturm sehe, tut mir der Rest der Welt leid. Ich bin zu Hause in diesem Land, nirgendwo lieber, und ich weiss, dass uns – bei allem Respekt – von den Deutschen mehr trennt als die gemeinsame Sprache: Früher stand der Maria-Theresien-Orden gegen den Prinzen von Homburg, und jetzt sind es die mentalen Lichtjahre, die zwischen dem Anspruch «ich darf. . .» und dem Kompliment «ich erlaube mir ...» liegen.

Ein Umweg

Die schönste Zeit, an die ich mich erinnere, kam nach dem Ende des Alptraums: der Sommer 1945.

Mit meinem Schulkollegen Frieseke stieg ich in verstümmelter Uniform vom Gaisberg herunter und kehrte nach Salzburg in mein Elternhaus zurück. Oben im Wald, wo wir übernachtet hatten, lagen vier Hosenröhren, mit dem Dolch oberhalb der Knie abgetrennt, ferner unsere Waffenröcke und die übrigen Trümmer unserer militärischen Existenz. Es war Anfang Mai, als wir vorsichtig, als notdürftige Zivilisten, in die von Amerikanern besetzte Stadt einzogen.

Das Stilleben unserer Kriegsausrüstung ist auf dem Gaisberg in allen Ehren vermodert.

Zum «Arbeitsdienst» verurteilt, waren wir zuletzt in Judenburg gewesen, ohne je mit dem Spaten zu hantieren. Ich erinnere mich noch an einen Offizier, einen dekorierten Kriegsnarren, dem man in Russland ein Bein abgeschossen hatte, was ihn nicht daran hinderte, mit Hilfe von zwei Krückstöcken herumzuhüpfen, während wir zu seinen Rufen «Los, Männer! Los, Männer!» mit Sturmgewehren und Handgranaten vor ihm auf dem Boden dahinkrochen: und das im April 1945!

Ausgebildet in der Panzerabwehr, waren wir mit sogenannten Panzerfäusten den Russen entgegenmarschiert, vor denen uns zum Glück der Waffenstillstand bewahrte.

Auf der Flucht nach Salzburg wurden wir von Amerikanern eingefangen. In Ischl sah ich meinen ersten Neger in Fleisch und Blut. Als die Fahrzeugkolonne, die uns ins Gefangenenlager transportieren sollte, unterhalb des Nocksteins zum Stillstand kam, war es schon dunkel.

Frieseke und ich sprangen ab und wälzten uns ins Gebüsch. Wir glaubten schon frei zu sein, da stöberten wir aus Versehen einen US-Soldaten auf, der dort mit seinem Mädchen lag. Er beleuchtete uns mit einer Taschenlampe, setzte seine Maschinenpistole auf uns an, sprach im Übrigen fließend deutsch. Vermutlich hatten wir es nur der Gegenwart des Mädchens zu verdanken, dass er uns einfach laufen liess, nachdem ich ihm, vor der Maschinenpistole zitternd, gesagt hatte, wir wohnten ganz in der Nähe, wollten nur heim zur Mutter.

Nach kurzem Aufenthalt in unserem Haus machte sich Frieseke auf den Weg nach Ostdeutschland, wo für ihn das zu finden war, was man immer noch Heimat nannte. Ich habe nie wieder von ihm gehört. Vielleicht wurde er Funktionär der DDR, vielleicht Mitläufer oder Dissident – was liegt daran?!

Ich weiss nicht, ob der Sommer 1945 tatsächlich so aussergewöhnlich warm und schön war, wie er in meiner Erinnerung lebt. Wenn man jung ist, und vielleicht später im Alter, geht nichts über das Glück einer anarchischen Existenz. Wem ist es schliesslich vergönnt, die Welt seiner Eltern und Erzieher zertrümmert vor sich zu sehen? Die Nachteile zeigen sich erst später.

Man muss sich vorstellen, was es für mich bedeutete, dass der ganze Erziehungsapparat, der mich als Kind bearbeitet hatte, das ganze Zwangssystem mit seinen Ertüchtigungen und Idealen, mit einem Schlag aufgehoben und als Verbrechen gebrandmarkt war: Ein ungeheures Freiheitsgefühl erfasste mich, eine Art Rausch, eine wilde Schadenfreude über den Untergang der Erwachsenen. Ich gönnte ihnen das Debakel von ganzem Herzen, und dabei nahm ich mich selbst aus, weil ich doch als Kind, unschuldig, wie ich glaubte, in diesen öffentlichen Ausbruch des Wahnsinns hineingeraten war. Erst nach zwei Jahrzehnten wurde mir langsam klar, dass diese Rechnung nicht aufgehen konnte.

Zunächst aber kam es mir nur darauf an, mich auszuleben und die Ohnmacht der Behörden, des Elternhauses und der Erzieher zu genießen.

Die Badeanstalt Leopoldskron, wo ich mich als Mitglied des «Schwimmclubs Wiking» während des Kriegs am wohlsten gefühlt hatte, war von Bomben verwüstet worden. Es handelte sich um einen alten Holzbau aus der Monarchie, sozusagen ein Pfahlbaudorf, das auf Pfosten weit in den Teich hineingebaut war, und zwar in Form von drei rechteckigen Bezirken, dem Herrenbad, dem Damenbad und dem Familienbad, getrennten Abteilungen, die allerdings schon vor meiner Geburt, beim Zerfall der alten Moral, zusammengewachsen waren, wobei sich der alte Dameneingang längst geschlossen hatte.

Diese Badeanstalt nun, mit ihren altmodischen Winkeln und halb verfaulten Brettern, mit ihren Moosen und schlüpfrigen Planken, mit den Hunderten von Bohrlöchern in den Kabinenwänden, die, nach Entfernung eines Papierpfropfs, den Blick auf hinabgleitende Dessous freigeben sollten, war für mich eine Art Jugendparadies, das mich bis in meine Träume verfolgte. Deshalb versuchte ich noch im Sommer 1945 dort zu baden, gleichsam in den Trümmern meiner Pubertät, wo noch Reste des alten Laufstegs, ja sogar Wasserstiegen und einzelne Kabinen aufrecht standen, frequentiert von einigen wenigen unverwüstlichen Anhängern dieses Schwimmbads, die dort auf den Holzruinen lagen und auf Max Reinhardts halb zerstörtes Schloss und die umliegenden Bombenkrater hinüberblickten.

Später aber hielt ich mich an die drei Salzachseen, die beim Autobahnbau entstanden waren, insbesondere an den in Anif, wo die Königsseeache vorbeifloss, die dort über ein Wehr hinunterschäumte und den sportlich Geübten Gelegenheit für verschiedene Kunststücke bot, die vor den Augen der Mädchen ausgeführt wurden. Wir erreichten

diese Orte mit dem Fahrrad, wobei Reifen, Ketten, Sättel und dergleichen in desolatem Zustand waren, so dass wir, als geübte Mechaniker, unsere Werkzeuge und Ersatzteile stets bei der Hand haben mussten.

Ich erinnere mich nicht, dass irgendwer von uns die Besetzung durch fremde Truppen oder gar den Untergang des sogenannten Reichs bedauert hätte. Wir waren eine Bande von 17jährigen, skrupellos, ausgebildet in allen Arten von Nahrungs- und Materialdiebstählen und politisch völlig desinteressiert. Wenn im Kino die neuen österreichischen Politiker auftauchten, brach bei den Jugendlichen Gelächter aus. Offensichtlich machte man sich kaum Gedanken darüber, dass etliche dieser Männer aus Konzentrationslagern kamen, und war im Übrigen erleichtert, den hysterischen Kriegstreibern und Blutaposteln entkommen zu sein.

Im Herbst 1945 trat ich in die siebente Klasse meiner Schule ein, die jetzt wieder Realschule hiess, nachdem sie sich als «Oberschule» prostituiert hatte. Über den Un- und Irrsinn, der dort sieben Jahre lang gelehrt worden war, wurde, nach dem Urväterbrauch der Reinhaltung des Nestes, kein Wort verloren. Autorität bleibt Autorität.

Kurz nach meinem Abgang nannte sich die Schule dann – ich weiss nicht wie: jedenfalls aber waren diese windigen Namenswechsel ein böses Omen, das nicht nur das Ende der k.u.k. Realschule ankündigte, sondern auch den Niedergang einer der solidesten Traditionen des 19. Jahrhunderts, die ich als das einzig Stichhaltige und Nachprüfbar erlebte, was die Erwachsenen zu bieten hatten: ihre mathematischen und technischen Fähigkeiten.

Einige Jahre lang stiegen wir – und damit meine ich eine Gruppe von letzten Realschülern und angehenden Technikern samt weiblichem Anhang – nach Weihnachten zu einer verlassenen Almhütte hinauf, die wir jeweils eine Woche lang bewirtschafteten.

Nur noch die wenigsten können sich vorstellen, wie angenehm man damals Schi fahren konnte; «angenehm» in meinem Sinn, also ohne die absurden Ausrüstungen, die von Geschäftemachern erfunden wurden, ohne die ekelhaften Quartiere und Gaststätten, wo die Touristen gemolken werden, und vor allem ohne die Menschenmassen, die man mit unzähligen Schöpfrädern auf die Gebirge schaufelt. Damals waren sie, Gott sei Dank, noch betäubt, halb verhungert und halb verprügelt, noch nicht in Fahrt gekommen, weil finanzielle und technische Mittel fehlten, um ihre Impertinenz wieder in Gang zu setzen.

Ich war ein passionierter Schifahrer. Wo es möglich war, vermied ich die ausgefahrenen Pisten. Das eigentliche Vergnügen bestand für mich darin, mich mit einer verschneiten Berglandschaft auseinanderzusetzen, durch die ich zuerst, mit Hilfe von Seehundsfellen, in möglichst dem Gelände angeschmiegt Kurven hinaufstieg, die Abfahrtsroute erwägend, die sich, infolge der Differenz der Geschwindigkeiten, von den Aufstiegsspuren völlig lösen musste. Am schönsten fand ich die Abfahrt über steile Tiefschneehänge, die locker von Bäumen und Baumgruppen bestanden waren, zwischen denen ich eine Kurve hinunterzog. Worauf es ankam, war das Wechselspiel zwischen dem Körper und den Hängen, Schneisen und Hohlwegen, das Spiel mit den Überraschungen des Geländes und den sich wandelnden Schneeformationen, deren Unberechenbarkeit die verschiedensten Reaktionen herausforderte.

Ein Vergleich dieses Spiels mit den heutigen Pistenfahrten bringt alles, worauf es mir ankommt, zum Vorschein, lässt sich auf alles übertragen, was man seither aufgebaut hat, sei's an den Wohn- oder Arbeitsstätten, sei's auf den Freizeit- oder Sportplätzen, wo man überall den direkten Kontakt und die Auseinandersetzung mit der Welt durch einspurige Routine auf abgeschirmten und abgesicherten Routen ersetzt hat.

Aus diesen Gründen beschloss ich, für das, was die anderen Wiederaufbau nannten, keinen Finger zu rühren. Der Wiederaufbau, so sagte ich mir, ist ein kostspieliger Umweg zur nächsten Abfallgrube.

Das Studium an der Technischen Hochschule in Graz, das ich 1947 begann, war nun zweifellos der verkehrte Weg für einen, der keinen Finger rühren wollte. Dies zeigte sich zunächst darin, dass mich alles Praktische, alle Maschinenzeichnungen und Festigkeitsberechnungen, abzustossen begannen. Ich versenkte mich in zweckfreie Ableitungen und Theorien von abstrakter Schönheit.

Und gleichzeitig begann ich, Bücher zu lesen. Da fand ich nun Autoren wie Trakl, Hölderlin, Nietzsche und Poe – und es wurde mir mit einem Schlag klar, dass ich hier auf die bittersten Feinde dessen gestossen war, was sich rings um mich abspielte. Und wenn man vorgab, diese Dichter zu achten, so zählten solche Behauptungen zu den zahllosen Täuschungsmanövern, mit denen Leute des Wirtschaftswunders, der sozialen Sanierungen und des Geistvertriebs ihre Machinationen verschleiern. Wenn sie durch eine Art spiritistischen Wunders plötzlich gezwungen würden, diese eingesegneten Autoren, deren Schriften sie niemals zur Kenntnis genommen haben, leibhaftig kennenzulernen oder gar bei sich zu empfangen, so käme es zu Skandalen mit Verbalinjurien und Fusstritten.

Ich begann also, den Weg einzuschlagen, auf dem ich, wie ich glaubte, keinen Finger für den Wiederaufbau rühren musste, den Weg der Literatur, die nach dem Wort eines modernen Meisters eine fremde Sprache innerhalb der Muttersprache erfindet, einen Fluchtweg zwischen den Trampelpfaden, den wilden Zickzack-Kurs eines Deserteurs oder den Irrweg in verhexte Labyrinth.

Nach meinem Abgang von der Technischen Hochschule und meiner Übersiedlung nach Wien begann ich in diesem Sinn zu dichten, schrieb Gedichte mit abwegigen und

entlegenen Bildern, an die ich mich nur ungefähr erinnern kann, weil ich sie später verbrannte. Da meine Vorbilder ein halbes Jahrhundert zurücklagen, hatte ich wenig Bedürfnis, mit Zeitgenossen in Beziehung zu treten. Vielleicht können Aufzeichnungen aus dem Jahr 1959 meine damalige Stimmung verdeutlichen:

«Dieses neue Erlebnis (die Dichtung Trakls) verstörte die ganze oberflächliche Betriebsamkeit, mit der ich auf eine Karriere als Ingenieur zugesteuert war. Ich fiel in eine unglaubliche Faulheit. Ein heftiger Ekel auf das moderne Leben packte mich. Ich las Gedichte, ich eroberte eine poetische Traumwelt. Der Betrieb der Grossstadt erschien mir bald narrenhaft und grotesk, bald dämonisch und böse. Dieses phantastische Ineinander und Durcheinander von Tätigkeiten war nur Mittel zum Zweck, und der Zweck, das eigentliche Leben, kam auf absurde Weise zu kurz. Zu solchen Erkenntnissen kam das andauernde Staunen darüber, dass dies alles wirklich war, dass ich selbst mitten darin existierte. Ich wusste, dass es mir von nun an unmöglich war, ein unbefangenes Leben als Glied der Gesellschaft zu führen. Germanistik und Anglistik (die Fächer, die ich neuerdings an der Universität inskribiert hatte) erschienen mir noch sinnloser als die technischen Wissenschaften. Es war mir unmöglich, den Vorlesungen zu folgen. Ein Hass auf die Universitäten ergriff mich, der ganz fruchtlos war, wenn man die Leblosigkeit dieser Anstalten bedenkt. Ich war wie gelähmt. Im Innersten spürte ich, dass meine literarischen Anstrengungen fruchtlos blieben. Und rings um mich werkte und dröhnte die verlotterte Metropole, eine überdimensionale Maschine, >ein echtes perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle< (Novalis?), die keinen anderen Zweck mehr erfüllte, als sich selbst in Gang zu halten.»

Ernst Jüngers Tagebuch «Strahlungen» machte damals auf mich grossen Eindruck. Ich schrieb dem berühmten, jedoch

in Misskredit geratenen Autor einen Brief, dem ich offenbar einzelne meiner wirren Gedichte beilegte. Er antwortete:

14 b Wilflingen über Riedlingen

Sehr geehrter Herr Amanshauser,

Ihren Brief habe ich erhalten. Die Gedichte gefielen mir gut. Vielleicht sollten Sie nicht zu einsam hausen, und ich habe nachgedacht, welchen von meinen Wiener Freunden und Bekannten ich Ihnen empfehlen könnte zur Aussprache. Ob der jüdische Dichter Hermann Hakel Ihnen etwas zu sagen hätte? Ich könnte es mir vorstellen. Er wohnt Stumpergasse 5/13. Auf alle Fälle wünsche ich Ihnen Gutes für das Jahr 1951, das vor der Tür steht.

Ihr Ernst Jünger

Ich zitiere wieder aus den Aufzeichnungen 1959: «Daraufhin besuchte ich die Nationalbibliothek am Josefsplatz und liess mir die Schriften Hakels bringen. Die Lektüre seiner Gedichte verstimmte mich so sehr, dass ich beinahe nichts weiter unternommen hätte . . . Ich schrieb an Hakel einen Brief, dem ich vermutlich wieder meine merkwürdigen Dichtungen beilegte. Hakel, der sich damals mit grossem Eifer der jungen Autoren annahm und deshalb noch viel verwirrtere Verse gewohnt sein musste, sandte mir eine freundliche Einladung, ihn zu besuchen. Zu Anfang des Jahres 1951 betrat ich eines der hässlichen Mietshäuser in der Stumpergasse. . . Ich fand an der Tür den Namen Hakel mit der Überschrift >Lynkeus<, dem Titel einer Zeitschrift, die er damals herausgab. Eine aussergewöhnlich dünne, schwarzhaarige Frau mit klugen Augen, freundlich, doch sonst nicht sehr anziehend, stellte sich mir als seine Frau vor und führte mich in ein vernachlässigtes Zimmer, das schlecht möbliert und mit Büchern vollgestopft war. Dort fand ich einen jungen Mann, der sich offenbar, nach seinem ganzen Habitus zu schliessen, genau wie ich in der Dichtkunst versuchte und mit dieser Sorge zu

Hakel gekommen war. Es war der Lyriker Buchebner, der sich später erschoss.»

Auf diesem merkwürdigen Umweg war ich also an den Punkt gekommen, wo sozusagen die Falle zuschnappte. Und Hakel konnte damit beginnen, mir langsam die Vorstellungen auszureden, die ich mir über die Dichtkunst gebildet hatte. Er überredete zwar nach und nach meine Grosshirnrinde, doch ins limbische System sind seine Argumente bis heute noch nicht eingedrungen.

Als die Freiheit anfang

Mein Vater desertierte von der Strafkompagnie der Organisation Todt und überlebte die letzten Kriegsmonate als U-Boot in Wien. Ich selbst hatte nicht den Status eines Deserteurs, eher den eines Wehrdienstverweigerers, ich rückte einfach nicht ein. Von einem SS-Werbelager kehrte ich als einziger Nichtfreiwilliger zurück und wurde zur Wehrtüchtigung eingezogen. Wiederum das gleiche Theater: Wer meldet sich freiwillig? Diesmal waren wir ein halbes Dutzend Neinsager. Bei der Abschlussveranstaltung auf der Marswiese, einem grossen Sportplatz im 17. Bezirk, wurden die Unterschriftverweigerer aus sämtlichen Wehrtüchtigungslagern vorgeführt. Ein SS-General, wenn ich mich nicht irre, hiess er Querner, und Baldur von Schirach pflanzten sich vor uns auf und machten uns die bittersten Vorwürfe, besser gesagt, sie nahmen den Mund ziemlich voll, quasselten vom Endsieg und von der grossen Ehre, für Führer, Volk und Vaterland sterben zu dürfen.

Schirach, wie wir alle wissen, ist den Heldentod nicht gestorben, mit zwanzig Jahren ist er in Nürnberg billigst davongekommen. Es war ein widerliches Schauspiel, viele meiner zur Freiwilligkeit gezwungenen Kameraden waren dem Heulen nahe, denn nach der Nazirechtsstaatlichkeit kamen sie anschliessend gleich an die Front.

Vierzehn Tage später wurde ich wieder vorgeführt. Ein ehemaliger Schulfreund und ich sassেন mutterseelenallein in einem riesigen Kinosaal, und der Ortsgruppenleiter hielt uns in voller Wicks eine mächtige Standpauke. Der Erfolg war gleich Null, wir unterschrieben nichts. Ich war schliesslich der Sohn eines zur Strafkompagnie Eingezogenen, und mein Schulfreund unterschrieb aus Solidarität

nicht. Wir waren ein seltsames Duo, ausser diesem Erlebnis hat uns weiter nichts verbunden.

Mein einziger «wirklicher» Freund aus der Schulzeit war der Sohn eines alten Nazis und zog demgemäss begeistert in den Krieg. Er hat Gott sei Dank überlebt. Der Ortsgruppenleiter hingegen zog nicht in den Krieg, er ging auf Tauchstation, wurde nach Kriegsende vor Gericht gestellt und zu etlichen Jahren verurteilt. Der für uns zuständige Blockwart war, solange die Nazis am Ruder waren, stolz darauf, dem Führer ähnlich zu sehen; seine Spitzelberichte haben meinem Vater sehr geschadet, was ihn jedoch nicht daran hinderte, ein paar Tage, nachdem die Rote Armee Wien befreit hatte, bei uns aufzutauchen, vor meiner Mutter auf die Knie zu fallen und ihr zu versichern, dass er immer nur das Beste gewollt habe.

Mir persönlich, ich sage es ehrlich, war das nun einsetzende Österreichetue eher suspekt, die Tatsache, dass die Kommunistische Partei plötzlich nicht mehr illegal war und mein Vater kein Staatsfeind mehr, musste ich erst verkraften. Koplenig und der ehemalige Heimwehrlere Raab in einer Koalitionsregierung des wiedererstandenen Österreich, das schien mir sehr befremdlich, nur zu gut war mir das Dollfusslied in Erinnerung: «Ihr Jungen, schliesst die Reihen gut, ein Toter führt euch an, er gab fürs Vaterland sein Blut, ein wahrer deutscher Mann!» Der Sohn meines Taufpaten, der Schutzbundführer Ing. Weissl, wurde von der Heimwehr standrechtlich hingerichtet. (Da man als Konfessionsloser nicht die Schule besuchen durfte, wurde ich «zwangsgetauft». Der Beitritt zur Altkatholischen Kirche war für viele «Rote» eine Kompromisslösung, römisch-katholisch war Staatsreligion.) Mein Vater, 1934 eingelocht und in der Zeit des katholischen, des «grünen» Faschismus wegen illegaler kommunistischer Tätigkeit mehrfach verhaftet, kam mangels Beweisen mit einem halben Jahr Gefängnis davon.

So glücklich ich über den Untergang des Grossdeutschen Reiches war, die sich anbahnende Kleinstaaterei liess mich kurzfristig abwandern ins Lager der Unpolitischen. Sehr erbaulich war der nun einsetzende Wettstreit der drei staatsgründenden Parteien, wer denn nun die besseren Österreicher, wirklich nicht, selbst die Monarchisten reklamierten Verdienste um die Zweite Republik. «O du mein Österreich, du schaust an Affn gleich!»

Die Nachkriegsenttäuschung bin ich nie ganz losgeworden, und es ist sicher kein Zufall, dass ich eine Deutsche geheiratet habe und dass ich in der Bundesrepublik unterrichte und der Grossteil meiner künstlerischen Aktivitäten sich dorthin verlagert hat; das politische und kulturelle Reizklima in der BRD ist mir zuträglicher.

Der KPÖ trat ich erst 1949 bei, nach ihrem Ausscheiden aus der Koalitionsregierung. Das Märchen vom Putschversuch der Kommunisten 1950 war für mich ein Beweis mehr, dass die so hochgelobte westliche Demokratie genauso wenig ohne Massenverdummung auskommt wie die vorangegangenen Diktaturen. Mein Vater war Mitglied des ZK und als Vizepräsident der Angestelltengewerkschaft einer der wichtigsten Kommunisten innerhalb des ÖGB, dachte nicht im Schlaf an irgendeine «Machtergreifung», schon weil es völlig unreal gewesen wäre, wenn die «Russen» es gewollt hätten, hätte sie ohnehin niemand daran hindern können, und wurde trotzdem, in einem sehr üblen Verfahren, aus der Gewerkschaft ausgeschlossen, um dann, als er schon fast im Pensionsalter war, rehabilitiert zu werden.

Ich selbst beteiligte mich nur peripher an diesem Generalstreik. «Raab und Böhm auf einem Ast, das keinem Proletarier passt!» Die Gewaltakte, die gesetzt wurden, waren harmloser Natur. Im 16. Bezirk kam es zu einigen Handgreiflichkeiten zwischen Streikanhängern und -brechern, dann zogen wir über den 9. Bezirk in den 20., und bei dem Versuch, einige Pflasterer zum Streik zu bewegen,

kassierte ich hämische Bemerkungen über meinen nicht gerade athletischen Körperbau. Sie witterten in mir den Intellektuellen, den Agitpropmann, und als sie noch herausfanden, dass ich nur Student war, empfahlen sie mir, einmal selber zu arbeiten.

In der Tat, ich sah nicht sehr vertrauenerweckend aus, zaundürr und langhaarig, Kettenraucher und übernächtigt. Die Leibeserziehung hatten mir die Nazis gründlich ausgetrieben, erst Mitte der fünfziger Jahre ging ich daran, die Körperertüchtigung Steinbildhauerei systematisch zu betreiben, so dass ein Mitschüler bei Wotruba zu dem völlig konträren Urteil kommen konnte: «Der Hrdlicka is a Russ, nur Muskeln und ka Hirn!»

Trotz meiner unsportlichen Erscheinung übte ich verschiedene Sportarten aus: den Geistessport Schach, das Kartenspiel und Fussball. Zeitweilig spielte ich für die Wiener Volksoper, als Rechtsausen stürmte neben mir der Solotänzer Willy Dirlt. Wir waren kein erfolgloses Duo. Selbstverständlich spielte ich für die Akademie, und im Rahmen der Hochschulmeisterschaft musste ich gegen richtiggehende Profis antreten. Ausschliesslich mit Pülchern und professionellen Foulspielern bekam ich es in der Wiener Schutzgruppe zu tun, ich spielte bei einem Verein, dessen Namen ich inzwischen vergessen habe. Die Schutzgruppe war sozusagen der Bodensatz des Fussballbetriebs, in ihr gab es keinen Absteiger mehr. Meine absurdeste Aktion war allerdings der Versuch, auf Empfehlung eines SMV-Betriebsrats, der gleichzeitig Schachfunktionär war, bei einem der damals renommiertesten Fussballclubs Österreichs, beim FC Wien, ein Probespiel zu absolvieren. Der legendäre Papa Watzinger war von meinen Dribbelkünsten nicht sonderlich beeindruckt, über meine körperliche Verfassung entsetzt. So scheiterte mein einziger Versuch, ins Fussballgeschäft einzusteigen.

Das Kartenspiel war nicht meine grosse Leidenschaft, da ich

aber zäh und listig war und ausserdem erblich belastet – mein Vater war ein ausgezeichneter Kartenspieler brachte die Endabrechnung meist einen kleinen Gewinn. Zu meinen prominentesten Opfern zählen Kurt Absolon und Rudolf Schönwald, der in den Sommerferien bei den Amis hart jobte und via Preference und Bauernschnapsen einen kleinen Obolus an mich entrichtete. Selbst Arnulf Rainer war meinem Falschspiel nicht gewachsen, nach einem Tarockabend bei Peter Kubelka kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung wegen eines geringfügigen Betrags. Aber das war einige Jahre später und, wie ich mich erinnern kann, mein letzter Kartenabend. Der «vierte Mann» war Paul Kruntorad.

Das Schachspiel hingegen war zeitweilig meine beste Verdienstquelle. Mit Turnierschach liess sich wenig verdienen, aber als Legionär bei diversen Firmenclubs kassierte ich ein gutes Startgeld. Vor allem war ich ein sehr guter Simultanspieler und konnte meiner Anfang der fünfziger Jahre entfachten Leidenschaft für die Prostitution auf diese Weise frönen. Ausserdem war ich den Damen nicht ganz unsympathisch, dass ich in diesem Milieu nicht versackt bin, kommt daher: obgleich ich eine ausgesprochene Kaffeehausgestalt war, hatte ich fürs Herumsitzen und Herumlungern nichts übrig.

Der Schachsport hatte aber für mich in den Nachkriegsjahren noch eine ganz andere Bedeutung: er ermöglichte mir meine ersten Auslandsreisen, die zu Meilensteinen meiner künstlerischen Entwicklung werden sollten. 1947 war ich der erste österreichische Spieler, der für ein internationales Turnier nominiert wurde, das Jungmeisterturnier in Luzern. Nach glänzendem Start, und so erging es mir immer wieder, geriet ich hoffnungslos auf die Verliererstrasse. Saufen und Herumtreiben. 1948 fuhr ich mit dem Schachclub Hietzing nach Italien, auf der Fahrt von Imola nach Venedig mussten wir nachts in Bologna stundenlang auf

den Anschluss warten. Amore ä la Bolognese – die aufgetakelten Bahnhofshuren waren allein schon eine Sehenswürdigkeit, an meinem reaktionären Bild von der Frau sind sie massgeblich beteiligt. (Ich war schon immer der Meinung, dass die Kindheit in der Psychoanalyse weit überschätzt wird.)

In Venedig verlor ich die erste Partie, wir spielten in einem wunderschönen Palazzo bei einem Gewitter ä la Tintoretto «Die Auffindung der Leiche des heiligen Markus», am nächsten Tag gewann ich mit einem Königsgambit in wenigen Zügen, verabschiedete mich von der Mannschaft und landete, ohne zu wissen, dass es so etwas gibt, auf der Biennale. Der erste, der mir über den Weg lief und mich freudig begrüßte, war Emilio Vedova, von dem ich nicht wusste, wer er war. Er kannte mich von Wien, wo er sich offenkundig aufgehalten hatte, und betätigte sich als Ausstellungsführer. Ich zähle nur auf, was ich heute noch vor Augen habe: Kollektionen von Turner, Cezanne, Kokoschka, Moore, Braque, de Chirico und allen voran Picasso. Dieser Rundgang wurde für mich zum Schlüssel-erlebnis. Ich sagte dem Modernismus endgültig ade, und wenn es auch noch so reaktionär, faschistoid, entmutigt oder sonstwie klingen mag, mir wurde eines klar: Kunst kommt von Können. (Jorg Lampes Argumente gegen diese These in einem Vortrag Ende 45 oder Anfang 46 gipfelten darin, dass auch die Herstellung eines Regenschirms Können verlange, doch deswegen sei ein Regenschirm noch kein Kunstwerk.)

Nach 1945 etablierte sich das grundsätzliche Missverständnis, dass die Kunstrichtung alles sei und die persönliche Leistung nur darin bestehe, sich der richtigen Richtung anzuschliessen. Picassos Wut und Virtuosität, Zeit und Form in den Griff zu bekommen, war an jedem seiner Werke in Venedig abzulesen. Zurückgekehrt nach Wien, konnte ich mit der ganzen gemütlichen Aufholavantgarde

(für kurze Zeit hatte ich mich, und darin wurde ich von einigen Art-Club-Mitgliedern bestärkt, den «neuesten Richtungen» zugewandt) nichts mehr anfangen, der Entschluss, von der Pike auf neu zu beginnen, war unumstößlich.

Mein letzter Ausflug ins internationale Schachgeschehen datiert von 1955. Delegiert mit einem zweiten Österreicher nach Brüssel und dort verfrüht angekommen, war ich versessen darauf, mich nach Amsterdam abzusetzen. Die Prostituierten um die Oude Kerk präsentierten sich wie Schaufensterpuppen in ihren Auslagen. Ich hatte dergleichen nie gesehen, selbst Bologna kam bei dieser Freizügigkeit nicht mit. Untertags staunte ich vor einem anderen Weltwunder, der «Nachtwache» von Rembrandt. Am Abend, als ich ankam, ein Ereignis, das die Welt alarmierte: Stalins Tod. Ich bewunderte meinen Weitblick: Ein paar Tage vor meiner Abreise aus Wien hatte ich weit über ein Dutzend Stalinbüsten angefertigt, und da ich trotz erschwindeltem Geld vom Belgischen Schachverband total abgebrannt war, machte ich mich schleunigst auf den Heimweg. Das Geschäft florierte, kein USIA-Betrieb, der nicht bei mir anfragte. Ich fühlte mich als richtiger Konjunkturritter. Wohl ausgestattet, machte ich mich einige Tage später wieder auf den Weg nach Brüssel, weniger aus sportlichem Ehrgeiz, als um mein so leicht verdientes Geld leichtfertig in der Brüsseler Bahnhofsgegend und im Hafenviertel von Antwerpen loszuwerden.

Was mich an dem fehlgeschlagenen Oktoberstreik so nachdenklich stimmte, war weniger der klägliche Ausgang – die Überaktivität der Kommunisten war ja nicht zuletzt schuld, dass alles im Sand verlief als vielmehr die Erkenntnis, dass die angeblich unabhängige Berichterstattung in den diversen Zeitungen sich als völlig gleichgeschaltet erwies – die Zwecklüge vom Kommunistenputsch wurde zur staatserschaltenden Maxime – und dass das totale

Desinteresse an dem, was wirklich geplant und nun passiert war, in sogenannten totalen Systemen nicht schlimmer sein kann.

Im Kampf gegen eine weltweite Gefahr (Weltrevolution) lassen sich am besten die allerpersönlichsten Interessen verfolgen. Vor 45 operierte man hierorts mit einer anderen Weltverschwörungstheorie, dem Weltjudentum. Diese Art Patriotismus kommt der österreichischen Mentalität entgegen: den Aufstand des Individuums zu markieren mit der Gewissheit, der Mehrheit anzugehören, sich für Etabliertes zu exponieren oder für die Regierungspartei auf die Barrikaden zu steigen. Die Kulturschaffenden nach 45 haben es sehr rasch verstanden, sich dieses Mechanismus zu bedienen, mit Antikommunismus sich bei der Bürokratie Liebling zu machen – ich kenne keinen profilierten österreichischen Avantgardisten, der diese Fleissaufgabe nicht gemacht hätte. Selbst nachdem die Russen abgezogen, gehört es zum guten Ton, so zu tun, als müsse man gegen Gleichschaltung und Diktatur ankämpfen, gemeint ist die im Osten natürlich, obgleich sich jeder Österreicher an den diversen Wahlsonntagen vergewissern kann, dass die Kommunisten eine verschwindende Minderheit darstellen, ohne jedweden Einfluss.

Wie sehr die Nachfünfundvierziger-Gewohnheiten noch gang und gäbe, erlebte ich unlängst. Nach gut zwölf Jahren besuchte ich wieder einmal eine Veranstaltung des Institut Fran^çais; auch meine Freunde Georg Eisler und Hans Escher waren anwesend. Es kam, was kommen musste: Ein Journalist meldete sich zu Wort und stellte die bange Frage, ob dies nicht signifikant sei für einen neuen Trend der französischen Kulturpolitik! Er warnte vor Gleichschaltung und zeigte sich sehr besorgt ob einer sich anbahnenden Kunstdiktatur innerhalb des Instituts .. . Die Zeit steht still.

Ich kann mich noch erinnern an meine erste Begegnung mit

Ernst Fischer 1946, wo ich noch furchtbar gegen die Shdanowschen Thesen wetterte, erst allmählich, nicht zuletzt durch die Ereignisse von 1950, kam ich zu der Einsicht, dass die Gleichschaltungstendenzen im Westen um nichts geringer als die im Ostblock. Die Kunst bei uns muss, ganz gleich, ob es ihr zum Schaden gereicht oder nicht, Aushängeschild für eine Freiheit sein, die es im kapitalistischen Produktionsprozess gar nicht gibt. Wichtig ist nur, dass sie Kontrastprogramm ist zur Kunst der sozialistischen Staaten. Salopp gesagt: diese armen Teufel von Malern und Bildhauern im Osten müssen noch immer malen und bildhauern, bei uns aber darf man alles und jedes zur bildenden Kunst erklären und bleibt trotzdem Maler und Bildhauer. An den hochsubventionierten staatlichen Unternehmen wie Salzburger Festspiele, Burgtheater und Oper kam diese Faustregel nicht zur Anwendung. Wie eh und je musizieren, tanzen, sprechen und singen sie, und mir ist kein Fall bekannt, dass jemand in einem Anfall von spontaner Selbstverwirklichung ausser Programm kreativ geworden; einstudiert, inszeniert, wohldressiert, perfektioniert sind die Kriterien der Hochkultur, sie braucht den Dirigismus, die starke, ordnende Hand. Das Perfid-Schizoide an dieser Art Kulturpolitik ist, dass man die antikomunistisch-avantgardistisch-systemverherrlichenden Handlangerdienste in bescheidenem Rahmen fördert, aber in tiefster Seele geringschätzt, als wahrhaft repräsentativ empfindet man nach wie vor die «Hochkultur». Ihr wird derartiges nicht zugemutet. Experimentierfreudig dort, wo es um nichts geht, «nur kane Experimente!» wenn's ernst wird.

Verwaltung wie Öffentlichkeit waren von Anfang an, wie könnte es im wiedererstandenen Österreich anders sein, vor allem von restaurativen Bemühungen in Kunst und Literatur angetan: Alpbach, Avantgarde, Doderer, Herzmanovsky-Orlando, Leopoldskron, Sissy-Filme, Torberg,

Wiener Opernball. Das gesuchte ironische Verhältnis zur Tradition war das bevorzugte Transportmittel, Lebensgefühl und Weltanschauung von anno dazumal, zum Teil progressiv maskiert, an den Mann zu bringen. Die Jeunesse doree spielte Bürgerschreck, ergötzte sich am Gaulschreck und verfiel sich im Rosennetz, das von Alpbach bis nächst Sankt Stephan gespannt war. Dass diese Galerie eine wohldotierte Staatseinrichtung, blieb lange Staatsgeheimnis. Ihre sich individualistisch-unpolitisch gebende Einflussnahme zeigt, wie sehr man sich heute noch dem Geiste Metternichs verpflichtet fühlt.

1945 bis 1957 war ich Student an der Akademie der bildenden Künste, eine kleine Ewigkeit. Was mich bewogen hat, so lange dort auszuharren, kann ich nur stichwortartig angeben. Zwischen dem Studium bildender Kunst – das Ausüben von Kunst sollte ein nie endender Lernprozess sein – und dem Anfertigen von «Kunstbetriebskunst» sehe ich auch heute noch einen grundlegenden Unterschied; mit letzterer wollte ich nichts zu tun haben. Meine erste Ausstellung (1960) war denn auch nichts anderes als die simple Aneinanderreihung dessen, was ich im Lauf der Jahre gemalt, gezeichnet, gebildhauert hatte.

Bevor ich an die Akademie kam, las ich schon Carl Einsteins «Kunst des 20. Jahrhunderts» und versuchte mich in diversen Stilübungen. Über Kandinsky, Malewitsch etc. habe ich zu dieser Zeit mehr gewusst als über Giotto oder Caravaggio. Als Fritz Wotruba 46 nach Wien zurückkehrte, wurde ich ihm von Leinfellner als hochbegabter junger Bildhauer vorgestellt, ich bosselte nämlich in einem Kellerraum der Akademie an einem riesigen Eierschädel aus Sandstein. Wotruba äusserte sich sehr zurückhaltend, er arbeitete damals, noch «gegenständlich», an einer seiner schönsten Skulpturen, der «Cathedrale humaine», sein Stilwandel sollte erst später einsetzen. Begriffen habe ich ja nie, warum er das getan hat, ich meine, vom

Bildnerischen her. Wie kann einem das Spass machen? Das Übereinanderschichten von Quadern und Würfeln ergibt, mag man es auch noch so beflissen interpretieren, kein Menschenbild, und weiters ist mir auch unbegreiflich, warum ein Quadrat etwas Moderneres sein soll als ein Mensch. Mein Eierschädel war ja nur jugendliche Wichtigtuerei, aber die Eiform ist nun einmal nicht die Grundform des Schädels, dessen Struktur viel komplizierter ist.

Besonders idiotisch fand ich – auch wenn es vielfach gut gemeint war – zu sagen, man müsse zuerst einmal die Natur studieren, dann könne man sich der abstrakten Kunst zuwenden.

Wer braucht schon Anatomiekenntnisse, um Farbflecken zu arrangieren? Kein vernünftiger Mensch wird Medizin studieren, nur damit er dann besser seine Gartenmöbel streichen kann.

Ich konnte Professoren und Schüler über einen langen Zeitraum hin beobachten, wie sie darangingen, moderner zu werden – es war nicht sehr aufregend. Abgesehen davon, dass sie das Vokabular änderten, blieben sie die alten, in ihren Lebensgewohnheiten, ihren politischen Ansichten. Später lernte ich eine ganze Reihe progressiver Museumsleute kennen, in der Regel erzkonservative Menschen; gut aufgehoben zu Hause bei Muttchen, quasseln sie von Innovation und ganz weit vorne liegen. Verglichen mit dem, was sich in den chaotischen Nachkriegsjahren getan, nimmt sich alles so wohlgeordnet, abgesichert aus. Mehr als all das ästhetisch-stilistische Blabla interessierten mich politische oder religiöse Diskussionen, nur ob der liebe Gott oder die Bibel in oder out, war nicht mein Anliegen, so wenig ich mir den Kopf zerbrochen habe, ob der Mensch in oder out, was sollte er denn sonst sein, wenn nicht in? Ob im Kino, im Theater, im Ministerium, in der Fabrik, im Wirtshaus, im Weltall oder im Bett – die Menschen beschäftigten sich mit sich und ihresgleichen.

Zum Abschluss möchte ich mir noch den Tag in Erinnerung rufen, an dem Österreich sich endgültig vom befreiten in einen souveränen Staat verwandelte. Der Staatsvertragsunterzeichnung habe ich in der Prinz-Eugen-Strasse im Spalier beigewohnt, zusammen mit meinen Freunden Eisler, Schönwald und Martinz. Auf dem Weg zum Belvedere kam ich an unserer gemeinsamen Lithographiewerkstätte am Phorusplatz vorüber. Irgendetwas machte mich stutzig, und ich wollte Nachschau halten. Siehe da! In patriotischem Übereifer hatte der Hausbesorger, der uns für «russische Protektionskinder» hielt – das Haus gehörte der USIA, wir hatten die Werkstätte zu günstigen Bedingungen gemietet –, zur Feier des Tages unsere Räume verbarrikadiert, beschlagnahmt. «Die Russen ziehen ab, Sie haben hier nichts mehr verloren, sonst hol ich die Polizei!» Nur mit massiven Drohungen und einigen leichten Stössern war er zur Räson zu bringen. «Die Freiheit fängt gut an!» war der Kommentar, als ich die Geschichte zum Besten gab.

Die Kraftwerke der fünfziger Jahre

Das Kriegsende 1945 erlebte ich in der Heimatstadt meiner Mutter, in Mährisch-Trübau, einer lieblichen, kleinen Kreisstadt im deutschsprachigen Schönhengstgau. Den Einzug der Roten Armee beobachtete ich am dortigen Adolf-Hitler-Platz, vormals Masarykplatz, später Stadtplatz, nachmals Stalinplatz, heute schlicht Namjesty. Über Umwege gelangte ich nach Linz an der Donau, wo ich die sogenannte Nachkriegszeit verbrachte.

Der Herbst des Jahres 1949 war ein grauer Herbst. Ich war eben einundzwanzig geworden und hatte damit jenes Alter erreicht, das mir zumindest nach den Buchstaben der damaligen Gesetze die Volljährigkeit versprach. Ich hatte gerade mit einiger Mühe die Matura an der Bundesgewerbeschule, Abteilung Hochbau, hinter mich gebracht und befand mich einige Kilometer westlich von Linz auf einer kleinen, von Kirschbäumen eingesäumten Landstrasse. Über der Landschaft lag ein dünner Nebelschleier, der mich wohl an den Erlkönig oder etwas ähnlich Unpassendes erinnerte. Das Ziel meiner herbstlichen Entdeckungsreise war ein kleiner Ort am Inn oder vielmehr ein ganz bestimmtes Haus in dieser verschlafenen Hundert-Seelen-Gemeinde südlich der deutsch-österreichischen Grenze. Ich hatte einige Mühe, es zu finden. Nach umständlichem Herumgefrage stand ich plötzlich davor. Es war anders, als ich es erwartet hatte, dieses rundansichtige, einstöckige Gebäude, das mit seinem am Giebel sitzenden Dachreiter-türmchen von den Einheimischen «Schlösschen» genannt wurde, ohne eines zu sein.

Im ersten Stock des vermeintlichen Schlösschens traf ich einen kleinen, kahlköpfigen Alten, heiter und mürrisch

zugleich, mit einer spitzen, markanten Nase und Augen, von denen man nicht wusste, ob sie vor Freude oder vor Traurigkeit glänzten. Alfred Kubin, der Phantasiezauberer von Zwickledt – so hiess das kleine unscheinbare Dorf –, stand mir gegenüber. Seinetwegen war ich in diese gottverlassene Gegend gekommen. Jetzt, da er vor mir stand, sah er genauso aus, wie ich ihn mir nicht vorgestellt hatte, als ich im Jahr 1947 erstmals seine Zeichnungen in einer Linzer Buchhandlung entdeckt hatte.

Ich war frech genug, um mich mit aufdringlicher Schüchternheit dem Meister vorzustellen. Er hatte wohl Mitleid mit mir, denn er warf mich, den ungebetenen Gast, nicht hinaus. Vielleicht fühlte er sich auch geschmeichelt, weil ich den für die damalige Zeit recht umständlichen und schwierigen Weg von Linz nach Zwickledt auf mich genommen hatte, nur um ihn kennenzulernen. Wie auch immer, er bat mich in sein Arbeitszimmer, das auf mich einen mehr als wirren Eindruck machte. An den Wänden hingen die verschiedensten Zeichnungen, Photos, vergilbte Blätter. Vor dem Arbeitstisch stand ein alter Korbsessel, dem man seine jahrelangen Dienste deutlich ansah, davor ein pultartiges Brett, auf dem verstreut Bleistifte, Rohrfedern, Tuschfedern, Bücher, Hefte, Flaschen und Zeitungsausschnitte lagen. In der Tischmitte entdeckte ich eine Bleistiftskizze, die einen mageren, kurzbehosten Flötenspieler mit Steirerhut zeigte, für mich die Darstellung des Österreichers par excellence. Dieser Österreicher führte – einem Wegweiser folgend – vier dicke Elefanten an vier dünnen Fäden aus dem Blattrand des zerknitterten Papiers ins Ungewisse. Es war die eindringliche graphische Darstellung der vier Besatzungsmächte. Alfred Kubin hatte sie dem damaligen Bundespräsidenten Karl Renner gewidmet.

Trotz meiner höflich-lästigen Bitte wollte mir der Meister dieses Skizzenblatt nicht überlassen. Stattdessen schenkte er mir eine kleine, hochformatige Tuschfederzeichnung,

auf der zwei Mädchen und ein Soldat in russischer Uniform abgebildet waren. Der Soldat hielt einen Spiegel in der Hand, in dem er die Phantasiemütze betrachtete, die ihm Kubin aufs Haupt gezeichnet hatte. An den unteren Rand des Blattes schrieb der Meister mit breiter Feder ungelenkt und klobig die Worte: «Jedem Narren gefällt seine Kappe.» Er überreichte mir das Blatt, ich wickelte es in altes Zeitungspapier, schob es in meinen Mantel und wusste nicht, wie ich mein Glück in dankbare Worte kleiden sollte. Die Zeichnung hängt seither in meinem Arbeitszimmer, und der Sinnspruch wurde von da an zu meinem Leitspruch. Oftmals hatte ich Gelegenheit, ihn als Antwort für eigenartige Fragesteller oder Kritiker zu verwenden. Kubin gab mir damit eine Art Waffe, die ich zu meiner Verteidigung gebrauchte, wann immer ich in Verlegenheit war, und das war oft.

1950, ein Jahr nach meinem Besuch bei Alfred Kubin, kam ich wieder in meine Geburtsstadt Wien, die ich 1943 verlassen hatte. Mein erster Eindruck war, dass sich die Stadt und die Bewohner sehr verändert hatten und doch wieder nicht. Das Überleben war den Wienern zur Routine geworden. Im Künstlerhaus zeigte man in der Zwischenzeit die Grossausstellung «Niemals vergessen». Es war in dieser Zeit viel vom Vergessen die Rede, aber auch vom Wiederentdecken. Obwohl es wenig Grund zu Optimismus gab, glaubte man damals mehr an die Zukunft, als es in dieser Stadt sonst üblich war. Durch Wien fuhren diese Jeeps, in denen diese vier Soldaten in den verschiedenen Uniformen saßen. Die Stadt war durch Zonengrenzen geteilt, und Menschen verschwanden am hellichten Tag. Schon bald verstand man aus dieser Tatsache Filme zu machen, und «Der dritte Mann» wurde als weltweite Gratiswerbung für den aufkeimenden «Fremdenverkehr» begrüßt – nur dass damals noch die falschen Fremden im Land verkehrten. Die Wiener aber hatten sich daran gewöhnt und entwickelten

ihre eigenen Rezepte, mit den Besatzungsmächten zu leben. Täglich bewiesen diese Stadt und ihre Bewohner ihren zähen Lebenswillen. Bereits bei der Begegnung mit Alfred Kubin war mir klar geworden, dass es Einzelpersönlichkeiten sind, die die Weichen für die Zukunft stellen und von denen künstlerische Wirkung ausgeht. Seit ich wieder in Wien lebte und dort das langsam neu entstehende kulturelle Leben begierig in mich aufzog, verstärkte sich diese Ansicht. Es waren Einzelpersönlichkeiten und Orte, die Kunst und Kultur – heute würde man sagen, den «Zeitgeist» – bestimmten. Nicht Strömungen, nicht Kollektive, nicht Organisationen waren es, die hervorragende Leistungen vollbrachten, es war der oder das Individuelle, das dann kopiert oder verbreitet zu Strömungen, zum Kollektivismus wurde.

Da war die Akademie der bildenden Künste, dieses grau-rosa wirkende Gebäude am Wiener Schillerplatz – ein Prachtstück des Gründerjahre-Architekten Theophil Hansen. Darin wirkten Lehrerpersönlichkeiten wie Holzmeister, Welzenbacher, Boeckl oder Wotruba. Die Begegnung mit diesem Ort und mit diesen Persönlichkeiten sollte für mich prägender werden, als ich es als junger Student wahrhaben wollte. Die vier Vaterfiguren am Schillerplatz – immer vereint durch ihre grundlegenden Differenzen – vermittelten ungewollt, aber doch bewusst ein gemeinsames Konzept: jenes vom Stellenwert der Kunst, von der künstlerischen Berufung und der notwendigen Auffrischung des «Dreiklangs der bildenden Künste» (Holzmeister).

Insassen des Talentkastens am Schillerplatz waren damals Leute wie Friedrich Achleitner, der nebenbei auf offener Bühne ein Klavier zertrümmerte und Käse in den Zuschauerraum warf, wie der «Drei-Tage-Student» Arnulf Rainer, der sich vor lauter Talent «TRRR» nannte, oder wie die Gegenpole Josef Mikl, Alfred Hrdlicka und Wolfgang

Hutter. Arik Brauer und Kurt Moldovan verbrachten ihre Jahre genauso an der Akademie am Schillerplatz wie Joannis Avramidis, Oswald Oberhuber, der es gar vom Assistenten der Akademie zum honorigen Rektor der «Angewandten» brachte, und all die anderen, die in den folgenden Jahren die Kunstszene Wiens beeinflussen sollten. Hundertwasser schlapfte barfuss durch die Kärntnerstrasse, malte einen Sessel bunt an und liess seinen «Europäer, der sich seinen Schnurrbart hält» bewundern. An das Humuscloset und die grüne Revolution glaubte er noch nicht. Am Schillerplatz, im «Strohkoffer» des Art-Club und in der vom mutigen Monsignore Otto Mauer geleiteten «Galerie St. Stephan» wurde spät, dafür aber umso intensiver die internationale Entwicklung der dreissiger und vierziger Jahre nachgeholt. Die Moderne der bildenden Kunst kollidierte mit der Gegenwart.

Wir «Kunstjünger» fühlten uns in der bohemienhaften Atmosphäre der Wiener Kunstszene sichtlich wohl. Als Voyeur betrachtete ich neugierig die Taten und Untaten unserer Vorbilder.

1951 gab die grosse internationale Art-Club-Ausstellung in der Wiener Secession beste Gelegenheit dazu. Dort entdeckte ich – ein Kraftwerk in Sachen Schriftstellerei – den Literaten Hans Weigel. Hinter einer Nickelbrille versteckt, las er leise, schüchtern und verlegen wesentliche Dinge zu «Überschreitungen und Wiederaufnahme von Geisteshaltungen». Ich hörte Dinge, die ich erst viel später begreifen sollte, zu einer Zeit nämlich, als Weigel Patenonkel vieler österreichischer Jung-Schreiber wurde. Ab 1954 arbeitete ich mit ihm gemeinsam bei Gerd Bachers «Bildtelegraph». Dieser so wichtige Hans Weigel, der teils mit und teils gegen Friedrich Torberg in jenen Jahren so viele kulturelle Energien freisetzte, schrieb im Vorwort für meinen ersten Karikaturenband im Jahr 1956: «Der Kirchenvater Hieronymus zog, wie man weiss, dem berühmten Löwen einen

Dorn aus der Tatze. Der nicht ganz so heilige Ironimus belässt den Dorn in der Tatze des Löwen und bedient sich eines zweiten Dorns in der eigenen Rechten, um den Löwen samt Dorn graphisch zu verewigen; doch beiden liegt das Wohl des Löwen am Herzen, jeder kämpft auf seine Manier erfolgreich den ewigen Kampf gegen das Dornige der Zeit.»

In meiner Erinnerung ist da aber noch ein Literat, ein ewig grenzüberschreitender, eine wahrhaft väterlich-kollegiale Figur, der Urvater aller Strohkoffer-Insassen, der als Wirker und Bewirker eine wesentliche Orientierungshilfe für viele Generationen an der Akademie am Schillerplatz war: Es war der unaufhörlich mit der Kinnlade wackelnde Gütersloh, an dessen genialer Lehrmeisterlichkeit kein Student vorbeikonnte.

Damals ahnte ich es, heute weiss ich, dass die seinerzeit postulierte Forderung nach «Freiheit der persönlichen Kunstformen» wesentlich zur Zeitgeistentwicklung beiträgt. Die Energien der Güterslohs und Holzmeisters und all der anderen Kunstväter der damaligen Zeit entsprang der jeweiligen Persönlichkeitskraft. Sie waren geistige Kraftwerke, Kraftwerke, die die bildende Kunst der fünfziger Jahre beflügelten. Wenn wir mit Holzmeister im Bierkeller Gaudeamus igitur singen mussten, wussten wir, er meinte es ernst. Und wenn der klobig-robuste, aber sensible Fritz Wotruba bei Klosterneuburger Rotwein im Augustinerkeller oder bei Valpolicella in der kleinen italienischen Weinstube in der Pressgasse erklärte: «Die Kunst muss wieder zu ihrem Recht kommen», waren wir verwirrt.

Erst zehn Jahre später, als man das Museum des 20. Jahrhunderts im Schweizergarten eröffnete, wurde mir klar, was er gemeint hatte, denn in seiner Eröffnungsrede sagte Wotruba: «... für die Kunst ist jeder Kompromiss, jede Zweideutigkeit tödlich. Kunst wird den Gegensatz von Wahrheit und Lüge aufzeigen. Das Werk muss reiner sein

als sein Schöpfer. Das Kunstwerk ist vor allem wahr, und darum ist es auch schön. Selbst dann, oder erst recht dann, wenn der Massstab für diese Eigenschaft verlorengegangen ist.»

Heute, mit einigem Abstand, ist mir klar, dass in den vielzitierten fünfziger Jahren nicht nur der österreichische Staatsvertrag unterzeichnet, die Wiener Staatsoper wiedereröffnet und die Lipizzaner zurückgeholt wurden. In diesen Jahren wurden Fundamente für den Wiederaufbau der schöpferischen Kräfte gelegt. Es wurde ein Weg für den Freiheitsraum des Einzelnen bereitet. Impulsgeber waren der *genius loci* Wiens und Einzelpersönlichkeiten – die geistigen Kraftwerke in Sachen Kunst und Kultur. In einer Stadt, die als europäische Provinz verlacht und beneidet wird, eine Stadt, in der es sich herrlich arbeiten und leben lässt!

Der schmutzige Koffer

Mein Freund Herbert erschien mit einem Koffer bei mir, in dem sich, wie ich vermutete, Schuhe befanden. Er war in der Lederbranche, daher häufig in Mailand tätig, worauf auch sein Koffer schliessen liess, denn man verkaufte in unseren Breiten immer noch konservative Ware, das heisst Restbestände. – Es muss fünf Jahre nach Kriegsende gewesen sein.

Seine Hektik verwunderte mich nicht, da es später Nachmittag war und man zu dieser Stunde in einem offenen Wagen langsam durch die Innenstadt zu fahren pflegte, um auf zwanglose Art Lehrlinge sowie vornehme Gattinnen anzusprechen. – Es muss fünf Jahre nach dem Tode Glenn Millers und Hitlers gewesen sein.

Die Verabschiedung war rasch und herzlich, er vergass seinen Koffer, ich rief ihm durchs Küchenfenster nach, er sagte, behalte ihn vorläufig.

Es war fünf Jahre nach Erscheinen der ersten von den Alliierten lizenzierten Zeitungen, und der Begriff Boulevard begann sich auch in dieser ernsthaften Branche – sie als solche zu bezeichnen wäre frevelhaft, in diesem seriösen Gewerbe also – zu festigen.

Am nächsten Tag, einem Montag, daher dem Wochenendleser besonders bedeutsam, bemerkte ich mit Befremden die Schlagzeile: «Interpol sucht schönen Berti». Im Kleingeschriebenen erfuhr ich, dass mein Freund Herbert in dunkle Geschäfte verwickelt worden war, und die Interpol vermutete, dass er in Richtung Südamerika verschwunden sei. Wie die Interpol, damals mehr mit dem Nahen Osten beschäftigt, dem Reiseziel auf die Spur gekommen war, erstaunte mich mehr als die Art der Geschäfte, denn diese

waren damals der einschlägige Weg des bürgerlichen Gewerbetreibens.

Die verzweifelte Gattin sass im grossbürgerlichen Vorstadthaus – ein Familienbesitz, für Jahrhunderte gedacht – und weinte, denn die erotischen Eskapaden ihres geliebten Mannes hatten den beiderseitigen Namen noch nie in die Zeitung gebracht. Noch dazu am Montag, an dem die Mitbürger die Sportereignisse des Sonntags nachvollzogen. – Es war fünf Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, und auch Österreich hatte noch kein Fernsehen.

Der Anwalt Herberts hatte ihm zur Flucht geraten und sagte präzis gegen ihn aus. – Die Frau weinte und musste dem Anwalt zahlen. Wofür, wusste sie nicht.

Der Koffer stand im Kinderzimmer, mein Sohn war in einem Alter, als die Mickey Mouse noch nicht Deutsch erscheinen durfte.

Einmal, als der Chef der Kriminalpolizei, ein mir durch Büchertausch erworbener Freund, zu Besuch war, stellte ich das Indiz ins Wohnzimmer.

Ein solches war es inzwischen für mich geworden, und ich hatte noch keine Hausbar.

Nachdem ich keine Anweisungen meines Freundes hatte und mich das monatelange Schweigen der Interpol verdross, öffnete ich an einem sommerlosen Julitag den Koffer. Er enthielt eine Kartothek. Sie bestand aus sorgfältig geordneten Aktfotos, schwarzweiss, mit einer sicher redlich erworbenen Kamera, professioneller Unfähigkeit und emotioneller Betriebsblindheit unscharf aufgenommen.

Die Dekoration verteilte sich auf zwei Bestandteile einer Wiener Junggesellenwohnung, dem meist lediglich am Nachmittag benützten Wohnzimmer und der Badewanne, der wegen Mangels an Parteibeschlüssen in puncto Wiederaufbau in unserer Stadt eine ungeheuer versucherische, ja kupplerische Wirkung zukam. Wie auch immer, ich stand

vor einer Parade der gesammelten Wiener Mädchenwelt, die nur mit dem Bildmaterial eines gynäkologischen Lehrbuches vergleichbar war.

Wenn nicht in der Wanne, dann vor damals modischen Barockenglein standen, sassen, spreizten sich die jungen Damen verschiedener Gesellschaftsschichten, denn die Debutantinneneröffnung des Wiener Opernballes gab es damals noch nicht. Es war fünf Jahre nach der Verbrüderung zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten an der Elbe, und die Wiener Staatsoper erst im Aufbau begriffen.

Was macht man am späten Nachmittag vor dem Heurigen, man zeigt verlegen die Geschlechtsteile vor, denkt an den Schularzt oder an Rilke und lächelt, wie es einem zukommt, verlegen oder verrucht, auf jeden Fall falsch.

Viele bekannte Gesichter, Töchter, Freundinnen, Gattinnen von Freunden, lernte ich von einer neuen Seite kennen, aber eines war ihnen allen gemein, sie lächelten angezogen und wie es sich gehört.

Eine Flasche stellte jeweils den Rahmen des Bildes, es war der süsseste heimische Wermut, den es gab, und mir wurde übel.

Mit sechzehn Jahren hast du das auch versucht, dachte ich, und es scheiterte damals an der Empfindlichkeit meines Magens und der Erfahrungheit des vermeintlich unschuldigen Mädchens.

Bevor ich diesen Friedhof der Sinnenlust verliess und die kamerafreudigen Damen – das Wort Film hatte fünf Jahre nach dem Berufsverbot Leni Riefenstahls immer noch eine magische Bedeutung – in ihr Kunstlederquartier sperrte, fiel mir eine Rückseite auf, die mit einer an Thomas Mann gemahnenden kleinen, präzisen Schrift bedeckt war.

Nach näherem Studium des äusserst einfalllosen Materials, vom Künstler und seinen Modellen offenbar post coitum

aufgenommen, stellte ich ferner fest, dass sämtliche etwas abgegriffenen Glanzstoffminiaturen mit ähnlichen literarischen Äusserungen versehen waren.

Ich vertiefte mich in die künstlerischen Auseinandersetzungen, die ich in meinem zwischen Kommerz und Eros unglücklich hin und her pendelnden Freund nicht vermutet hätte.

«Sissy und Jutta, nette Raupen, die sich noch zu Schmetterlingen entwickeln können. Sie sind noch nicht braun und genieren sich. Sissy ist in einem Espresso tätig, möchte aber Fotomodell werden. Vielleicht wird sie einmal heiraten. Jutta hingegen ist protestantisch und will nach England. Sie ist gelernte Auslagenarrangeurin. Amerika findet sie oberflächlich...»

«Das unvergleichliche Nuferl, eine Königin im Bett, aber küssen tut sie nicht. Das bleibt ihrem Verlobten vorbehalten, der in Maria Zell einen Kleinwagenhandel besitzt. – Ich sag' ihr immer, sie soll zum Doktor gehen, da sie einen Ausfluss hat, der kein Tripper ist und das ist besorgniserregend .. .»

«Belinda ist mit einem Reifenhändler verheiratet, der an Asthma leidet, besonders beim Verkehr. Sie würde ihn sonst nicht betrügen, sagt sie und hat buddhistische Interessen...»

«Die Sissy heisst nicht so, und ich habe mir den Kopf über ihren wirklichen Namen zerbrochen. Sie hat eine starke Ausdünstung, die aber nicht mit Unsauberkeit, sondern mit einer bestimmten Drüse zu erklären ist. . .»

«Bettina wehrt sich bis zum letzten Augenblick und will vergewaltigt werden. Sie hat als Vierzehnjährige ihre Mutter mit einem Russen beobachtet und den Schock nie vergessen. Sie ist bei der Kommunistischen Partei, was, weiss ich nicht, weil ich sie immer im ersten Bezirk auf der Strasse sehe. Sie sagt, sie macht Propaganda ...»

«Baby verkauft Damenwäsche und hat Schwierigkeiten mit

ihrem Orgasmus. Ihre Eltern sind freisinnig und sie wird von ihnen zum Nacktbaden angehalten .. »

«Einige der Kleinen kennen wir bereits. Sie haben sich ganz schön entwickelt. Jetzt lachens schon in die Kamera . ..»

«Gertie ist doch das Wahre. Vielleicht lass ich mich scheiden . . .»

«Gertie ist blöd. Sie will sich nicht zweimal fotografieren lassen. Vielleicht liebt sie mich . ..»

«Aglaja sollte ich Hölderlin vorlesen, und ich sagte ihr, entweder das eine oder das andere!»

«Rita hat noch immer keinen richtigen Mann gefunden. Sie lässt sich zu leicht überreden und will beim ersten gemeinsamen Frühstück gleich nach Italien fahren. Auf die Art wird sie nicht einmal bis Jesolo kommen . . .»

«Puckie ist eigentlich lesbisch und nur zu haben, wenn ihre Freundin fremd geht. Sie geniert sich wegen ihrer kleinen Brustwarzen .. »

«Senta hat Eheprobleme, weil ihr Mann ein Verhältnis mit einer Raumpflegerin unterhält. Sie hat ihm von ihrer Beziehung zu mir erzählt, und er sagte, er wollte mich schon immer mal kennenlernen. Ich bin aber nicht daran interessiert. Er hat ein Möbelgeschäft...»

«Susie weint leicht und hat ein Negerkind, dessen Vater Musiker und ständig in Südamerika auf Tournee ist. Sie hat schon fünf Jahre nichts von ihm gehört und wundert sich darüber, denn sie hat ihm doch nichts getan .. »

«Jane ist vor einem halben Jahr bei einem Verkehrsunfall in der Grinzingerallee ums Leben gekommen. Der Lenker des Wagens blieb unverletzt, und sie kannte ihn erst eine halbe Stunde. Sie wäre eine gute Hausfrau geworden . . .»

«Samantha war ein Starlet beim Film und bekommt keine Rollen mehr, weil ihr Freund, der Regisseur, geheiratet hat. Jetzt verkauft sie Sportartikel. ..»

«Helena ist mit einer Tanzgruppe nach Nordafrika gegangen und dort verschwunden. Es werden immer weniger,

und es macht mir auch schon gar keinen richtigen Spass mehr .. .»

«Von diesem Mädchen, vierzehn, mit dem ungleichen Busen weiss ich keinen Vornamen, weil ich sie vor der Handelsschule angesprochen habe und ziemlich betrunken war. Ihr Vater ist Hofrat, hat sie behauptet. ..»

«Babsie macht mir ständig Vorwürfe, weil ich so wenig mit ihr rede. Aber schliesslich wartet meine Frau mit dem Nachtmahl. . .»

«Baby habe ich unter der Voraussetzung ins Bett bekommen, dass ich ein Haus auf Ibiza mein eigen nenne. Jetzt will sie es immer sehen. Ich erzähle ihr, dass es repariert wird und solche Unternehmungen dort unten sehr lange dauern...»

«Janine heisst in Wirklichkeit Poldie und musste nicht einmal entjungfert werden, weil sie Ballettelevin war. Aber nur in der Volksoper .. .»

Ich schloss den Andenkenskoffer meines Freundes und stellte ihn in den Keller. Mein Sohn konnte immerhin schon lesen.

In den folgenden Jahren blieb Herbert verschollen, vielleicht bei einer Expedition am Amazonas, vielleicht als Opfer einer der häufigen Revolutionen, möglicherweise als Freund einer Zinnmillionärin und Verwalter ihrer Hazienda.

Die österreichische Kulturszene hatte eine grosse Begabung verloren. – Herberts einzige Ambition war die Literatur gewesen. Den Zugang zu ihr hatte er sich durch amouröse Abenteuer erworben. Nie mehr würden das Bett zwischen den Barockengeln, das Bad mit der indirekten Beleuchtung eine derartige Fülle von den Schönheiten einer bestimmten Epoche bergen.

Die Zeit der grauen Borsalinos, der Kreppsohlen und der grobkarierten Sakkos war vorbei.

Vor einer Lesung in einem der vielen für Kultur reservier-

ten Palais – ich hatte die damalige Wohnung schon lange verlassen und den Keller und die Frau – erschien Herbert nach einer mir unendlich lang erscheinenden Zeit mit einer eher hässlichen jungen Dame, stellte sie als Philosophie-studentin vor und bat mich um zwei Plätze.

«Ich hab' meinen Frieden mit dem Staat gemacht, man bleibt auch in der Fremde ein Wiener, und auch die Gefäng-nisse sind hier angenehmer. Weniger heiss, und es dauert nicht so lang.»

Ich erfüllte seine Bitte, er bedankte sich höflich, erklärte mir, dass der studentische Schragen sehr belesen sei und von ihm beraten werde. Er ward seither nicht mehr gesehen. Über den Koffer fiel kein Wort.

Flucht und Heimkehr

Mit dem Fahrrad habe ich im April 1945 vor der heranrückenden Front die Ostmark verlassen, im Viehwaggon bin ich im April 1947 nach Österreich zurückgekehrt.

Mit fünfzehn mussten wir zum Volkssturm und wurden an der Panzerfaust ausgebildet, aber wir konnten zu Hause wohnen und gingen vormittags, wenn kein Fliegeralarm war, normal zur Schule. Ich war Luftschutzmelder und durfte eine Armbinde tragen, die mir erlaubte, auch bei Fliegeralarm mit dem Fahrrad durch die Stadt zu fahren. Ich kam mir unverwundbar vor, das Zischen und Bellen der Flakgeschosse schreckte mich wenig.

Damals sah ich den ersten Toten in meinem Leben, einen unrasierten alten Mann in einem schäbigen Anzug, der während eines Fliegeralarms mitten auf der Strasse tot zusammengebrochen war. Ich war sehr enttäuscht, dass er, wie sich herausstellte, vom Herzschlag getroffen worden war und nicht von einem Granatsplitter der Flak, wie ich zuerst geglaubt hatte. Das wäre viel abenteuerlicher gewesen.

Im März 1945 musste unsere Klasse zu Schanzarbeiten irgendwo zwischen Leithagebirge und Hoher Wand, es sollte eine Art Ostwall ausgehoben werden, als letzte Verteidigungslinie vor Wien. Ein Unglück verhinderte, dass ich mit dabei war. Ich war mit dem Fahrrad gestürzt, auf einer unserer abendlichen Fahrten durch die bewaldeten Hänge des Anninger, hatte in der Dunkelheit eine Kurve zu spät oder zu schnell genommen und war auf den glatten Nadeln zu Fall gekommen. Ich kam mir vor wie ein verwundeter Krieger. Indianerspiel und Kriegsernst gerieten uns damals noch oft durcheinander. Als ich mich trotz

Bluterguss und Prellungen anderntags humpelnd zum Einsatz meldete, wurde ich für vier Wochen zurückgestellt. Vier Wochen später wurde nicht mehr geschantzt. Dagegen erwartete uns nun jeden Tag die endgültige Einberufung zum Volkssturm. Die Schule blieb geschlossen. Die Front rückte unaufhaltsam näher. Abends sahen wir im Osten ihren Feuerschein. Immer wieder drang der Gefechtslärm durch.

Ich weiss nicht mehr, von wem der Anstoss kam. Aber es war ein spontaner Entschluss. Einer von uns Fünfzehn- und Sechzehnjährigen sagte: Ich fahre morgen zu Verwandten nach Bayern. Macht ihr mit? Wir können uns auch dort zum Volkssturm melden.

Der Vorschlag leuchtete uns ein. Vier oder fünf waren dabei, der eine nahm seinen jüngeren Bruder mit, der andere eine ältere Schwester. Entscheidend war der Besitz eines Fahrrads.

Am Nachmittag ging es mit vollbepackten Rädern los. Als wir in Heiligenkreuz zum ersten Mal rasteten, hiess es: Wohin wollt ihr? Ihr seid verrückt! Ihr kommt nicht mehr durch! Alle Strassen sind schon gesperrt!

Es war die Zeit der Gerüchte. Niemand wusste etwas Genaues. Alles war Hörensagen. Fakten und Greuelmärchen mischten sich zu phantastischen Bildern, die Teil unserer Realität wurden. Wir waren irritiert, aber wir fuhren weiter. Wir hatten uns entschlossen zu fahren, und so wollten wir durchhalten, bis uns tatsächlich etwas aufhielt. Gerüchte allein sollten da nicht ausreichen.

Es hiess, dass die grossen Landstrassen verstopft waren, von Wehrmachtsskolonnen, von Nachschub oder zurückflutenden Truppen, von Flüchtlingstrecks, die aus dem Osten kamen, aus Ungarn, aus dem Banat, aus Siebenbürgen. Es hiess, die grossen Landstrassen seien das Ziel von Tieffliegerangriffen, von Bomben und Maschinengewehrfeuer. So wählten wir kleine Seitenstrassen in Nieder- und Oberöster-

reich, wichen auf hundert Umwegen den Truppentransporten und Flüchtlingszügen aus, fuhren in einer Zickzacklinie durch die Dörfer und waren so beinahe zwei Wochen unterwegs, ehe wir nach Bayern kamen. Nachts schliefen wir in Heustadeln oder einfach in unseren Schlafsäcken, tags versuchten wir von Bauern Brot, Eier oder Wurst zu kaufen, manchmal hatten wir Erfolg, öfters gingen wir leer aus.

Immer wieder hielten uns Pannen auf. Die Schläuche aus Bunagummi schienen porös wie Schwämme und waren schliesslich mit Gummiflicken übersät. Es war besonderes Glück, wenn wir einmal unser knappes Flickzeug in irgendeiner kleinen Dorfwerkstatt ergänzen konnten.

Auch auf den Nebenstrassen und Feldwegen, die wir wählten, stiessen wir gelegentlich auf einen zusammengebrochenen Wagen, auf ein verendetes Stück Vieh. Ich erinnere mich, dass mich das abgeschossene Bein einer Kuh besonders beeindruckte. Ich fand es im Strassengraben, wo wir Schutz suchten, als eine Bomberstaffel im Anflug war. Wir hatten uns hingeworfen, die Räder halb über, halb neben uns – doch weiter passierte nichts. Eine Kontrolle der Wehrmacht überstanden wir mit der dringlichen Mahnung, uns am Zielort sofort zum Volkssturm zu melden. Dafür wurden wir mit unseren Rädern etliche zwanzig Kilometer auf einem Lastwagen mitgenommen. Das böseste Erlebnis hatte ich, als ich mich schon glücklich am Ziel wähnte. Unsere kleine Gruppe hatte sich längst geteilt, die meisten wollten Richtung Süden weiter. Ich war dabei, in einem Dorf in der Oberpfalz ein paar Lebensmittel zu besorgen, als ich in eine Razzia der Waffen-SS geriet. Ich wusste zuerst nicht, was sie wollten, bis ich begriff, dass sie es auf Fahrräder abgesehen hatten. Ich hatte keine Chance mehr, mein Rad zu verstecken, so sprang ich auf, trat wie verrückt in die Pedale und versuchte zu fliehen. Vergeblich. An der nächsten Kreuzung wurde ich abgefangen. Ich

wollte noch ausweichen. Einer der Waffen-SS-Leute gab ein paar Warnschüsse in die Luft ab. Ich begriff: Dies war kein Indianerspiel. Dies war bitterer Ernst. Ich war umstellt. Einer der SS-Leute zog mich vom Rad. Gib schon her, Junge, sagte er. Mach keinen Quatsch! Wir müssen zur Front! Ich zitterte vor Wut und Angst, aber ich sagte: Ihr braucht das Rad doch nur, um abzuhausen! Ihr wollt fliehen! Da traf mich der Stoss eines Gewehrkolbens in die Seite: Halt den Mund! Wir können dich vor ein Kriegsgericht bringen! Ich schwieg und kämpfte mit den Tränen. Das Fahrrad war alles gewesen, was ich besass. Ohne das Rad fühlte ich mich verlassen und nackt. Gedemütigt schlich ich davon.

Zwei Tage später waren die Amerikaner da, von allen wie Fabelwesen bestaunt.

Ich war bei einer entfernten Tante untergekommen, die einen neunhundert Jahre alten Rittersitz besass, der sich stolz Schloss nannte, in Wahrheit aber ein verwahrloster stinkender Kasten war, der sich kaum heizen liess. Halb Schlesien schien hier Zuflucht gefunden zu haben – jeder Raum war mit vier, fünf oder sechs Flüchtlingen belegt, die in Doppelbetten, auf Pritschen oder direkt auf dem Boden schliefen und froh waren, wenn sie Matratze und Decke ergattert hatten. Es war die Hölle, wie sie Celine in seinen Büchern beschrieben hat, bloss dass es in unserem «Schloss» keine ehemalige Naziprominenz gab, nur einen zusammengewürfelten Haufen vom Schicksal Geschlagener, die alles verloren hatten ausser ihrem Willen zu überleben und im Übrigen ihrem Nächsten aus tiefstem Herzen misstrauten und ihm den kleinsten Vorteil neideten.

Mein Versuch, im amerikanischen Truppenlager Grafenwöhr als Dolmetscher unterzukommen, misslang; ich musste mein Schulenglisch, auf das ich mir soviel eingebildet hatte, gewaltig überschätzt haben. Schliesslich war ich froh, auf einem Bauernhof Knechtsarbeit tun zu dürfen

und mir so täglich eine warme Mahlzeit verdienen zu können.

Im Herbst 1945 ging ich wieder zur Schule, in Bayreuth. Das bedeutete: jeden Morgen ab fünf Uhr früh einen sieben Kilometer langen Fussmarsch zur nächsten Bahnstation, dann über eine Stunde mit dem Bummelzug nach Bayreuth und abends auf dem gleichen Weg zurück. Das ging so einen Winter lang, dann kam ich nach Kulmbach in ein Internat.

In dieser Zeit ersehnte ich nichts dringlicher als die Heimkehr nach Österreich. Aber noch fehlten die notwendigen Papiere. Endlich traf der verzweifelt erwartete «Heimatschein» ein. Er sollte den Weg zur Rückkehr öffnen.

Man hatte mir gesagt, dass die Reise nach Österreich damals nur mit Sammeltransporten möglich war. Um an diesen Sammeltransporten teilnehmen zu können, musste man sich im Österreicherlager in München melden. Das tat ich auch. Dort erwartete mich freilich eine unangenehme Überraschung. Zwar wurde mein «Heimatschein» in Ordnung befunden. Aber die Sammeltransporte gingen nur alle vier Wochen, und der nächste, der in wenigen Tagen, noch vor Ostern 1947, abgehen sollte, war bereits überfüllt. Man tröstete mich: Wartezeiten von vier oder gar acht Wochen seien hier nichts Besonderes. Manche hätten noch länger warten müssen, aber dann habe es schliesslich doch geklappt. Ich solle nur den Mut nicht verlieren.

Nichts erschien mir in diesem Augenblick furchtbarer, als mich weiter gedulden zu müssen. Schliesslich hatte ich bereits zwei Jahre auf die Rückkehr gewartet. Der heimatisch vertraute Tonfall der Menschen im Lager liess das Heimweh fast unerträglich werden.

Ich ging auf den Güterbahnhof, wo die Züge nach Österreich zusammengestellt wurden, und mischte mich unter die Wartenden. Ja, diese Güterwagen und Viehwaggons dort, die würden für den nächsten Sammeltransport

zusammengestellt. Man dürfe aber noch nicht einsteigen. Ich kam mit einer Gruppe von Leuten ins Gespräch, die besonders viel Gepäck zu haben schienen. Überall standen Koffer und Kisten herum. Einer schien, in verschiedene Pakete zerlegt, ganze Maschinen samt Hunderten von Ersatzteilen transportieren zu wollen. Ob ich ihm wohl beim Verladen behilflich sein könnte, vielleicht gar einen Teil der Kisten als meine ausgeben würde, wenn wir einmal sicher über der Grenze wären und nachdem ich selber doch offenbar ausser einem Rucksack kein Gepäck hätte? Ja, das wäre wohl möglich – ob er aber dann nicht mit mir alle Kisten so aufeinander stapeln könnte, dass sie an einem Ende des Waggons eine Wand bildeten, gewissermassen eine Wand vor der Wand mit einem kleinen Abstand dazwischen? Er verstand, was ich meinte, kniff ein Auge zu und lächelte. Wir waren handelseinig.

Endlich war es soweit, und es ging ans Verladen. Unglaublich, wie rasch sich die Waggons füllten und was die Leute alles mitnehmen wollten, Bettwäsche, Kartoffelsäcke, Kinderwagen, Kommoden – vor lauter Gepäck und Gerümpel schienen die Menschen in den Wagen kaum noch Platz zu finden.

Wir bauten die Kisten nach Plan auf, stapelten eine über die andere, schoben die nächsten so nahe heran, dass nur minimaler Zwischenraum blieb. Andere kamen hinzu und begannen zu helfen, stellten auch weitere Gepäckstücke zur Komplettierung der Wand zur Verfügung. Wie wir bald merkten, nicht ganz uneigennützig. Sie hatten unseren Plan schnell durchschaut und fragten, ob dahinter nicht wohl noch etwas mehr Platz sei als nur für einen. Da müssen sie den fragen, sagte mein Partner, der Maschinentransporteur, und wies auf mich. Unversehens war ich zum Chef der Schwarzfahrer avanciert. Wollen sehen, was sich machen lässt, sagte ich etwas grossspurig.

Endlich war die Wand fertig. Mittlerweile hatten sich acht

oder neun Leute davor versammelt, die alle auf ein Zeichen von mir warteten, sich hinter der Wand zu verstecken. Als die Stunde der Abfahrt und damit auch der Kontrollen näherkam, verschwanden wir alle hinter den Kisten. Mein Partner und andere im Wagen verstopften den Eingang mit Koffern, Taschen und Säcken.

Wir standen reglos in unserem Versteck. Nie in meinem Leben ist Zeit so langsam vergangen. Die Kontrolle im Waggon, die wir hören, aber nicht sehen konnten, schien kein Ende zu nehmen. Niemand verriet uns. Als sich der Zug in Bewegung zu setzen begann, murmelte nicht nur eine Stimme: Gott sei Dank. Eine alte Frau neben mir fing eine endlose Litanei an: Herr Gott, lass es Abend werden, Morgen wird es von selbst. Unaufhörlich wiederholte sie diese Worte, aber keiner wagte, sie zu unterbrechen.

Immer wieder blieb der Zug stehen und ruckte aufs Neue an. Die Reise schien nicht enden zu wollen.

An der Grenze, hinter Freilassing, hielt der Zug eine Ewigkeit lang. Die schweren Türen, die von innen nicht zu öffnen waren, wurden aufgeschoben, und amerikanische Soldaten kontrollierten die Reisenden. Einer leuchtete mit grosser Geduld alle Ritzen und Fugen unserer Kistenwand aus, merkte aber nichts. Jeden Moment müssen wir nun entdeckt werden, dachte ich. Wenn nur niemand hustet oder niest oder furzt. Aber keiner hustete, nieste, furzte. Sogar die alte Frau hatte mit ihrer furchtbaren Litanei innegehalten und schwieg.

Als die Türen wieder zugeschoben wurden, begann ein Kind zu weinen, und seine Mutter deklamierte zum hundertsten Mal dieses Gedicht, das eine seltsam beruhigende Wirkung zu haben schien, auch auf die alte Frau neben mir:

Unser Kaspar sitzt und weint,
Weil die Sonne nimmer scheint...

Wir brauchten acht Stunden nach Salzburg. Nach einer neuerlichen, diesmal kürzeren Kontrolle hiess es: Die Luft ist rein, ihr könnt jetzt raus. Im Handumdrehen war der schmale Zugang geöffnet, und die Eingeschlossenen drängten, einem zwingenden Bedürfnis gehorchend, ins Freie.

Vor der Weiterfahrt nach Linz nahmen wir unsere Plätze wieder ein, aber es gab jetzt keine Kontrolle mehr. In Linz dagegen, wo wir auf dem Güterbahnhof von Kleinmünchen auf ein Abstellgleis rangiert wurden, hiess es: Seid vorsichtig! Das Schlimmste steht euch noch bevor! Die Russen kontrollieren bei Enns sehr viel schärfer als die Amis in Freilassing! Da kommt ihr niemals durch!

Vielleicht war es wieder nur ein Gerücht, aber das Risiko schien mir zu gross. Bis hierher war alles gutgegangen, jetzt wollte ich nichts mehr aufs Spiel setzen. So nahm ich meinen Rucksack und verliess den Zug. Ich ging zur nächsten Meldebehörde, legte meinen Heimatschein vor und bat um einen Passierschein nach Wien. Es gab zunächst grosse Aufregung, und meiner Beteuerung, die Fahrt von München hierher sei nichts Besonderes gewesen, die Kontrollen hätten mich nicht beanstandet, wurde nicht so recht Glauben geschenkt. Ich hätte meine Heimkehr erschwindelt, andere müssten Monate warten, gab man mir zu bedenken. Schuldbewusst gestand ich das zu. Andererseits schien meine Sünde doch eher lässlicher Natur und bei Einsicht vergebungsfähig. Übermorgen sei Ostern, sagte der Beamte hinter dem Schalter, und ausserdem hiesse er auch Schmid, wie ich, da wolle er einmal Gnade vor Recht ergehen lassen und mir eine provisorische Identitätskarte ausstellen, mit der ich mich aber binnen acht Tagen in Mödling bei der Polizei melden müsste. Im Übrigen könne ich mir jetzt mit diesem Ausweis eine normale Fahrkarte lösen und müsse nicht mehr in den Sammeltransport zurück.

Wie von einer Zentnerlast befreit, fuhr ich zum Hauptbahnhof. Mit dem letzten Geld, das ich mir noch in München eingetauscht hatte (damals musste man etwa zehn Reichsmark für einen Schilling geben), besorgte ich mir eine Fahrkarte 5. Klasse nach Wien. Ich fühlte mich wie ein König. Auf den Zug wartend fiel mir plötzlich ein, dass ich seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen hatte. Ich öffnete meinen Rucksack, nur um festzustellen, dass die Dauerwurst – die ist prima, die hält vier Wochen, hatte die Verkäuferin in München gesagt – zu stinken begonnen hatte. Wasser war aus ihr ausgelaufen, und auch das Brot roch vergammelt. Ich warf alles weg und hatte auf einmal gar keinen Hunger mehr.

Jetzt bist du also richtig in Österreich, dachte ich, und stellte mir das Wiedersehen mit den alten Freunden vor. Das erste, was ich mir kaufen wollte, sobald ich etwas Geld verdient hätte, würde ein Fahrrad sein.

Klage um den Vormai

Wenn ich um Vergangenheiten klage, so um ihre Zukunft-Süchtigkeit. (Um die Vergangenheit, die unsere Gegenwart einmal sein wird, werde ich in dieser Hinsicht nicht zu klagen haben; sie besteht aus lauter Heimweh nach einer Vergangenheit, die es nie gab: in der die Uhrmacher rückwärtslaufende Uhren bauten.) Einräumen muss ich, dass die Zukunft-Sucht verschiedener Vergangenheiten verschieden innig ist. Eine besonders schön tickende Zeit aber ist für mich das Jahrzehnt vor dem maiernen Staatsvertrag.

Mag sein, dass meine tschechoslowakische Kindheit da präludierte: traditionsunbelastete, rein in die Zukunft verliebte – in der lichthungrigen, würfelhausbauenden, winkelausfegenden Kindheit einer jungen erstmaligen Republik, in der meine Familie noch dazu nicht wurzelte. Ich gedieh in der Atmosphäre eines jungen Staates, die ich vor jeder Politik erlebte, und so wie mir das Stoffstück mit dem seltsamen blauen Zwickel im Weiss und Rot, das uns im harschen Wind eines schulunfreien Feiertags mühsam erklärt wurde, unendlich langweiliger war als die Stücke aus handwarmem gelbem Messing, die wir abwägen durften, so ist mir auch das vorfrühlingsherbe österreichische Jahrzehnt, das meine nachpubertäre Jugend bedeutet, unvergleichlich mehr als seine historische Definition und doch von ihr nicht trennbar.

Natürlich war meine Welt von 1945 die eines ganz jungen Menschen; einem älteren bot sie sich wohl anders dar; und doch müsste der schon viel herumkünsteln und all seine Miesmache einsetzen, um diese Epoche der hochgekremelten Ärmel, des alle umfassenden Proletariertums, der ausgehungerten Jugend mit viel «Future», des Kahlschlags der Traditionen und Handschlags über die Grenzen als *junge Zeit* abzuleugnen.

In (für uns) neue Inhalte wurden tatsächlich Hoffnungen gesetzt. Humanismus, Pazifismus, Demokratie, Sozialbewusstsein, Öffnung zur ganzen Welt – das war, so sehr es von anderen leergedroschen wurde und unpraktiziert blieb, für uns neue Generation der feste Kodex. Gegen ihn zu verstossen machte einen zum Schwein, ja schien geradezu undenkbar. Jedem damaligen jungen Menschen war klar, welchem Distelstrauss von Schicksalen er entgangen war. Krieg als eine der vielen Figuren von Politik, Vertilgung als mögliche Lösung im Disput – das überstieg jetzt unser Fassungsvermögen. Es war eine junge, in aller Tristesse der Kulisse optimistische Zeit: da war die Hoffnung auf Frieden und Glück nicht mit dem Zurückdrehen der Geschichte verbunden, im Gegenteil.

Der ungeschriebene Kodex galt weithin auch für die konkreten menschlichen Beziehungen. Freilich drang der frische Wind nicht in alle muffigen Winkel, und zu mancher Klimaänderung bedarf es leider Jahrzehnte. Aber ein Anfang war gesetzt: zu natürlicherem und aufrichtigerem Umgang, zum Bruch der Klischees und Konventionen, der Tabus und Korsette; zu Partnerschaft und offener Freude

zwischen den Geschlechtern. Vorstösse waren oft noch zaghaft; es gab konservative Bedenken, ob all dies nicht zu weit führe. Aber es gab noch nicht die Konterrevolte, und es gab auf der anderen Seite nicht die Ausfahrt ins offene Meer der Amoral. Kaum jemand fragte schon damals: Warum einen Rollstuhlfahrer nicht zusammenschlagen?

Der Fortschritt war noch schön ungekrümmt, die Zukunft lag garantiert nicht hinten. Wissenschaft und Technik – mehr wissen und mehr können – waren gut, Sachlichkeit – sich an die gegebenen Tatsachen halten – war gut, ungeachtet des Mehr-Qualen-Wissens und Mehr-morden-Könnens und der manchmal vom *Teufel* gegebenen Tatsachen. Das aus unserer natürlichen Luft gewonnene Düngemittel war nicht schofler natürlich als das unter der Kuh hervorgeschaufelte, und das Brot, in dessen Teig ein Maschinenteil oben hineintupfte, war nicht segensärmer als jenes, über das die backende Bäuerin ihr Kreuzzeichen schlug. Kunststoffe verhiessen Hausrat, Beton Dachüberkopf für alle. Noch war die Sorge nicht, wie das eigene Edle zeigen, wenn anhand der Gildenreproduktion auch der Fakturist über van Goghs Sonnenblumen würde mitreden können.

Noch war sie out, die «gute alte Zeit». Noch übte man gegenüber der Courths-Mahler und dem Gartenzweig das so schön eindeutige Hinwegsehen und nicht dieses zwielichtige «wissende» Augenzwinkern, das dann bald zum Flirtgeschau und danach zum nichtmehrbewussten Tic des neuen «Romantik»-Fans wurde. Noch fand man Kitsch nicht liebenswert, Kreisler konnte das ganze Alpenglühens-Universum noch in lichtjahrebreiten Strophen verlachen.

Wir badeten in allen weggestaut gewesenen Künsten, als die Schleusen sie nun freigaben; den Künsten von vorgestern, um die uns das Gestern hatte prellen wollen, weil sie ins Übermorgen wiesen. Freilich: die Künste hatten es besonders schwer, auch mit der jungen Generation; sie waren den Menschen nicht nur durch den Hitlerzauber entfremdet. Doch die Zeit in ihrer Offenheit, ihrer Erneuerung, wenn auch nicht in ihren Stammtischen und Massenmedien, war den Künsten, war ihrer Nachholrevolte und bald schon ihrem neuen Vorpreschen in alle Richtungen günstig wie kaum je. Wir Künstler und Angesprochene hatten die Stunde der masslosen Begeisterung – heute messen wir, was da geistert; das grosse Fressen wird uns Sattgepampften nie mehr so schmecken wie uns Ausgehungen.

Wir waren eine freche Minderheit, aber dürfen die Zeit, die uns zur Minderheit machte, selbst für nicht tadeln, denn sie liess im Gegensatz zur Vorzeit freche Minderheiten zu. Wir waren aggressiv wie echte Desperados, doch waren wir nicht echt desperat. Wir glaubten, unsere humanitären Inhalte und fortschrittlichen, manchmal bürgerscheuchenden Kunstmethoden letztlich durchsetzen zu können, und waren eitlen Perspektiven nicht heroisch abgeneigt, wenn etwa Hans Weigel in einer stürmischen Veranstaltung um die Freiheit der Kunst uns gegen den Protest der damaligen Kulturrichter als die Nobelpreisträger von 1970, '80 und '90 ehrte.

Da plötzlich tauchten allüberall wie die Schwammerln literarische Rückbesinner auf «österreichische Eigenart», auf den Glanz von vorgestern aus dem Reisig. Die zwei K hiessen nicht mehr kalter Kaffee. Adel wurde wieder schick, Nostalgie zum Kopfweh der nächsten dreissig Jahre, Causerie ersetzte die Kaustik, jedem Künstler sein Schlüssel, klang das ungedruckte Manifest. Österreich wurde, rechtzeitig zum Staatsvertrag, rasch erstmal alt.

Unser Espresso im Uni-Viertel. Maiabend. Belämmert sitzen wir herum. Von oben ist entschieden: mit der Freiheit bekommt Österreich auch ein Bundesheer. Zwar steht in einem steilen Vorstadtgässchen, und darum von der Hauptstrasse aus lesbar, an diesem Tag noch grell hingekalkt «Figl irrt – es wird nicht exerziert!». Aber die Maschinerie ist nicht mehr zurückzudrehen. Der jüngst gelesene Wunsch eines amerikanischen Hochschulprofessors «Jeder muss die Kunst des Tötens lernen» wird nun auch für uns Befehl. Wenn die Politiker sprechen, entfliegen die Marotten. Wir werden lernen, Rohre exakt in die Mitte von Gesichtern zu richten. Pappkamerad: Es gibt wieder Feinde. Das «Übrigens-bemerke-ich» zu zerstörender Ansiedlungen. Den Eid, genau wieder so zu krepieren, wie Goya und Picasso es hingestrichen, Brecht, Malraux und Majakowskij es gedichtet haben; nein, viel ärger. Die ganze Ölzweig-Generation schaut erstaunt auf. Wir alle sind unvorbereitet. Einer erwägt eine Kleindemonstration. Einer verlangt mit Leserbrief Volksabstimmung oder Rücktritt der Regierung. Wir alle unterschreiben einen poetischen Protest. Nur einer sagt: «Keine Hysterie. Jetzt heisst es eben, Offizier werden.» Die Kleindemonstration wird unbehelligt durchgeführt. Der Leserbrief nicht veröffentlicht. Der Vormai ist um.

Von der Unwahrheit der Wahrheit

Was weit zurückreicht, nimmt den Schein des Vergangenen an. Es ist *gewesen*, als wäre es von der Zeit, in der wir jetzt leben, abgebrochen. Ältere sagen, «wir erinnern uns noch», aber das heisst nichts anderes, als wenn Jüngere behaupten, sie hätten davon gehört oder gelesen. Sätze über das eigene Erinnern und Sätze über Sätze, die sich auf Erinnerungen beziehen, vermischen sich, Sachverhalte und Deutungen verschwinden ineinander, und Wahrheiten, die sich selbst zur Wahrheit erheben, regeln das «Historische».

Ihr Anspruch, das «Wahre» im Zusammenhang des Ganzen festgestellt zu haben, lebt von selbsternannter Sinngebung, die Gericht hält.

Die erste Wahrheit, die ich, damals sechs Jahre alt, 1957, als Gericht erfuhr, *stand* vor mir: Menschen und Gebäude. Die Landschaft war frei von Wahrheit. Sie hatte nichts mit den Menschen und den Gebäuden zu tun, in denen die Menschen wohnten, die die Wahrheit waren. In den Wäldern, Alleen, Hecken und Feldern verkroch ich mich vor der Wahrheit. Die Wahrheits-Menschen erschienen mir überaus gross und ohne Alter. Die Anzüge, die sie trugen, liessen nicht die Vorstellung zu, dass darunter das nackte Fleisch war und ein «Inneres» mit einem Herzen und anderen Organen. Den Gebäuden schien das Innere zu fehlen. In ihnen herrschte die Verborgenheit, die auch ihr Äusseres bestimmte. Solche Gebäude waren die Schulhäuser, die Amtshäuser, die Schlösser und die Sängerrheime.

Das Kind glaubte, dass diese Menschen und diese Gebäude «ungeworden» sind, von der «Ewigkeit» der Märchen und Sagengestalten. Sie waren es, deren Sprache galt. Und ihre Sprache war weit mehr als eindeutig: sie riegelte die Welt

ab und versetzte die Dinge in Erstarrung und lähmte die anderen Menschen so sehr, dass der Zweifel verkam. *Sie* waren die Ordnung.

Das Kind wusste damals nicht, dass es von Bildern bedroht war. Wenn ich mich jetzt erinnere, setze ich die Bilder in Bewegung, die als lichte Flecken übriggeblieben sind. Das andere ist dunkel, aber nicht dunkler als das Dunkle damals. Es ragten Erscheinungen in die Kinderwelt, Erscheinungen, die sich vor andere Erscheinungen geschoben hatten. Was *ständig* war, besass die Übermacht.

Ich lernte den Typus Mensch kennen, der sich für den Faschismus besonders geeignet hatte und eignet. (Ich scheue mich zu behaupten, dass dieser Typus eine Variante der menschlichen Natur ist, weil ich mich wehre zu glauben, dass es diese Natur gibt.) Dieser Typus (als Möglichkeit) steckt auch im Menschen unserer Tage, er bedroht uns.

Wer waren diese Wahrheits-Menschen damals (von denen heute noch viele leben) und ihre Wahrheitsgebäude? War mein sicheres Gefühl, dass die Landschaft, in der ich lebte, frei und unberührt sei von ihrer überfallenden Wahrheit, nicht die kindliche Ahnung, dass den Blicken dieser Wahrheit *etwas* nicht gehorchte, obwohl viele Möglichkeiten dieser Landschaft damals längst schon zerstört waren?

Es waren rückblickend, und das ist eigentlich das Erschütternde, alltägliche Menschen. Sie wohnten im Süden der Steiermark, an der Grenze. Viele von ihnen waren Soldaten des Ersten Weltkrieges gewesen, und die meisten glaubten, viel verloren zu haben. Die Not, die sie litten, so sagten sie, hinge mit diesem Verlust zusammen. Sie vermissten den Zusammenhalt. Sicher waren sie dadurch bestimmt, dass sie an der Grenze lebten. Sie hatten sich 1919 gegen eine weitere Verschiebung der Grenze nach Norden gewehrt. Einigen war Besitz verlorengegangen, später im «Ausland» wieder benützbar geworden. Diese wurden Doppelbesit-

zer, besonders sie erschienen mir hochmütig. Aber was war schon der Mensch ohne Besitz?

Den Arbeiter gab es dort nicht, wo ich aufwuchs. Ich hörte zwar, dass es Rote gebe, und «rot» war ein Schimpfwort. Arbeiter, das klang nach Fabrik, die Arbeit des Arbeiters war eine andere Arbeit als die des Bauern, auch der Knecht hatte eine andere Arbeit.

Zu verdienen gab es nicht viel. Man musste das Wenige Zusammenhalten. Man war auf «sich» gestellt und damit der Not ausgeliefert. Es gab wenig Eingriffe von oben und daher auch keine Hilfe, die bedrohlichste Form der Abhängigkeit. Die Kirche schuf eine Art Gemeinsamkeit. Man betete, dass das Übel vorüberziehe, wissend, was anderswo das Unheil anrichten würde.

Diese Bauernwelt hatte nichts Idyllisches. Sie war auch ohne bewusste Tradition. Der Mangel hielt die Dinge lange im Gebrauch, aber niemand hielt an den Dingen der Dinge wegen fest, weil die Dinge etwa eine Geschichte hatten. Was weitergegeben wurde, war Wiederholung. Geschichten über Verstorbene füllten die Leere aus, die der Rückblick heraufbeschwor. Die einzig wirklichen Erinnerungen waren die Kriegserinnerungen. Was geschehen war, schien diese Bauern nicht verändert zu haben. Alles ist, wie es ist. Das wurde hingenommen, ohne eine Spur von Tragik oder Hoffnungslosigkeit. Nicht einmal die Kirche war in der Lage, Brüderlichkeit zu vermitteln. Es gab Kameradschaft, aber für ihre Verwirklichung fehlte noch der Befehlshaber. Mit Kameradschaft waren sie ansprechbar und auch zu verlocken. Trotzdem gab es in der Dorfgemeinschaft, ganz zu schweigen von Dorf zu Dorf, keine stärkeren Bindungen. Beim Kegeln oder Eisschiessen, nicht beim Kartenspielen, bildeten sich Gruppen. Begräbnisse und Feuerwehübungen hingegen hielten die Bereitschaft wach, die alltägliche Arbeit und Fron auf Höheres hin zu übersteigen. Die Jäger hatten sogar eine gemeinsame

Sprache, ebenso stereotyp verwendet wie der sexuelle Wortschatz. Man hörte selten klare Meinungen von ihnen. Sie waren vorsichtig und schlau, wendig und böse, wenn es um den Besitz ging. Die Frauen waren da, sie wirkten wie das Eigentum der Männer. Sexuell müssen die Frauen dennoch eine ungeheure Gewalt ausgeübt haben. Vor dieser Gewalt flohen die Männer in die Gasthäuser, ohne darüber zu sprechen. Wer eine Frau hatte, war wer. Viele konnten sich keine Frau leisten oder fanden keine. Solche Junggesellen waren ausgesetzt und in einer gewissen Weise vogelfrei. Hierarchien, wie sie während einer Messe, während eines Feuerwehreffestes oder einer Andacht gegeben waren, galten auch im Gasthof. Nur wenn es ein Opfer gab, einen, dem man seine Minderwertigkeit zeigen wollte, rückten sie zusammen.

Aber es gab die Wahrheits-Menschen nicht nur unter den Bauern. Es gab auch Wahrheits-Menschen, die Gutsbesitzer, Kaufleute (die Handwerker betrieben meistens auch eine «Wirtschaft») und Beamte waren. Weit darüber hinausgehoben waren die Adligen, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer. Zu ihrer Wahrheit kam dazu, dass wir Kinder die Art ihrer Wahrheit erreichen sollten. Sie alle hatten die Wahrheit der höheren Schule an sich, die Adligen zusätzlich die Wahrheit der Herkunft.

Vor diesen Wahrheits-Menschen entstand meine Scham (vor den anderen hatte ich Angst). Ich wusste, dass meine Eltern mich angstvoll mit den Blicken dieser Menschen sahen. Ich und sie waren die, die vor ihnen bestehen mussten.

Sie waren, ausgenommen die Adligen, meist national eingestellt. Ich hörte, wie sie sagten, dass sie *Deutsche* seien und dass sie erst die wären, die sie sein könnten, wenn sie heim ins Reich kämen. Und dies werde bald geschehen. Dass ich Österreicher bin, hörte ich nur in der Schule, und es wurde mir erst in diesem Zusammenhang bewusst.

Als über das Kruckenkreuz mit anderer Farbe das Hakenkreuz gemalt wurde, als mir das, was die Menschen bewegte, in Farben entgegentrat, bemerkte ich, dass der eine Wahrheits-Mensch vor dem anderen Angst hatte und dass sie alle dem entgegentrieben, der die Angst abstellen wollte. Die Wahrheits-Menschen sprachen vom Abschluss.

Einer von all denen hat mich besonders geprägt, mein Oberlehrer, eine Schicksalsgestalt, die noch in der Monarchie den ersten Diensteid geleistet hatte und seither, bei allen inhaltlichen Veränderungen dessen, worauf er den Eid geleistet hatte, das ihm Aufgetragene immer bis zur letzten Konsequenz vertreten und durchgeführt hatte. Seine Schule, die ich seit 1937 besuchte, lag auf einem Hügel und blickte, tatsächlich wie ein strenges Auge, hinab auf den Teich und auf die am Schulhaus vorbeiführende Strasse, auf der keiner mit gutem Gewissen ging, der wusste, dass ihn der Oberlehrer kannte. Er war es, der mich lehrte, dass ich ein Österreicher sei, und er verdeutlichte mir dieses Österreicher-Sein an Hand von Symbolen, wobei nicht nur Bilder, Fahnen, geographische oder historische Karten Symbole waren, sondern auch unsere Berge, Wälder, Menschen usw. Er war überaus streng, verwendete die Rute und kannte kaum Nachsicht. Die Schüler waren dem «unerbittlichen Gesetz» unterworfen, und nichts störte ihn mehr, als wenn einer nur eine Handbreit von den in seinen Befehlen verwirklichten Geboten abwich.

Am Tag vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich sah man ihn mit dem Pfarrer des Dorfes Spazierengehen, und man hörte, wie er sich noch von ihm mit einem «Grüss Gott» verabschiedete. Wenige Wochen später, als es für den Oberlehrer bereits zur Natur geworden war, «Heil Hitler» zu sagen und der Pfarrer ihm gegenüber beim «Grüss Gott» blieb, zeigte er ihn an.

Wir waren vom Tag des Einmarsches an keine Österreicher

mehr. Meine Kränklichkeit, die er zuvor, wie er sagte, mit christlicher Gesinnung toleriert habe, war für ihn jetzt der Anlass, zu befürchten, dass sie einen Makel in meinem «Deutschsein» darstelle. Fortan war ich der mit der gekrümmten Wirbelsäule, der Lungenanfällige, der Kandidat für das Blaulicht. Waren bis zum Einmarsch die Turnstunden für die Pflege des Schulgartens verwendet worden, so waren es jetzt Gemeinschaftsspiele, die ertüchtigen sollten. Es ging um die Trennung der Schwächeren von den Stärkeren. Ein Wort, das er ständig auf den Lippen hatte, war das Wort «wahr». Der «wahre Feind», der «wahre Verbündete», die «wahre Grenze», der «wahre Führer». Was nicht wahr war, so lehrte er uns, sollte verschwinden oder wahrgemacht werden.

Als dann der Krieg kam, so erinnere ich mich, war noch ausschliesslicher von der Wahrheit die Rede. Der Krieg brachte die endgültige Ordnung, die vorübergehende Unsicherheit der von mir als zeitlos erlebten Wahrheits-Menschen verschwand nun endgültig. Als sei nur eine Oberfläche bewegt gewesen, zog sich über die meisten Männer wieder eine undurchdringliche Glätte. Viele von den Wahrheits-Menschen trugen Parteiuniformen, das Hässlichste an «Gleichheit», das mir in meinem Leben untergekommen ist. Jene, die die Uniform der Wehrmacht trugen, wirkten ganz anders auf mich, gelöster und betroffener. Ich erlebte sie als diejenigen, die die Heimat verlassen mussten, den *Ort*, den Bereich, der mir als der einzig verstehbare und erträgliche erschien. Diese Soldaten waren für mich damals die Garanten, dass mein *Ort* mein *Ort* bleiben konnte. (Die Erinnerung zeigt, welche notwendige Erkenntnis und Erfahrungsquelle die sogenannte «subjektive» Erfahrung ist. Der abendländische Wahrheitsanspruch, der für seine Evidenz eine möglichst grosse Zahl an Fakten und Überprüfbarkeit braucht und um der Objektivität willen sogar glaubt, das Bewusstsein eliminieren zu

können, verdeckt, dass die Erfahrung, die nur von aussen kommt, das grausamste Zerstörungsmodell für den einzelnen ist, ohne dessen Aufleuchten im Geschehen des Ganzen, die Geschichte immer eine Geschichte der Knechtschaft bleiben wird.) Ich entdeckte damals besonders heftig, dass ich ein Ich bin, weil ich die Erfahrung machte, dass es eine Abweichung gibt – nicht nur meine –, einen Bereich, der mit der Welt draussen nur auf besonderen Umwegen zu tun hat. Es waren vor allem erotische Phantasien, die das Ordnungsganze, um das es Tag für Tag ging, in ein Dunkles zurücksehnten, das mit der Zeit, mit Entstehen und Vergehen zu tun hatte.

Seit den ersten Frontberichten, die wir im Radio hörten, traten bei vielen die Abweichungen in den Hintergrund. Das Kind begann sich den Schreckgestalten der Wahrheit anzugleichen. Wie wohltuend irritierend war es, dass der Grossvater, Diener der Herrschaft und Gärtner, dessen Erfahrungswelt noch vom Modell der Monarchie geprägt war, nicht glaubte, dass die gegenwärtigen Machthaber (das Machtansichreissen der kleinbürgerlichen Nebeneinander-menschen) zu einem Menschentum führen könnte, das das Recht hatte, ein Volk zu regieren. Jedesmal, wenn eine Sondermeldung durchgegeben wurde, verliess er resigniert den Raum und behauptete: «Das sind Lügen.» Und wir hörten ihn kaum, weil wir über die Landkarte gebeugt waren und mit Buntstiften die Linien der Front nach jedem Bericht berichtigten.

Damals bemerkte ich, dass sich mein Vater, Verwalter bei einer den Nazis Gott sei Dank abholden Herrschaft, wohler fühlte. Trotz des Krieges hatte er mehr berufliche Sicherheit. Der Privatangestellte fühlte sich in der Gemeinschaft geborgener; was er verwaltete, warf jetzt nicht nur den Verdienst für den Brotgeber ab, er arbeitete am Ganzen mit, wie wir Schüler, die in einen Taumel getrieben wurden, weil es in unserer Macht zu stehen schien, mit

gesammelten Heilkräutern dem Allgemeinen zu dienen, nicht dem, was andere wollten, sondern der Geschichte schlechthin.

Der geschichtliche Auftrag entfaltete sich als Stammbaum der Pflichten. Worüber wir heute lachen, über den Blockwart: er war das Geheimnis des Systems. Jeder hatte seinen Aufgabenbereich und, was man am meisten suchte, den klaren und vollziehbaren Sinn, die Wahrheit. Es gab für diese Wahrheit immer einen, der unter einem war, und der Feind war als unterster Auswurf von jedem tretbar. Die Männer der Wahrheit *glänzten*, das wiedergekehrte Deutsche hatte ihre verstockte Wahrheit in das Helle der Tradition geführt, die für die dazugehörige Emotion das entsprechende Lied bereitstellte. «Wahr» und «falsch» waren unterschieden, als hätten Gott oder die Erkenntnistheoretiker das Sagen. Und das hatten sie ja auch.

Während ich auf dem Konferenztisch des Oberlehrers lag und er mit einem Lineal auf mich einschlug, weil ich ihm aus Angst nicht die Wahrheit gesagt hatte, mahnte mich der Schmerz, mein Ich zu vergessen. Nach der Züchtigung teilte er mir mit, dass er bereits alles getan habe, zu verhindern, dass ich in die Stadt in die Oberschule komme, wie es der Wunsch meiner Eltern sei. Er erreichte es, dies zu verhindern, und er erreichte es mit einer Schülerbeschreibung, und dass ihm das auf diese Weise gelungen war, stiess mich in eine mir heute unvorstellbare Angst vor Geschriebenem: «Auf Grund der Schülerbeschreibung kann Ihr Sohn nicht aufgenommen werden.» Ich hatte den Worten, die ich Tag für Tag gehört und zu verstehen geglaubt hatte, nicht entsprochen. «Wenn die Soldaten so wären wie du, würden sie in Frankreich keine Handbreit weiterkommen.»

Ich hatte die Pflicht verletzt. Wenn ich Hitlerjungen oder Soldaten auf der Strasse marschieren sah, den Gleichschritt der Bewegungen, die Gleichheit schlechthin, meinte ich, dass die anderen nicht dieses verdammte eigene Ich hätten.

Das in gewissen Zeiten einzige Zeichen von Menschlichkeit, die Protektion, bewirkte es, dass ich doch in die Oberschule gehen durfte, weg vom Land, von der den Wahrheits-Menschen entzogenen, geliebten Landschaft, in die Stadt, in das Schülerheim, das auf mich wie der übermächtig gewordene Oberlehrer wirkte. Aber ich ertrug das Heim, weil ich gegen den Willen des Oberlehrers in dieses Heim gekommen war.

Dass in diesen Tagen und Stunden Blut floss, gab der Wahrheit die Kraft, die man dem Blut zusprach. Unterschiedlos verhielten sich die Dicken und die Dünnen, die sanfter und härter Schlagenden, und die Kameraden, mit denen man die riesigen Schlafsäle teilte, bemühten sich mit der Abhärtung ihres Körpers, gegen Anfechtungen immun zu werden. Es gab keinen Protest, nur die Widerstandskraft des Körpers, der Schläge, Schleiferei und Geländespiele durchhielt. (Das Ganze ist keine besondere Erfahrung, so wie ich es jetzt sehe, nur meine Einübung in das Vermeidbare. Aber ich besitze seither die Kriterien für jede Bösartigkeit von Macht und verfallende nicht in den Fehler zu glauben, dass das Böse nur eine Eigenschaft des Faschismus ist.) Mit bebender Stimme standen Mitschüler, die schon kleine Führer waren, bei der Abend- oder Fahnenfeier und erzählten vom Reich, vom Führer, vom Opfer.

Als eines Tages einer unserer Erzieher – er hatte einen Klumpfuß (unser Goebbels!), war stark kurzsichtig, hatte einen zuckenden linken Arm, eine heisere, zu hohe Stimme und trug den ihm widersprechenden Namen Allemann (!) – in Handschellen abgeführt wurde, ist manchen von uns ein Licht aufgegangen. Die Wahrheit hatte eines abgekriegt, eine Maske war zu Boden, in den Abgrund gefallen, Möglichkeit aufgebrochen. Er hatte einen Kreis von Kameraden dazu überreden können, ihm, der sonst sehr streng war, beim Onanieren zuzusehen, mit ihm eine Geheimschrift zu verwenden, sich ihm in all dem anzuver-

trauen, was nicht offiziell war und in den Lesebüchern stand. «Wer nicht onaniert, ist kein deutscher Junge», hat er zu uns gesagt. Wenige Wochen später wurde er zum Tode verurteilt und enthauptet, aber für viele von uns hatte die Wahrheit, nicht er, das Haupt verloren.

Zur selben Zeit, man konnte es vor uns nicht verbergen, kam es zu den militärischen Rückschlägen. Auch begannen die Bombenangriffe auf die Stadt, in der ich lebte. Der Wille zur Verteidigung der Wahrheit wurde uns eingeschärft. Die Wahrheit degenerierte zum heldenmütigen Einsatz für die Wahrheit. Die Wahrheit musste sich zur Wehr setzen, sie verlangte immer mehr Opfer. Dass dies ein Gesetz der Geschichte sei, wurde uns gelehrt. Und unsere Lehrer bezogen sich immer ausschliesslicher auf die Geschichte, um uns, die wir eigentlich für die Zukunft erzogen worden waren, mit der Vergangenheit zu motivieren. Trotz der perfekten Organisation der Meinung wurde aber das Chaos spürbar. Der Schutt auf den Strassen, die Namen der Toten, die Bombe, die das Heim zerstörte und uns die Rückkehr aus der Stadt in die Heimat, ins Dorf brachte, löste die Wahrheit auf und schärfte den Sinn für die Zeit bis zum Ende der Wahrheit.

Die bis dahin grösste Machtanstrengung der Geschichte, der vorläufig erste Höhepunkt des abendländischen Wahrheitsgrössenwahns, musste auch die Grösse des Endes haben. Als zu Hause, wo ich die letzten Kriegstage verlebte, ein kleines Theatergebäude, das die Mutter des letzten legitimen Erben des französischen Thrones hatte erbauen lassen (sie hatten einst, ohne es zu wissen, den jungen Flaubert geküsst), zu brennen begann – die Reichsbahn hatte darin ein Depot gehabt, das geplündert wurde zeichnete sich für uns der endgültige Zusammenbruch ab. Zwischen Deserteuren, Verzweifelten, Gleichgültigen, Räubern, Mördern, Engeln, hielten die entschlossenen Wahrheits-Menschen aber an ihren Parolen fest, am erhoff-

ten Endsieg der Zeitlosigkeit. Das ganze Theater brannte. Ich hatte endlich weniger Angst als damals, da noch die Ordnung geherrscht hatte.

Wir hatten schon lange im Radio gehört, dass Österreich das erste von Hitler überfallene Land sei. Die es hörten, wussten mit dieser Erinnerung eigentlich wenig anzufangen. Die Gegenwart der Erhängten, der Feldpolizei, der Denunzianten, des ganzen Endgesindels, des Chaos des Menschseins blieb bestimmend. Man wollte sich nicht erinnern, sondern überleben. Ein riesiger Erzählungshaufen begann sich aufzutürmen. Aus dem Berg des Zerfalles wuchsen die ersten «neuen» Wurzeln, erste Lügen, erste Zurechtlegungen, zugleich mit Selbstmorden, Treue-Morden, Hoffnungen auf den Durchhaltewillen der Japaner: eine neue Strophe zu den ewig gleichen Strophen des Liedes über den Hund, der in die Küche kam.

Gleich nach dem Einmarsch wurde der Oberlehrer inhaftiert, im Gegenzug erfolgte die Abrechnung, Wahrheit gegen Wahrheit. Und es kam der Zeitpunkt, da jeder erzählen konnte, es kam die Zeit, in der sich die Grausamkeit in Anekdoten aufzulösen begann, die Zeit für eine neue Ewigkeit des Stammtisches.

War nur ein Alptraum vorbei, eine geschichtliche Periode abgelaufen? War das aus dem Altreich zurückgekehrte Österreich ein anderes, neues Reich geworden?

Als wir wieder in die Schule gingen, waren wir auch wieder Österreicher. Lehrer aus der Nazivergangenheit lehrten uns das Neue, viele hatten das Alte noch auf den Lippen. Ich war damals noch immer zu jung, den Wechsel als Wechsel zu begreifen, genausowenig wie ich ihn damals, als ich um sechs Jahre jünger war, begriffen hatte. Ich habe auch niemanden gekannt, der mir das *Neue* begreifbar gemacht hätte. Es gab einige, die eine andere, für mich noch unbestimmt andere Gesinnung hatten, aber ich zuckte bald zusammen, weil diese Gesinnung wieder nichts als Wahr-

heit war. Viele schienen nur ihre Uniform abgelegt zu haben. Die Wahrheits-Menschen waren noch immer da, in ihrer sich wieder undurchdringlich und zeitlos gebärdenden Wahrheit.

Heute weiss ich natürlich, dass es viele gegeben hat, die gegen diese Wahrheit waren, die dafür ermordet wurden, die für ihre andere Gesinnung im Widerstand gekämpft haben, die die Heimat verlassen mussten. Ich weiss aber heute aus eigener Erfahrung auch, dass die Menschen, mit denen ich damals zusammen lebte, diese anderen nicht wahrgenommen hatten, aber nicht *anders* nicht wahrgenommen hatten, wie zu jeder Stunde in gleichem Masse andere nicht wahrgenommen, d.h. verdammt werden. Deshalb getraue ich mich heute zu sagen, dass die Negation des Faschismus kein Freibrief ist, Macht an sich zu reflektieren. Wenn das gegenüber dem Faschismus anderer wieder mit den gleichen Mechanismen der Macht, der Sprache der Macht, mit den gleichen Verkürzungen des Denkens auftritt, ist das ebenso verabscheuungswürdig. Auch Gegenmacht ist Macht. Für mich hat das Zurück zu Österreich nur dort stattgefunden, wo nicht blosser Anschluss an die politische Situation vor dem Anschluss, an die Machtkämpfe vor der Machtergreifung vollzogen worden war. Mich bewegt und engagiert das Neue, nicht die Ideologie, die den Österreicher kosmetisch einer österreichischen Wahrheit angleicht.

Wen der Nationalsozialismus nicht die Katastrophe der Phrase und der Wahrheit gelehrt hat, dem kann ich nicht bescheinigen, dass er aus dem Reich nach Österreich zurückgekehrt ist, dem ist die demokratische Struktur nur der Kompromiss, die Macht als Teilmacht auszuüben, der hat nicht begriffen, dass der Hang zur Definition der österreichischen Identität der Überhang eines Denkens ist, das zur Auflösung Österreichs geführt hat. Wer zu sehr aus der Wesenstiefe denkt und das Identische anpeilt, der hält

sich in einem Sprach- und Denkbereich auf, den gerade die österreichische Philosophie gründlich analysiert und entlarvt hat. Ihn hat die Katastrophe des Nationalsozialismus nicht tief genug getroffen. Freilich wird keine noch so nüchterne und vorsichtige Analyse aus diesen historischen Strukturen wegführen. Dazu eignet sich dieses Denken nicht, weil es selbst der Ausdruck eines Machtanspruches der Wissenschaft ist. Die Chance des neuen, des wiedererstandenen Österreichs wäre es gewesen, die Identität als Aufgabe zu erlernen, nicht als Substanz zu postulieren. Das hätte uns Österreicher ideologiefreier gemacht.

Ich weiss, dass wir, die wir unsere Kindheit im Krieg verbracht hatten, die verführt wurden, der Aggression und der Vereinfachung des Denkens und Fühlens zu folgen, die verleitet waren, der Ästhetik der Macht zu frönen, 1945 noch kein Gespür und keine Erfahrung für einen neuen Staat hatten, und das erwachende Gespür und die Lust zur Erfahrung waren alsbald zerstört, weil wir die gleichen Worte wiederhörten und weil sich die Wahrheits-Menschen nicht verändert hatten. Die Dämonie «Desselben» hatte ihre unreduzierte Stunde. Die Wahrheit bleibt die Wahrheit, auch wenn sie die Kleider wechselt und sich, verkrochen in die Strukturen der Parteien, wiederholt. Ich bin der alten Wahrheit wiederbegegnet, als ich 1946 in ein katholisches Heim kam und vertauschte Figuren als Erzieher oder Lehrer vorfand (tatsächlich hat weder im Heim noch in der Schule jemals jemand negativ über die Nazizeit gesprochen), es wäre anders wohl auch schwer möglich gewesen, weil das Denken gleichgeblieben war.

Was war das Neue? Ich fing es erst nach 1950 zu begreifen an, zu einem Zeitpunkt, da ich an der Universität inskribierte und auch dort die bittere Erfahrung des blossen Machtwechsels machte. Der Blick für das uns geraubte *andere* begann sich erst im Widerspruch zu schärfen.

Die Bedrohung durch den alten Weltgeist, in dem der

Nationalsozialismus eine Teilmenge war, liess uns die Erweiterung in Bereichen suchen, die notwendigerweise apolitisch waren. Wir suchten Gedichte, Dichter, Philosophen, den überstaatlichen Geist des 20. Jahrhunderts, die von den Marxisten verdamnte Kunst des verfallenden Bürgertums, die die erste wirkliche Befreiung des Menschen vom Totalitätsanspruch politischer Kategorien war. Wir verachteten die Machtverschmelzung des abendländischen Wahrheitsbegriffes mit der politischen Macht. Wir suchten einen Ausweg aus dem Wechselspiel der Ideologien. Unsere Haltung war natürlich politisch ausbeutbar, nutzte in ihrer «Naivität» vielleicht sogar der Macht, aber das vorschnelle Engagement für fortschrittliche Kräfte hätte auch nur der Macht gedient, und wir wollten nicht glauben, dass es wieder nur diesen *einen* Sinn gibt. Was wir erlebten, war der heute als Existentialismus denunzierte Drang, frei vom vorgegebenen Sinn zu den Sachen zu gelangen, die vielleicht eine andere Form von Wahrheit in sich haben.

Der Faschismus ist die Katastrophe des Bürgertums. Man kann den vielen ihn erklärenden Analysen in nichts widersprechen. Aber ich lehne es ab, sich aus diesen Analysen für eine andere Praxis die Berechtigung zu holen, zur Verhütung seiner Wiederkehr die Gegenmacht rücksichtslos zu nutzen. Das Übel liegt in der Herkunft der Macht. Ihre Herkunft zu verstehen, hiesse ein anderes, tatsächlich alternatives Denken zu fördern. Dafür müsste endlich die falsche Tradition gebrochen werden, die verantwortlich ist, dass so viele in Österreich schamlos das Denken des Reiches beibehalten haben, die zynisch die alte Ordnung herbeirufen.

Es ist möglich, dass wir alle die Opfer falscher, zur Gewohnheit, d.h. zur Natur gewordener Geschichtskonzepte sind. Entweder meinen wir, dass es eine wahre Natur des Menschen gibt oder dass wir selber das uns Zuträgliche

vereinbaren. Oder man nimmt an, dass es von Natur aus das Böse gibt. Ich meine heute, dass es eine Tendenz zur Natur gibt und dass diese Tendenz, die zur scheinbar stabileren Ordnung führt, sich in solchen Gebilden wie dem Faschismus zeitigt. Er ist durch den Fetisch der gesellschaftlichen Veränderung nicht ausrottbar. Man kann sich von ihm als einer möglichen Form von Macht nur wegbewegen. Diese Wegbewegung ist ein vorläufig abstrakter Humanismus. Aber ein Humanismus, der eine wenn auch sehr schwache, so doch keine bornierte abendländische Identität hat, die sich, was Österreich betrifft, das Österreichische wie ein historisches Gütesiegel anklebt. Die Lüge mit dem Österreichischen muss verschwinden, denn die Entlarvung des falschen Österreichischen wäre das Österreichischste, vertraut man seinen Dichtern und Philosophen. Der Weg vom Reich nach Österreich muss erst begangen werden. Sonst stehen nur aufrechte Österreicher aufrechten Deutschen gegenüber, und beides ist gleichermassen gefährlich, weil bis zur Tödlichkeit ähnlich. Und das Kind von 1982 käme zu den gleichen Erfahrungen, die das Kind von 1931 machen musste.

Doch, das war an dem Tag, ich weiss es, während des Unterrichts, Zuber las vor, ich erinnere das längliche Rechteck des Fensters, hochgelegen, so hoch, dass ich hinaufklettern musste, um sehen zu können, was wichtig war. Ja, auf den dicken Rippen der Dampfheizung stand ich, Hitze kroch hoch und fuhr mir in die Hosen und belästigte, aber wenn Schule war, konnte ich die Raben nur durch diese Oberlichte erreichen, das erinnere ich genau, es hing mit dem KÜcheneingang zusammen. Der mündete unten in einen Hof, die Raben stelzten da oft stundenlang im Schnee herum und suchten nach Abfällen, enterten die Mülltonnen, pöbelten herum. Sie kamen aus Russland. Aber sie sassen unter meiner Oberlichte.

Ich hatte Käserinden in den Hosensäcken, manchmal gelang es mir, ziemlich viele Käserinden zu sammeln, es galt nur, am Morgen über den Anfang der ersten Stunde zu kommen, die Hosenwärme liess meinen Taschen monströsen Gestank entströmen. Rätselhaft für Rentsch und Ehlers und selbst für Dimanov (der mir doch seine Käserinden gegeben hatte!), Rätsel, wieso solcher Gestank aus mir quoll und über mir schwebte. Auch Zuber (Deutsch und Latein), der asthmatische Zuber, der selber so übel roch, dass wir das Gesicht abwandten, wenn er mit uns sprach, Zuber kam ein zweites Mal an mir vorbei, sog meinen Duft mit masochistischem Ekel ein, blieb länger stehen, ging dann weiter. (Nein, Masochismus war uns ein sehr fremdes Fremdwort. Aber von der Paarung zwischen Ekel und Lust wussten alle Kinder, doch, wussten wir!) Zuber missverstand den Geruch, willigte ohne Zögern ein, als ich in der ersten Stunde auszutreten wünschte, ich kam also auf den Gang,

kam auf die Heizung, es kamen die Raben vor die Oberlichte, um einander kreischende Luftkämpfe zu liefern. Nahezu grölend vor Gier und Futterneid, stoben sie der Rinden wegen duröh den Morgen. Doch, das war an dem Tag.

Die Schritte auf der Steintreppe habe ich zwar gehört, aber sie kamen ziemlich schnell, unerwartet schnell zu dieser Tageszeit, gleichzeitig hüpfen und schliffen sie rhythmisch über die Fliesen, waren also die Schritte Eisenrings. Ich rutschte so leise wie möglich die hohen Heizungsrippen entlang zu Boden, schlich die wenigen Schritte zur nächsten Tür einer Klasse, die leer stand, öffnete die – und hörte durch die zweite, innere Tür, dass doch jemand im Zimmer war. Ziemlich laut wurde gesprochen. Zog also die äussere Tür zu, schloff in die Dunkelheit, verhielt mich still, stand ohne Atem zwischen den hohen Türen. Schimmelig roch es in meinem Gehäuse, der Käsegestank kam dazu, schimmelig und käsig also, der Geruch ist die deutlichste Erinnerung an den Anfang dieses Tages, draussen zog der hüpfende, schleifende Schritt Eisenrings vorbei, meine Klassentür klappte, es war einen Augenblick ruhig, nur jenseits der zweiten Tür meines Verstecks erkannte ich die dröhnende Stimme des Schulwarts, er stritt mit seiner Frau, ich versuchte zu verstehen, was da an nicht gekannter Grobheit und keifender Gemeinheit hin und her geschrien wurde, doch, wahrscheinlich habe ich das versucht.

Aber dann ging plötzlich vom Gang her die Tür meines Verstecks auf, Eisenring und Zuber standen vor mir, Zuber stiess seinen erstaunten Pfiff aus, das machte er manchmal, Pestpfiffe nannten wir das, weil sie so übel rochen, und Eisenring zog mich aus meinem Gehäuse, in das ich so sicher hineingepasst hatte, und fragte natürlich. Aber so ruhig, unerwartet beherrscht und fast freundlich wollte er wissen, was ich da zwischen den Türen mache. Ich wusste

nichts zu sagen, stammelte, schluckte Luft, stiess einen aufgeregten Rülpser aus (Magenschas war unser Wort) und stammelte Wortloses und sagte endlich und wunderte mich selber sehr darüber, sagte: «Beten!» Eisenring lachte bloss wenig, aber doch . . . Zuber sagte nichts, sah mich trübe an. Ich wunderte mich, die waren beide so anders . . . Eisenring sagte, ich solle in zwei Stunden am Bahnhof sein, mit meinem Bruder zum Bahnhof hinunter, der Bruder wisse schon vom Bahnhof, jawohl, auch während der Unterrichtsveranstaltung (das war Eisenrings Sprache, anders wollte er von Schule nicht reden) sollten wir hinunter, die Mutter komme, jawohl, in zwei Stunden, sie hätte angerufen, und wir würden sie am besten erwarten drunten am Bahnhof.

Er sagte das Wort «Bahnhof» immer wieder und wieder. Fremder Eisenring.

Der Weg zum Bahnhof? Seligkeit, viel zu schnell gelaufen, rutschend, Eisbrocken schiessend, querhin über die Strasse, ab und zu kam ein Pferdeschlitten, dann hörten wir auf zu schiessen, seltener kam ein Camion, dann fluchten wir, wenn wir nicht genügend Eis vor die Schuhe bekamen. Die Mutter! März 1945, so kalt, dass unser Atem auf den wollenen Shawls gefror. Wir waren glücklich.

Natürlich viel zu früh am Bahnhof. Der Pfefferminzautomat antwortete schon seit mehr als einem Jahr nicht mehr, trotzdem versuchten wir, wie immer, ohne Geld eine vergessene Schachtel zu ziehen. Aber niemand hatte Pfefferminz vergessen.

Dann kam der Triebwagenzug rot durch den Schnee gefahren, bog um die Kurve zum Bahnhof, brummte beim Bremsen. Die Mutter stand nicht am Fenster, wie sonst, beugte sich nicht hinaus, wie sonst, winkte nicht. Alles war anders. Auch, dass die Mutter mitten im Trimester kam, noch dazu an einem Wochentag und zur Schulzeit. Sie stieg als letzte aus, ganz hinten, du hattest schon gefürchtet, sie

hätte den Zug verpasst. Doch, wir haben sie gleich erkannt, auch wenn wir sie so noch nie gesehen hatten, schwarz angezogen, sogar schwarze, wollene Strümpfe hatte die Mutter an, vielleicht weil es kalt war, eine fremde, verummte Frau, diese Mutter, verstehst du das? Und sie war ganz weiss im Gesicht. Was die Erwachsenen «blass» nannten, das war die Mutter. Wenn man blass war, wurde man «an die Luft» geschickt, wurde mit einem «spazieren» gegangen. Und die Mutter hatte geweint, das haben wir beide gesehen.

«Der Vater ist tot», sagte sie. Du weisst doch, das haben wir nicht verstanden, einfach im Kopf nicht unterschieden, was das nun hiess, wie? Dann hat uns die Mutter aber die Postkarte gezeigt, so eine bräunliche, mit Holzspänen im Papier, auf der war ein Satz vorgedruckt und das Wort «Herztod» (oder «Herzschlag»?) war mit Bleistift eingesetzt. Sonst keine weiteren Floskeln auf der Postkarte, hauptsächlich Vordruck, die haben wir später nie mehr gesehen, diese Karte, aber du weisst sie doch auch noch, nein?

«Herzschlag» stand mit Bleistift. «Aber das stimmt nicht!» sagte die Mutter. Und sie sagte gleich hinterher, das werde sie uns erst später erklären, gewiss nicht jetzt, solange die noch ... Jetzt sollten wir nicht fragen.

So begann die neue Zeit, die Danachzeit. Ich war elf Jahre und zehn Monate alt, sechs Jahre später habe ich sein Grab gefunden (es war nicht versteckt, nein!), aber davon ist hier nicht zu berichten.

Dann waren wir nur noch drei Wochen in dieser Schule. Nur noch drei Wochen, in denen selbst von den Wänden der letzten Zimmer die Illustriertenphotos der verschiedenen deutschen Jagdflugzeuge verschwanden. Es flogen wohl auch nicht mehr viele Focke-Wulfs, nicht mehr viele Messerschmitts, kaum mehr Dornier-Schlachtfieger über einen Feind hin. In diesen Wochen hörte ich Erich, der der

Kleinste unserer Klasse war, schrill fluchen und hörte das Wort «vergasen» und wusste nicht, was das hiess. Erich kam aus Pforzheim, der Name seiner Stadt hatte uns entzückt und hatte ihm viel kindischen Hohn eingetragen von uns. Nun brannte Pforzheim, und Erich wollte sich an die Front melden, war aber erst dreizehn, er schrie «SS» und schrie «vergasen» und schrie «Endsieg». Es war Ende März 1945. Aber du warst doch auch am Bahnhof, am letzten Märztag, da war fast die ganze Schule auf dem Bahnsteig, wir auch, unsere Engländer auch, unsere Holländer auch, unsere Südafrikaner – und die meisten, die einen deutschen Pass hatten. Doch, es gab auch Nazis unter uns, die kamen nicht, nachdem sie gemerkt hatten, warum wir zum Bahnhof gingen, nämlich um Roland und Gerd und Moritz nicht allein wegfahren zu lassen, als sie an die Ostfront mussten, ohne dass wir gewusst hätten, was denn das noch war, diese «Ostfront», ob etwas von ihr übriggeblieben war? Drei Schüler, und waren gerade siebzehn geworden und wurden von der Schweiz ausgewiesen, denn sie waren «missliebig» geworden oder unerwünscht, und darum wurden sie den Deutschen an der Grenze «übergeben». Man war privilegiert, wenn man in der Schweiz sein durfte, man durfte nicht «unerwünscht» werden, das war nicht vorgesehen. Ich war elf, aber ich wusste, wo diese «Übergabe» enden würde, jeder wusste es, im Schützengraben, die konnten nicht einmal mehr richtig den Krieg im Kasernenhof erlernen, er würde sie schon früher getötet haben, die fuhren weg in der roten Bahn, um zu sterben. Das wussten wir alle, auch unsere Engländer, die mit uns in der Klasse sassen und jetzt zum Bahnhof gekommen waren, um dabei zu sein, wenn drei Mitschüler in die feindliche Armee verschickt wurden. Die drei waren «unerwünscht» in der Schule (und im März 45 dann gleich in der ganzen Schweiz), weil sie gewagt hatten, zurückzuschlagen, als der «Rucksack» (Sport und Mathematik) Moritz zwei Ohrfeigen

gegeben hatte – und Gerd dann auch noch eine, weil die ihn nicht deutlich genug gegrüsst hätten. Moritz, Gerd und Roland hatten ihre Einberufungsbefehle in der Tasche, sie wussten, dass dieser Krieg ihnen das Leben nicht lassen wollte, sie überlegten krampfhaft, wie sie im Land bleiben könnten, sie wollten nicht weg, so hatten sie die grosse Höflichkeit etwas vergessen. Sie hatten sich nicht gegens Grüssen gewehrt, sie wehrten sich dann aber gegen Ohrfeigen. Aber Sport und Mathematik behielt recht, war stärker, konnte «Missliebigkeit» erwirken.

Kannst du dich erinnern, wie sie den «Rucksack» richtig *verflucht* haben? Und wie sie sangen! Und erinnerst du ihre Tränen, ihre überströmten Gesichter!? Und dass wir alle weinten. Wir waren zehn oder zwölf Jahre alt oder auch fünfzehn. Alle, die auf dem Bahnhof standen, weinten, der alte Zuber auch. Wir hatten noch nie Menschen gesehen, die dem Tod so angedient worden waren, ihm so entgegenfahren mussten wie Roland, Gerd und Moritz. Weisst du, ob sie am Leben blieben? Ja, weiss ich. Sie blieben nicht am Leben. Weil Sport und Mathematik sind allemal deutlich zu grüssen.

Und als du an der Grenze warten musstest?

Nein, das war schon im April! Die Zementblöcke, Metermalmeter auf der Brücke, die den Autobus (blau!) zwingen, Zickzack zu fahren, Schrittempo. Nichts ist ihnen bis heute Neues eingefallen an irgendeiner Grenze, die du kennst, immer diese Zementblöcke. Aber der Bus fuhr ohne uns, hatte uns ausgespuckt, die Brüder und den weisshaarigen Mann, der sie begleitete, wir standen mit Koffern und Kartons vor dem Holzhüttchen. Natürlich passten wir nicht in die Vorschrift, keine Papiere, die Gültigkeit besaßen und etwa für Ordnung und Anfang und Ende garantiert hätten. Ordnung und Anfang und Ende gab es für uns erst ein Jahr später wieder, aber an der Grenze, vor der wir mit Koffern und Kartons sassen, gab es nur Zettel und Bittbriefe, gab es

die Bürgerschaft des weisshaarigen Mannes, aber niemand wollte mit solchen Bürgschaften etwas anfangen. Wir sassen, drei Kinder (Knaben), die es nicht gab, die ausgelöscht worden waren mit den Papieren des Vaters. Der war auch «missliebig» geworden.

Warum schreibst du das auf, wie willst du das beschreiben: ohne Aufenthaltsbewilligung an der Grenze, zwischen den Ländern, keine mehr hier, noch keine dort, wie willst du das beschreiben? Du weisst ja nichts davon, bist elf Jahre elf Monate, der Koffer ist zu schwer, und du kannst ihn nicht in die andere Hand wechseln, weil da ist noch der Pappkarton, ATA, mit zehn Kilo Schuhen und Büchern. Gehst also über die Wiesen, die Abkürzung, doch, nach zweieinhalb Stunden lassen sie euch gehen, geht ihr, der weisshaarige Mann hatte telefonieren dürfen im Bretterhütchen, kam wieder heraus, wartete mit uns, hiess mich schweigen, keine Fragen jetzt, spricht nicht so laut und spricht nicht hochdeutsch, «du muesch jätz Schwyzerdütsch räde, das müe mr hetz alli», das fällt dir nicht schwer, das kannst du. Das Telefon schrillt und schrillt in der Bude, das hat mit uns nichts zu tun, da sagen sie einander alles über die Grenze und wie sie zu bewachen sei. Dann hat es aber doch mit uns, nach zweieinhalb Stunden, dann dürfen wir einreisen, zu Fuss, die Abkürzung über die Wiesen. Zwei Stunden mit den Koffern, was weisst du von Ausweisung, was sind schon zwei Stunden?

Du erinnerst den «Löwen» am Ortseingang, die mehlig, mehr als daumendicke Palatschinke, dort hiess das Pfannkuchen, schmeckte ekelhaft, der Weisshaarige trank einen Zweier Veltliner und ass Nüsse, woher kamen die im April? Kinder mögen Pfannkuchen, sagte die Saaltochter im «Löwen», «das händs gäärn», sagte sie.

Das erinnerst du vom Kriegsende?? Die Palatschinken waren zu dick??? Wir schlangen sie doch, wir schluckten sie doch, wir putzten das Apfelmus mit Brot vom Teller, aber

ja, wir waren «es zufrieden», wurden eh drauf hingewiesen, dass «die Kinder in Deutschland froh wären, hätten sie nur...»

Nie waren es österreichische Kinder, die froh zu sein hatten. Von Österreich sprach niemand in solchen Zusammenhängen, es gab keine Ostmark, sie wurde nicht zu pädagogischen Zwecken missbraucht. Die Kinder in Wien oder Graz mussten sich nie zu pädagogischen Zwecken demonstrativ freuen, wurden einfach nicht in solche Situationen gebracht.

Der Löwen (mit n am Schwanz!) hatte goldene Buchstaben. Das war wie in der Schweiz.

Der Schlafsaal. Teigige, wahrscheinlich gutmütige Hände klatschten wenig später morgens um sechs «Gelobtseijesuschristus», fettes Patschen und vier Waschbecken für uns alle, zwei Closetts, der Geruch ist wie Krieg, sagten die Siebzehnjährigen, aber die wussten keinen Krieg, nichts davon, waren Einheimische, Verschonte, waren die Ursache des Geruchs, sagten wir, weil wir hatten am Bahnhof geweint, als die Ostfront gefüttert wurde, wir waren mit Bittbriefen über die Wiesen gegangen mittags, mit ATA.

Und als Roosevelt starb, da tanzte einer, und ich weiss nicht mehr, wer. Sehe kein Gesicht, sehe nur die Füße auf einer Schulbank, klatschend, stampfend, stotternd auf dem Holz, in das sie Namen eingeschnitzt hatten, Schülernamen, seit Jahren schon, da drauf tanzte einer Roosevelts Tod über Wernerstrub, Josefmeier, Hanspetermarxer, jubelte, die Vorsehung sei hinter den Wolken hervorgekommen, der Lahme ist tot! Diesen Tanz erinnere ich, weiss aber nichts damit anzufangen, niemanden störte der Tanz, dem wurde nicht einmal widersprochen, Roosevelts Tod musste von selber wieder aufhören zu tanzen, da gab es keinen Applaus, keinen Protest, das Scheppern der Schuhe auf «Thomasospelt» und auf «Walter liebt Marieli» hatte ganz von selber aufzuhören, still stieg der Jubel vom Tisch. Roosevelt war

tot, ich war elf und elf, glaube ich, «Veitstanz» sagte später der Lateinlehrer, meinte was anderes, aber das Wort klang so krank, das blieb, das gefiel mir, Roosevelts Tod war ein Veitstanz des letzten Nazis gewesen.

Und als du das Fahrrad ausgeliehen hast und den Nachmittag über durch den Wald fuhrt, an der kleinen Fabrik vorbei, die dir Tonteller schenkte, Ausschuss, den hast du dann bemalt mit Blumen und Zweigen, das war aber schon wieder Weihnachten, also später, aber die Fabrik hast du damals entdeckt – und dann weiter, den ganzen Nachmittag, durch zwei Dörfer, Tankstellen, Schokoladereklamen, Vorkriegsschilder, dann die Barrieren, andere Zementblöcke, Grenzpfähle, Schranken, vor allem Hakenkreuzfahnen auf der anderen Seite, dreissig Schritt Entfernung. Ganz stille Grenze, keiner ging rüber, keiner kam von drüben her, nur diese riesigen Fahnen, zwei, mit dem Zeichen. Und Stacheldraht natürlich.

Da drüben wohnten die, die froh gewesen wären, wenn sie. ..! Alle Pfannkuchen, Gerstensuppen, gebackenen Fische, die du verabscheutest, danach sehnten die sich, die unter dem Zeichen lebten, immer wieder hast du das gehört. Aber es war keiner zu sehen, der nach Gerstensuppe Ausschau gehalten hätte.

Das war aber doch Österreich, da drüben, oder?

Mir war es einerlei, ich sah nur das viel zu grosse Rot der Fahnen und sah das Zeichen in dem weissen Kreis und drehte das Velo um, wir sagten Velo, und trat in die Pedale. Aber der Mutter spielte es eine Rolle, natürlich sei das Österreich, da könnten die hinhängen, was sie wollten, an den Fahnenmast!

Natürlich rutschte ich ab. Als ich in die Pedale trat, riss mir das Bein auf wie so oft, weil ich so schnell weg wollte. Dabei hat mich niemand irgendwas gefragt, nein, «Behelligung» erlebte ich keine. So was fragte die Mutter, die konnte manchmal diese Worte: «behelligt» und «beein-

trächtig», immer ging eine kleine Schranktür auf und wieder zu, wenn solche Worte kamen. Die Grenze «behelligte» mich nicht. Ich wusste nicht, durfte erst ein Jahr oder später erfahren, wie sehr ich doch behelligt worden war. Wenn auch nicht an jenem Nachmittag, als ich durch den Wald radelte, als ich die Fabrik entdeckte, als mich die Hornisse stach (sieben können ein Pferd töten!). Da hatte ich wieder hineingesehen nach Österreich, das nannten sie aber noch Deutschland, drei Wochen lang!

Der Krieg war noch Krieg, als das Vaterunser vergessen wurde. Unsere Schule sass eng und fromm in eine abgeschabte Villa gezwängt, der Salon und das Esszimmer waren die Kapelle geworden, man sah noch das Korsett der Schiebetür. Hundert Schüler, zwölf Schulbrüder, vier Ministranten, draussen ist Mai, also Frühling – und doch schon feuchte, schweisstreibende Hitze, die Ministranten zelebrierten ihre Ballette um den einzigen Pater, Meerstern ich dich grüsse. Das ist die Maiandacht.

Das riecht nach frühen Lilien und nach fetten Kerzen, Weihrauch schwappt über die Hundert und Zwölf,». .. qui es in coelis, sanctificetur . . .» sagt der Pater vorne in seinem goldenen Mantel, angestrengt laut sagt er es durch Salon und Esszimmer, und dann hört er auf, sagt nicht weiter, was jeder von uns weiterbeten könnte (das ist der letzte Tag des Krieges, aber das hast du nicht gewusst im Weihrauch), sagt nicht «. . . nomen tuum . . .», nein, «.. . adveniat regnum tuum .. .» auch nicht, stockt, stirbt ab, kniet nur noch. Die Ministranten sind bewegungslos geworden, verkriechen sich in Andacht, starren geradeaus, weil hier geschieht, was nicht vorgesehen ist, der Pater weiss nicht weiter im Text, und zwar beim Vaterunser.

Die Pause kriecht länger und länger durch den heissen Raum, «... in coelis, sanctificetur ... sanctificetur ...» wiederholt der Pater da vorne, dann krächzt er nur noch, das ist keine Stimme mehr, das löscht aus, verfügt über kein

Gebet mehr, aus zwölf Soutanen, in die sich zwölf Brüder zu knöpfen hatten, steigt es säuerlicher als sonst, das ist Angst, es ist so still, dass du den Kerzen beim Brennen zuhören kannst, noch immer ist Krieg, durch die fest geschlossenen Fenster der Kapelle hörst du die Wlassow-Kosaken singen, wehmütig, voll von wilden Versprechungen sind ihre Gesänge, sie sind seit zwei Wochen im Land, sind über die Grenze gekommen mit Mann und Ross, mussten die Waffen abgeben, lagern nebenan auf dem Pferdemarkt, liegen in den Ställen und in ihren Zelten, das sind unsere Freunde geworden, wir können sie kaum verstehen, aber wir wissen, was sie brauchen: Zigaretten, Tabak, Yoghurt. Die Kosaken können uns Tauben schnitzen, Hähne, sie propfen dem Heiligen Geist hölzerne Federn ein und versetzen ihn mit unseren Wasserfarben in himmlischen Zustand, in meinem Zimmer segelt der Heilige Geist zweimal, weil Mathematik und Physik ohne Hilfe nicht gehen, aber nie habe ich mir eine der duftenden Kartentaschen leisten können, die röchen nach Krieg, sagten die Kosaken, aber es war das Leder, das so duftete, und sie wollten Geld dafür, aber das hatte ich auch nicht, die Kosaken singen auf dem Pferdemarkt, und «Maria zu lieben» stimmte jetzt Frater Norbert (Latein und Biologie) gegen das vergessene Vaterunser an, «... ist allzeit mein Sinn . ..» soll das verlorengegangene Gebet wiederfinden, wie Zahnpasta aus platzender Tube quellen die Augen des leergebeteten Paters aus dem zerrissenen Gesicht, ganz allein geht er in seinem glitzernden Mandachtmantel an uns vorbei, die Ministranten bleiben noch vorne knien, steif, schuldlos an alledem, vielleicht werden sie noch gebraucht, sie haben das Paternoster jedenfalls nicht versickern lassen, so knien sie und warten auf die Fortsetzung von Mariazulieben.

Am letzten Tag des Krieges ging das Vaterunser verloren. Wenn sie aus den Zeitungen auftauchten, wussten die

Zwölffratres, sie sähen allerhand Anlass für unsereinen, flehentlich zu knien, Gebete zu sammeln und auch ins Gefecht zu schicken. Sie sagten «Gefecht», so wurde gesprochen.

Den Tag weiss ich genau, weil da hab ich Geburtstag, und die Mutter hat um Erlaubnis gebeten, die Küche benützen zu dürfen und hat Lebensmittelmarken gesammelt, es gibt Sandkuchen (drei Eier, mit Butter!). Zur Mutter kommt man nur über eine steile Strasse, das Velo muss bergauf geschoben werden, auch bergab ist die Fahrt gefährlich, weil das Velo ist sehr alt, und ich kann die Bremsen nicht reparieren, wer kann mir das zeigen? Mein Bauch ist voll Freude, die Mutter wieder zu sehen nach den fünfzehnbettigen Nächten im Schlafsaal, die Glocken läuten mit einem Mal, die Sirenen heulen, der Briefträger kommt die Strasse herunter, er geht nicht wie sonst, briefträgerig, eines nach dem andern, er läuft, rennt geradezu, schreit, der Krieg sei aus, kommt auf mich zu, fasst mich an den Schultern und an den Händen, schreit mir ins Gesicht, «dr Chrieg isch uus!», ich bin aber doch ein Kind, nie reden sonst Briefträger mit mir so begeistert, «ich habe Geburtstag», sage ich dem Briefträger, weil wenn der so ausser sich gerät, da bin ich ihm auch eine persönliche Mitteilung schuldig, denke ich mir, und der Briefträger: «Aili händ hüt Geburtstag!!», und er schenkt mir zwanzig Rappen und nimmt sie mir wieder weg, und es wird ein Franken daraus, und er fordert mich zur Freude auf sowie zum Ankauf von Karamellen. Ich umklammere die Münze, schiebe das Velo bergauf, renne, ich bin jetzt ganz allein auf der Strasse, immer noch läuten die Glocken, vielleicht ist das gar nicht wahr, was der Briefträger sagt, meine Lungen brennen, sind ein Feuer, so renne ich, oben werfe ich mich auf den Sattel, stehe auf den Pedalen, trete immer schneller.

Die Mutter wohnt im Keller, «nein, im Souterrain», sagt sie beharrlich, auf der Treppe riecht es nach Geburtstag, weil

die Küche benützt werden durfte, die Brüder sind schon da, sie sitzen steif, starren betroffen unter sich auf den Boden, niemand sagt was, weil die Mutter sitzt auf dem Bett und weint. «Weil der Krieg zu Ende ist», sagte der älteste Bruder wichtig – und die Mutter blickt auf und sagt, «zwei Monate zu spät!»

Ein Flugzeug fliegt übers Haus, ganz tief, und wir ziehen die Köpfe ein, wie wir das von Frankreich her gewöhnt sind, aber das Flugzeug hat seine Rechte verloren. Wenn der Krieg aus ist, muss man sich vor Flugzeugen nicht mehr fürchten. Wenn es keinen Krieg mehr gibt, hat auch niemand mehr die Macht, den Vater zu töten und auf offenen Postkarten «Herztod» zu schreiben. Die Brüder und ich erfahren an meinem Geburtstag, niemand sei mehr zu fürchten, die Macht sei denen abhandengekommen, die sie vor zwei Monaten noch besessen und die weit herum gesucht hatten, wo sie sie anwenden könnten und wie gründlich sie etwa auszuüben wäre!

Ein halbes Jahr später gehe ich eines Nachts über die Eisenbahnbrücke in das andere Land zurück. Nachts stünden keine Wachen an der Brücke, sagten sie, und es hat gestimmt. Die Brücke hatte keinen Boden, die Schwellen waren nur auf die Eisenträger geschraubt, wir mussten den Abstand der Schwellen bei Tag einüben, sie blind in den Schritt bekommen, der Rhythmus war genau zu erlernen. So gingen wir, unten floss der Rhein. Er machte sich nicht wichtig, er gurgelte nicht, er schäumte nicht, er drohte nicht, wir sahen ihn gar nicht, weil es war spät, und wir hatten im Kalender nachgesehen, wann der Mond neu sein würde. Keine dramatischen Zwischenfälle, keine Leucht-kugeln, wir sind nicht abgerutscht, niemand fiel in den Fluss, wir kamen hinüber, die Uhren schlugen halb drei, wir waren keine Kinder mehr.

Stationen einer Ich-Werdung

So weit meine Erinnerung zurückreicht, ist sie nicht nur mit persönlichen Umständen und Daten, sondern auch mit den zeitgeschichtlichen Hintergründen und Markierungen meiner Geschichte und Entwicklung verknüpft. Dies gilt zwar im Prinzip für alle meine Generationskollegen und Zeitgenossen, in meinem Falle aber kamen Momente hinzu, die meine Sinne, meine Witterung für Zusammenhänge schärften und mich die Zeit, in der ich aufwuchs und gross wurde, bewusster erleben liessen.

Zum einen war diese Empfänglichkeit und Hellhörigkeit für alles, was rings um mich in der grösseren Welt vorging, der glücklichen Fügung zu verdanken, dass ich in einem Elternhaus aufgezogen wurde, das antinationalsozialistisch eingestellt war und mich daher sehr früh mit dem Widerspruch zwischen dem, was man offiziell zu hören bekam, und dem, was im kleinen und vertrauten Kreis gedämpft besprochen und kommentiert wurde, konfrontierte. Ich belauschte die Gespräche meiner Eltern mit dritten Personen; aber auch in den mit mir geführten machten sie aus ihrer Antipathie gegenüber dem System, das Krieg und Unterdrückung nach sich gezogen hatte, keinen Hehl. Allerdings ging diese Vertraulichkeit nicht so weit, mir einzugestehen, dass die Informationen, über die meine Eltern verfügten, vom Abhören ausländischer «Feindsender» stammten, war doch das Wissen um diesen Umstand zu gefährlich, um an ein Kind weitergegeben werden zu können. Trotzdem kam ich der geheimen Quelle, aus der meine Eltern ihre Kenntnisse über den Fortgang der Kriegereignisse schöpften, durch Zufall auf die Spur: Beim Spielen mit den Knöpfen unseres Radioapparates vernahm

ich eines Tages Worte und Berichte in deutscher Sprache, die sich eindeutig gegen Hitler und sein System richteten und von mir fortan häufig, systematisch und gierig gesucht und aufgesogen wurden. Ich war gezwungen, mein Wissen und meine verbotenen Kontakte durch den Äther vor meinen Eltern zu verheimlichen und es ihnen so gleichzutun, schon deshalb, um nicht der verlockenden Aussicht, immer wieder solche Informationen empfangen zu können, beraubt zu werden. Doch eines Tages kulminierte die Situation angespannter gegenseitiger Verheimlichung in einer Aktion, die unser beiderseitiges Wissen verriet: Eine Wohnpartei, die über dem elterlichen Schlafzimmer angesiedelt war, liess ihren Radioapparat so laut gehen, dass man die uns vom eigenen Abhören bekannten charakteristischen Töne des Pausenzeichens des britischen Senders (BBC) bis zu uns herunter hörte. Mir war sofort klar, um welche Situation es sich handelte, und auch meiner Mutter ging die Gefährlichkeit der Lage, in der sich die mit uns befreundeten Nachbarn, ohne es zu wissen, begeben hatten, auf. Wir kamen überein, die Nachbarn auf eine Art zu warnen, die uns nicht selbst in Gefahr brachte: Wir nahmen einen Besen und klopften damit auf den Plafond hinauf. Das Warnsignal wurde auch sofort verstanden, und der verhängnisvolle Klang des verbotenen Senders verstummte.

Ich hatte mir schon seit meiner Volksschulzeit in Wien Gedanken über den Nationalsozialismus und Krieg gemacht und hatte auch während meiner Grundausbildung das Glück, auf eine Lehrerpersönlichkeit zu stossen, die den schon vom Elternhaus eingepflanzten Impuls in mir verstärkte. Meine langjährige Volksschullehrerin Margaretha Pausa war eine überzeugte Österreicherin und Gegnerin des Nationalsozialismus, die sich in ihrer Ablehnung des Systems zu Äusserungen hinreissen liess, die mir noch nachträglich Angst für sie einjagen und mich ihre Courage bewundern lassen. So sagte sie einmal, dass es für sie keine

«Alpen- und Donaugau», wie die offizielle Bezeichnung Österreichs, die dessen Verleugnung als selbständige Einheit und Grösse beinhaltete, damals lautete, und auch keine Ostmark, sondern nach wie vor nur Österreich gebe. Im Übrigen hatte es schon mit dem Ort, an dem sich die Volksschule, die ich besucht hatte, befand, eine zeitgeschichtliche Bewandnis: Ich konnte nicht in die für meinen bzw. den elterlichen Wohnort zuständige Volksschule in der nahe gelegenen Gilgegasse gehen, sondern musste den Gürtel überqueren, um von der Wohnung in der Alserstrasse zu meiner Volksschule in der Klettenhofergasse in Währing zu gelangen, da in der eigentlich zuständigen Volksschule ein Lazarett untergebracht war. So machte ich frühzeitig mit den Folgen des Krieges Bekanntschaft und hatte auch Gelegenheit, die Verwundeten zu sehen: so, als ich einmal den Sohn meiner schon erwähnten Lehrerin, Eugen Pausa, der später eine grosse Karriere als Erster Staatsanwalt in Wien machte, im Parkhotel Hietzing, das damals auch zu einem Lazarett umfunktioniert war, besuchte.

Der zweite Umstand, der meine zeitgeschichtlichen Sinne und Ambitionen weckte und förderte, war ebenfalls in meiner Familiensituation und der aus ihr resultierenden psychologischen Disposition begründet: Als Einzelkind war ich nicht nur in besonderem Masse von elterlicher Zuwendung bedacht, auch ich bevorzugte die Gesellschaft der Älteren und fühlte mich in ihr wohler als in der der Gleichaltrigen. Diese Vorliebe für Vater- und Mutterfiguren auf Kosten der kindlichen Unbeschwertheit entzog mir viele Freuden, die meine Altersgenossen geniessen durften, sie wirkte sich aber intellektuell ungeheuer stimulierend aus, erweiterte meinen Horizont beträchtlich und jedenfalls weit über meine Jahre hinaus.

Ich besitze einige Dokumente, die bestätigen, wie ich die Ereignisse und Zusammenhänge registrierte und verarbeitete.

tete. So ist ein Tagebuch von mir erhalten, in dem ich mich – sehr unvorsichtig, aber meinem Hang zur Verbalisierung, der mich schon früh gepackt hatte und fortan nicht mehr loslassen sollte, folgend – unverblümt zu den dramatischen Gegenwartsfragen äusserte. So schrieb ich in einer Eintragung zum Weihnachtsfest 1944, dass ich hoffte, dies würden die letzten Weihnachten sein, die wir unter Naziherrschaft verbringen müssten. Meine grüblerische Neigung liess mich Zusammenhänge erforschen und Dinge erahnen, an denen meine Schulkollegen achtlos vorbeigingen: So erinnere ich mich noch genau, welch starken Eindruck das Auftauchen von Menschen mit Judenstern im Strassenbild auf mich machte und dass ich mich fragte, wohin diese von Hass und Schweigen umgebenen Spaziergänger, die mehr und mehr aus den Strassen verschwanden, eigentlich gekommen waren. Auch über diese schrecklichsten Dinge, die erst nach dem Kriegsende ruchbar wurden, hatte ich mir eine in die Richtung der furchtbaren Wahrheit gehende frühe Meinung gebildet. Ich war also gut vorbereitet, als es 1945 zur Befreiung unserer Heimat kam. Ich erwartete und empfand den Prozess des Zusammenbruches des Dritten Reiches gleich den meisten Österreichern zunächst tatsächlich nur als Befreiung: nicht bloss von der Herrschaft Hitlers und seiner Schergen, sondern auch von den Todesängsten, die der Bombenkrieg in Wien mit sich gebracht hatte. Wien galt lange als bombensicher und im Gegensatz zu den reichsdeutschen Städten als nicht gefährdet – bis am 10. September 1944 der erste schwere Bombenangriff auf Wien stattfand und auch unsere Wohnung in der Alserstrasse so schwer in Mitleidenschaft zog, dass meine Eltern noch viele Jahre nach dem Kriegsende damit beschäftigt waren, die Folgen und Spuren der damaligen Verwüstungen zu tilgen. Ich erlebte im Keller unseres Wohnhauses auch einen Bombenabwurf ins Nachbarhaus und sah im Wanken der Mauern einen Vorboten des Unheils, ja eine Ankündigung

des Endes. Noch heute schrecke ich, wenn ich ein Flugzeug kreisen höre, mitunter aus dem Schlaf auf und fühle Assoziationen der Angst von damals in mir aufsteigen.

Das bevorstehende Ende des Dritten Reiches und das Herannahen der Befreier war in den letzten Tagen absehbar und wurde von den Hausparteien im Luftschutzkeller erwartet. Nur unentwegte Nationalsozialisten, deren es allerdings nur mehr wenige gab und die man daran erkannte, dass sie bis zuletzt «Heil Hitler» grüssten, gaben sich der Illusion hin, eine Wunderwaffe oder die SS-Truppen des Kommandanten Sepp Dietrich könnten den Vormarsch der russischen Truppen, die sich unaufhaltsam Wien näherten, zum Stillstand bringen.

Trotz dieser Erwartungshaltung war es für mich eine grosse Überraschung, als mein Vater, von einem Fenster unserer strassenseitig gelegenen Wohnung zurücktretend, eines Tages Anfang April 1945 aufgeregt zu mir sagte: «Die Russen sind hier!» Ich quittierte diese Botschaft mit Verwunderung und sagte zu ihm: «Ich höre aber gar nichts!» Ich hatte die Mitteilung so verstanden, dass russische Flieger, die in der letzten Zeit neben den hauptsächlich bombardierenden Amerikanern im Einsatz gewesen waren, herannahten. Mein Vater aber hatte die russischen Truppen einmarschieren gesehen und war rechtzeitig genug vom Fenster weggegangen. Im Nachbarhaus musste ein Mann seine Neugier, der einmarschierenden Truppen ansichtig zu werden, mit dem Leben bezahlen. Da damals noch vereinzelter Widerstand geleistet wurde, galt jeder, der sich auffällig verhielt und unvorsichtig blicken liess, als renitenter Feind und bot eine Zielscheibe für die einziehenden Befreier dar. Dass die Kampfhandlungen noch nicht ganz zu Ende waren, wurde uns durch das Dröhnen und Heulen der nahe stationierten «Stalin-Orgel», einer Furie des Krieges in Maschinengewehr-gestalt, in die Ohren gebleut.

Gar bald war unser Keller und unser Haus von russischen Soldaten, die auch Verwundete mitführten, die in die Obhut der Hausgemeinschaft übergeben wurden, bevölkert. Die ersten Ankömmlinge verhielten sich durchaus so, wie man Befreier ersehnt hatte: Sie waren hilfsbereit, ja scheu und erfreuten sich der Sympathie, die ihnen von Seiten der geängstigten Hausbewohner und Durchzugsgäste, darunter auch deutschen Soldaten, die erst vor kurzem ihre Uniform abgelegt hatten, entgegenschlug. Bald darauf mehrten sich allerdings Gerüchte und Erfahrungen, die nicht in das gefällige Bild der ersten Tage passten: Die von den Besatzern der kommenden Zeit gesetzten Handlungen waren nicht dazu angetan, die entfachte Begeisterung wachzuhalten, ja liessen sie vielfach in neue Angst und nacktes Entsetzen umschlagen. Die auf Grund ihres Alters gefährdeten Frauen verkleideten und versteckten sich, entgingen aber trotzdem nicht ihrem Schicksal, wenn ihnen nicht, wie in unserem Hause, wo ein russisch sprechender Herr die Lage entschärfte, günstige Umstände zu Hilfe kamen. Doch auch hier sind Verallgemeinerungen abzulehnen: Wenn es auch viele Vergewaltigungen und Diebstähle auf Seiten der Besatzer, die dann auch nicht mehr als Befreier, sondern als Bedrücker empfunden wurden, gab, so war es doch nicht die Mehrheit der sowjetischen Truppen, die sich dieser desillusionierenden Behandlung der Befreiten hingab: Ich erinnere mich, welchen Eindruck der stunden- und tagelange, ja nächtelange Durchzug sowjetischer Soldaten auf mich machte, die auf Holzleiterwagen, die nur von einem Pferd gezogen wurden, sogenannten «Panje-Wagerln», dahintrotteten und einen abgekämpften, müden und durchaus friedlichen Anblick boten. Sie hatten den Krieg ebenso satt wie wir alle und wurden von ihren Befehlshabern der nächsten Verwendung zugeführt. Stalin hatte, wie man später sagte, jedenfalls einen – allerdings – unvermeidlichen Fehler begangen, als er seinen

Untertanen den Westen und uns Westlern den realen Zustand der russischen Menschen und der Welt, aus der sie kamen, zeigte.

Sobald der Kampflärm in der Stadt verebbt war und die unmittelbare Gefahr, noch in eine militärische Auseinandersetzung hineingezogen zu werden, abgewendet schien, wagten sich die Menschen aus ihren Häusern. Doch die Eindrücke, die man auf diesen ersten Erkundungen erhielt und mitnahm, waren alles andere denn ermutigend. So entdeckten wir im gegenüberliegenden «Beserlpark», wie solche kleinen Grünanlagen und Enklaven inmitten der Steinwüste der Stadt in Wien gewöhnlich genannt werden, die Gräber deutscher Soldaten, die dort eingescharrt worden waren und nun exhumiert bzw. in ein ordentliches Grab überführt werden sollten. Auch eine Episode aus jenen Tagen, die mir unvergesslich geblieben ist, hat etwas mit Leichen zu tun: Als die Umstände eine Entfernung vom Haus und damit einen verspäteten Osterspaziergang gestatteten, zog es meinen Vater zu seiner Dienststelle in der Herrengasse, in der er seit der Auflösung des Burgenlandes als Beamter der Verwaltungseinheit Niederdonau tätig war. Nun, da das neue Österreich und damit auch Niederösterreich mit seiner Landesregierung erstanden war, wollte sich der pflichtgetreue Beamte, der mein Vater war, nach seinem Amt umsehen und so bald als möglich seinen Dienst antreten. Wir begleiteten ihn auf diesem zum Ring führenden Wege und hatten schon die Höhe des Landesgerichtsgebäudes erreicht, als uns aus der Richtung, die wir einschlugen, zwei Männer entgegenkamen und unsere Wege kreuzten. Der eine von ihnen liess uns möglichst unauffällig und beiläufig, so dass es von Dritten kaum bemerkt, von uns selbst aber sehr wohl vernommen werden konnte, die hingemurmelte Warnung zukommen: «Kehren Sie sofort um, wenn Sie einer Gefahr entgehen wollen.» Wir nahmen die Warnung natürlich ernst, befolgten den

Rat und gingen wieder in die andere Richtung, unserer Wohnung zu. Die Männer holten uns bald darauf ein und erklärten uns, sobald sie sich unbeobachtet wussten, warum sie uns zur Umkehr aufgefordert hatten: Unweit der Stelle, an der die Warnung an uns ergangen war, wurden an diesem Tag alle vorbeikommenden Passanten von sowjetischen Militärs zum Leichenwaschen abkommandiert. Wir waren natürlich heilfroh, dieser unangenehmen, ja unter Umständen lebensgefährlichen Situation, die durch Infektion mit Leichengift leicht hätte entstehen können, entronnen zu sein und liessen es für einige Tage mit diesem Versuch, aus der Enge unserer Strasse in die weitere Umgebung auszubrechen, genug sein.

Dann kam aber doch die Zeit, da es bereits risikolos war, sich in die Stadt zu begeben und die neu erstandene Wirklichkeit auf sich einströmen zu lassen. Ich erinnere mich, dass ich in der Universitätsstrasse am 25. April 1945 die erste Nummer des «Neuen Österreich» sah, die auf der Strasse verkauft wurde. Ich erwarb mehr als ein Dutzend Exemplare und war froh, den Hausparteien in der Alserstrasse diese erste Zeitung, die auch eine «Zeitung» im älteren Sinne dieses Wortes, nämlich eine aktuelle Nachricht war, bringen zu können, die mir denn auch förmlich aus der Hand gerissen wurde.

Meine Mutter, der ich nicht nur meine literarische und schauspielerische Ader verdanke, sondern die sich auch stets bemüht hat, diese Ader fründig werden zu lassen, kam nun auf die Idee, meine freie Zeit dazu zu verwenden, dass ich Angehörigen von Kriegsgefangenen die Botschaften überbrachte, die über Radio Vatikan und andere Stationen in Sendungen für Österreich ausgestrahlt wurden. Die meisten Leute hatten damals, dem entsprechenden Ukas folgend, ihre Radioapparate abgeliefert gehabt und waren daher ausserstande, die Informationen, die sie erreichen sollten, zu empfangen. Meine resolute Mutter aber ging das

Risiko, dem Befehl nicht zu entsprechen, entschlossen ein, stellte aber den Radioapparat in den überwiegenden Zeiten, da er nicht benutzt wurde, eingewickelt und abholbereit hinter die Eingangstür, so dass im Falle einer Kontrolle oder Urgenz die Bereitschaft, dem Befehl doch noch Folge zu leisten, glaubhaft gemacht werden konnte. Eines Tages wurde der Ukas widerrufen, und jene, die sich nicht so an ihn gehalten hatten, konnten den doppelten Vorteil, ihr Gerät sicher erhalten zu haben und nicht von der fraglichen Rückgabe abhängig zu sein, sowie den, in der Zwischenzeit nicht auf die Verbindung mit der grossen Welt verzichtet haben zu müssen, für sich buchen.

So kam ich auf diese Art in die Lage, als Bote guter Nachrichten, also als Evangelist in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes, tätig zu werden, und so war es denn auch kein Wunder, dass mir Erlebnisse rührender und erhebender Art, die sich mir unverlierbar eingeprägt haben, zuteil wurden. In mehr als einem der insgesamt einundsechzig Fälle, in denen ich als Freudenbringer auftreten durfte, teilte ich weinenden Müttern und anderen Angehörigen erstmals das Überleben des Vermissten mit. Meine Mutter gab mir Zettel auf den Weg mit, auf denen die Angehörigen eintrugen, ob und wie sie schon in den Besitz der Nachricht, die ich ihnen überbrachte, gekommen seien. Diese Vorsichtsmassnahme erwies sich als weitblickend und zielführend und verhinderte, dass mir die einzelnen Fälle, die verwirrend und geballt in Gestalt von etappenweise auf wenige Tage und Wochen konzentrierten Begegnungen auf mich einstürzten, durcheinanderkamen. Meine Mutter führte dann auch gewissenhaft und ausführlich Buch über meine gezielten Streifzüge; das Heft mit den nach meinen Aufzeichnungen und Mitteilungen zusammengefassten Fällen ist heute noch in meinem Besitz und erfüllt mich noch heute mit Stolz auf die guten Werke, die ich damals ohne grossen Aufwand üben konnte, und mit Dankbarkeit

gegenüber meiner Mutter, die mich nicht nur in diesem Fall auf eine ergiebige Spur führte und meine Neigung, mich anderen mitzuteilen und mich zu produzieren, in den Dienst einer guten Sache stellte.

Beim Durchblättern dieses Heftes steigen Erinnerungen in mir auf, die nicht nur Schatten von Personen, sondern auch Zeitumstände, die längst vergessen und verdrängt sind, zurückbeschwören. So weiss gleich die zweite der über sechzig Eintragungen davon zu erzählen, dass ich am 14. Mai 1945 einer Familie Bernert in der Nussdorferstrasse 20 die Nachricht vom Überleben und der Grussbotschaft ihres Sohnes, von dessen Verbleib die Eltern jahrelang nichts gewusst hatten, überbringen und helle Freude auslösen konnte. Vater Bernert wollte mich für meine Mühe belohnen und stellte mir – laut Eintragung und durch sie aufgefrischter Erinnerung – zur Wahl, entweder ein grosses Butterbrot oder einen Band Nestroy-Auswahl sowie fünf Reichsmark, was damals und jedenfalls für mich viel Geld war, zu erhalten. Als ich mich trotz meinem Hunger für das Buch entschied, war der Herr so gerührt, dass er mir beides gab.

Diese Episode lässt mich an den chronischen Nahrungsmangel denken, der damals und noch geraume Zeit danach in Wien herrschte und der dazu führte, dass viele Menschen, darunter zum Beispiel der uns bekannte ehemalige Landeshauptmann des Burgenlandes, Dr. Alfred Walheim, an Hungerödemen starben. Andere wieder verdankten ihr Überleben eben den Verbindungen zum Burgenland und dem niederösterreichischen Umland von Wien, über die Dr. Walheim offenbar nicht mehr verfügte. Vielfach scheiterte der Wunsch, sich etwas Essbares vom Land zu beschaffen, am Transportproblem und an der Entkräftung von Menschen, die nach langen Entbehrungen ausserstande waren, die Strapazen langer Märsche und Fusswanderungen auf sich zu nehmen. Die Robusteren

dagegen liessen sich die Gelegenheit, wo und wann immer möglich zu Hamsterzügen aufzubrechen, nicht entgehen. Wir selbst wurden in kritischen Tagen durch einen burgenländischen Untermieter, einen Oberamtmann aus Gols, der in Wien Jus studierte, vor dem Ärgsten bewahrt. In der ersten Zeit erging es aber auch uns schlecht, ein Gulasch aus Pferdefleisch, das einer Konserve entnommen war, blieb lange Zeit das höchste der kulinarischen Gefühle. Ich habe noch deutlich vor Augen, wie meine Eltern unter meiner gelegentlichen Mithilfe stundenlang Erbsen, die wir als Verpflegungsstoff zugeteilt erhalten hatten, entwurmt und so geniessbar machten. Noch heute kann ich mich beim Anblick dieser an sich so leckeren und optisch gefälligen Hülsenfrucht eines gewissen Unbehagens nicht erwehren und greife nicht so gerne wie bei anderen Arten dieser Gattung, mit denen ich nicht überfüttert wurde, zu.

Obwohl es mir bei diesen Botengängen fast immer vergönnt war, mehr oder weniger grosse Freude zu spenden, war es doch nicht ausnahmslos so. Die Eintragung 42 meines vergilbten Heftes erinnert mich an einen tragischen Fall, der mir in all den Jahrzehnten seither nicht aus dem Kopf ging, ja der für mich zum Inbegriff für die Grausamkeit und Sinnlosigkeit des Krieges wurde. Als ich am 11. Februar 1946 Angehörigen der Familie Kröppelt in der Auerspergstrasse 13 die Nachricht des Zahlmeisters Josef Kröppelt überbringen wollte, traf ich nur ausgebombte Untermieter an, die meine Mitteilung von den Grüßen des Genannten mit Freude, aber auch mit Trauer und Entsetzen aufnahmen. Die Mutter des Kriegsgefangenen, an die die Botschaft gerichtet war, hatte nämlich schon vor längerer Zeit die, wie sich jetzt herausstellte, irrtümliche Nachricht vom Tode ihres Sohnes erhalten. Daraufhin habe, nach Aussage der Untermieter, die Mutter das Herrenmodengeschäft ihres Sohnes aufgelöst und sich in ihrer Verzweiflung vom Dachboden des Hauses in den Hof

gestürzt, wo sie zerschmettert liegenblieb. Im September 1945 sei dann schon die Verständigung gekommen, dass Josef Kröppelt lebe. Die Untermieter erzählten mir auch, dass die Tante des Totgegläubten, die mit heftigem Nervenfieber darniederliege, bis heute nicht den Mut gefunden habe, ihrem Neffen die schreckliche Wahrheit mitzuteilen. Der Besuch der Mittelschule vermittelte mir nicht nur die notwendige Ausbildung und versorgte mich nicht nur mit der nötigen geistigen Grundausstattung, sondern konfrontierte mich immer wieder mit den grossen Zeitfragen. Es begann schon rein räumlich damit, dass ich, so wie schon seinerzeit in meiner Volksschule, auch während des Gymnasialstudiums durch Zeitumstände daran gehindert war, das Gebäude der Schule, in der ich seit der 5. Mittelschulklasse inskribiert war, nämlich das des Bundesgymnasiums Wien IX. in der Wasagasse, zu beziehen und mit meinen Kollegen dort den Unterricht zu empfangen, denn dieses angestammte Haus der Anstalt war in der Zeit, in der ich die Mittelschule absolvierte und 1952 mit der Matura abschloss, von der KPÖ besetzt, mit der ich damals das erste, aber keineswegs das letzte Mal in meinem Leben unliebsame Bekanntschaft machte. Wir Schüler waren solcherart dazu verurteilt, als Untermieter des Realgymnasiums auf der Schottenbastei in Souterrainlokalen unser Dasein zu fristen, ein Umstand, der sicher nicht dazu beitrug, das ohnehin nicht allzu grosse Interesse an der Schule, der ich aber trotzdem viel verdanke, zu mehren. Heute und an dieser Stelle zum Abschluss nur noch einige Fetzen Erinnerung: Da sich für mich politische Ideen in Persönlichkeiten verkörpern und kristallisieren, stehen mir die grossen Männer, die den Gang der Zweiten Republik begleiteten und ihr Schicksal gestalteten, deutlich vor Augen. Der Einzug Karl Renners auf der Rampe des Parlaments 1945 ist meinem Gedächtnis ebenso unverlierbar eingepägt wie der Abschied von seinem aufgebahrten

Leichnam 1951. Wenn ich später reichlich Gelegenheit hatte und wahrnahm, mich in das Leben und Schaffen dieses grossen Mannes, der zum Gelingen der österreichischen Freiheit mehr als jeder andere beitrug, zu vertiefen, so ging der erste Anstoss dazu von der ehrfürchtigen Begegnung par distance aus, die mir zuteil wurde und die den Wunsch, die Bergung der Schätze des Verstorbenen herbeiführen zu können, in mir wachrief.

Heute freilich ist mein Interesse längst nicht mehr so auf die Politik konzentriert wie in der Vergangenheit, wenn ich sie auch nicht aus den Augen verloren habe und wohl auch nie verlieren werde. Aber ich habe zunehmend erkannt, dass die Welt des Politischen zwar ein faszinierendes, aber kein schönes Universum ist und dass der Philosoph in mir davon abrät, sich ihr auszuliefern oder auch nur einseitig zuzuwenden: Wirklich bewegend sind für mich die anderen Daseinsmächte wie Kunst und Wissenschaft, aber auch die Einzelschicksale, die zwar von der Politik berührt und erschüttert werden, aber das Politische ebenso sicher transzendieren und es auch bewusst in seine Schranken weisen sollen. In diesem Sinne darf ich mein einzelgängerisches Schicksal doch als repräsentativ für eine Konsequenz, die viele Menschen unserer Generation für sich gezogen haben, ansehen und so dem grösseren Zusammenhang, der Gemeinschaft und Gemeinsamkeit stiftet, zurückgeben.

Die Angst und das Ende der Angst

Das Wort Totenkopfusaren und das Bild der weissen Kukluxkloverkleidungen der Luftschutz Helfer sind meine stärksten Erinnerungen an die Bombenangriffe in Graz. Aus dem Volksempfänger im dicht besetzten Keller wallte gerade das düstere Lied, die Totenkopfusaren würden siegen oder sterben, der dunkle Glanz des Schicksals sei gewiss, da wankten plötzlich die schweren Ziegelpfeiler der Waschküche, die Männer mit den weissen Kapuzenmänteln rissen die Tür auf, und das letzte, was ich sah, war eine weisse Staubwolke, die alles verhüllte, Licht und Totenkopfusaren fielen gleichzeitig aus, und vom Gasthof zum Grünen Baum, unserem Nachbarhaus, blieb nur der Baum im Hof, alles andere hatte sich innerhalb weniger Minuten in einen Schuttberg verwandelt.

An diesem Tag beschlossen meine Eltern, mit uns in ein Haus an den Stadtrand zu übersiedeln, nach Mariagrün, und dort gefiel es mir sofort viel besser, weil ich da nicht mehr bei jedem Alarm in den ohnehin lächerlich unwehrhaften Abstellkeller hinuntergehen musste, sondern mich, wann immer die Sirenen wieder zur Vorstellung luden, auf den Dachbalkon hinaufschleichen konnte. Von dort nämlich war endlich alles hervorragend zu beobachten, fast so schön wie in der Wochenschau, sowohl die gleichmässig näher kommenden feindlichen Verbände und die Wölkchen unserer Flakverteidigung wie auch, immer etwas später dann, die rotgelben Rauchfahnen der brennenden Häuser. Etwas Angst hatte ich natürlich immer noch, aber hier konnte man den Feind wenigstens sehen.

Als allmählich jedoch immer mehr Bomben auch auf Mariagrün fielen, wurde ich zu einer Förstertante in die

Weststeiermark verschickt, wo die Hausgenossen einander allerdings ständig mit dem Hitlergruss begrüßten. Nicht etwa weil ich Dreikäsehoch damals bewusst gegen Hitler gewesen wäre, sondern einfach weil mir dieses Ritual lästig war, sagte ich, mein Vater täte das in der Kaserne auch nicht, worauf meine Tante nach einigen Telefongesprächen lautstark erklärte, so einen Neffen könne man leider nicht bis zum Endsieg auf der Hebalm beherbergen. Da ich mich jedoch dort ohnedies nicht sehr wohl fühlte, beim Schwarzpeterspiel auch überdurchschnittlich oft mit dem angebrannten Korken unangenehme Russzeichen auf die Stirn gedrückt bekam, war es mir ganz recht, das Forsthaus bald wieder verlassen zu können, um mit meiner Mutter und einer anderen Tante in die Obersteiermark umquartiert zu werden.

Dort, zwischen den steilen Felsen am Grünen See, gefiel es mir dann weitaus am besten, erstens, weil ein See für das Nachspielen von U-Boot-Heldentaten eben ungleich geeigneter ist als eine Alm, zweitens, weil wir dort nicht nur vier, sondern sieben Kinder waren, und drittens, weil ich schon damals in meine Cousine Christa bis über beide Ohren verliebt gewesen bin. Nur den Hitlergruss war ich wieder nicht losgeworden. In unserer Zwergerivolksschule, vier Klassen in einem einzigen Raum, wurde der ganze Hitlerzauber erst recht tagtäglich ausführlich geübt, die schicksalsschwangeren V-2-Geschichten und die strammen Kriegswundertaten unserer Frontoffiziere immer wieder erzählt, schwerverletzte semmelblonde Soldaten mussten sich ständig in gelben Getreidefeldern vor schieläugigen, dunkelhaarigen, feindlichen Fieslingen bis zum Endsieg verstecken und so weiter, mir aber fiel eines Tages plötzlich auf, dass ich selbst ja weder blond war noch blauäugig, sondern insgesamt eher schwarzbraun wie die Haselnuss, kurz, das ewige Endsieg-Geschrei war zwar täglich um mich, aber ich merkte doch, dass einerseits ich

selbst überhaupt nicht der Wunschtyp der Lehrerin war, dass andererseits aber eigentlich mittlerweile überhaupt kaum mehr deutsche Flugzeuge am Himmel waren, sondern immer nur die geometrisch so klar geordneten Silbervögel aus Amerika. Völlig ungestört flogen die Amis fast jeden Tag zur gleichen Zeit hoch über unserem Tal nach Linz und Wien. Einmal allerdings erwischte die Flak draussen im Mürztal aber doch eines dieser überirdisch schönen Bombenflugzeuge, und mit einem gleissenden Feuerschweif fiel es in unseren Wald, schnaufend lief ich den Klammweg hinauf, und richtig, oben auf dem Sattel zwischen Thörl und Tragöss lagen dann die rauchenden Trümmer in den Farnen.

Trotz dieser Zwischenfalle hatte ich am Grünen See aber viel weniger Angst als vorher in Graz, selbst die Fremdarbeiter im Lager bei den Vogelbeerbäumen schreckten mich nicht, im Gegenteil, auf dem Heimweg von der Schule blieb ich Erstklässler oft an dem hohen Drahtgitter stehen und radebrechte mit den Gefangenen. Ich kannte die ja schon deswegen ganz gut, weil in unserem männerlosen Haushalt am See keine der Frauen ein Huhn auch nur böse anschauen konnte, also musste ich alle zehn Tage eines ins Lager herausbringen, und die Männer hackten dem Huhn dann den Kopf ab. Ich weiss genau, dass ich das damals recht komisch fand, rundum in der Welt war Krieg mit Raketen, Brandbomben und Panzerfäusten, in meiner Familie aber konnten wir nicht einmal ein Huhn umbringen.

Nach Roosevelts Tod im April 45, mir Sechsjährigem als stark diskutierter Strafvollzug des Himmels klar in Erinnerung, bekamen wir in unserer zugeschneiten See-Idylle dann doch wieder Angst. Wir fürchteten uns zwar nicht so sehr vor den Russen, die schon bei Steinamanger standen, aber umso mehr vor den eigenen Kummerln, den Arbeitern draussen in den Eisenwerken von Bruck und Kapfenberg, die würden sicher als erste hier herein ins Tal plündern

kommen, hörte ich immer wieder, denn das wussten die wohl alle, unser Grossvater in Graz war ja nicht nur Grosskaufmann und Unternehmer, sondern schon seit Jahren in der Partei, der Onkel ebenso, und der Vater war seit neuestem immerhin auch beim NSKK, beim Nationalsozialistischen Kraftfahrerklub, weil er sein Privatauto unbedingt hatte behalten wollen, kurz, als die Angst vor den möglicherweise doch plünderungswütigen Arbeitern grösser wurde als die Angst vor einer Flucht in eine unbekannte Zukunft, kamen mein Vater und mein Onkel aus Graz, wir beluden einen von unserem Grossvater mitgeschickten Lastwagen mit dem Restgetreide, mit all unserem Bettzeug und den verschiedenen Teddybären, hissten die blutrote Tarnfahne der Revolution und fuhren so mit dem Gefühl, das Tausendjährige Reich sei nun doch wohl sehr viel schneller zusammengekracht, als unsere sonst so klugen Väter und Grossväter das erwartet hatten, durch die Arbeiterkontrollen in Kapfenberg, Bruck und Leoben und versuchten möglichst schnell den Westen, das Ennstal und die ersten amerikanischen Panzer zu erreichen, um vorerst einmal wenigstens in Schutzhaft genommen zu werden, bevor der Tag der Rache kam.

Ich stand stundenlang oben neben dem Holzgaskessel im Fahrtwind und sah den Vater immer wieder vorsichtig aus dem Führerhaus aussteigen, erst mit den Arbeiterstreifen verhandeln, nach Leoben dann mit den immer noch forschenden Soldaten der zurückflutenden grossdeutschen Armee, die allerdings zwischendurch schon in aller Eile ihre Munitionskisten und die gesprengelten Zeltplanen in die Gräben neben der Strasse warfen.

In der Ramsau, am Fusse des Dachsteins, blieben wir dann, zwar vorläufig noch ohne Unterkunft und obwohl auch hier immer noch keine Feinde in Sicht waren, aber die Russen, hörten wir, seien nun doch hinter uns, bei Selzthal, endlich von den Amis aufgehalten worden, die ihnen über

den Pyhrn herunter entgegengekommen seien. Also war das Schlimmste wohl vorbei, da die Strassen jedoch von den vielen uns entgegen Fliehenden endgültig verstopft waren, konnten wir ohnedies nicht mehr weiter. Nun traf es sich gut, dass es in dem mit Flüchtlingen überfüllten Schladming weder Brot noch Getreide noch eine funktionierende Mühle gab, mein Onkel und mein Vater aber nicht nur einige Säcke Weizen, sondern auch eine transportable Schlagmühle auf unserem Lastwagen mitgebracht hatten. Auf dem nahen Bahnhof in Mandling fanden sie zudem am nächsten Tag einige Waggons ungarisches Getreide, und also gab es nicht nur bald wieder frisches Brot für alle im oberen Ennstal, sondern auch sehr schnell die nötigen Zimmer für uns.

Offiziell gab es das Tausendjährige Reich zwar immer noch, aber allerlei Verbotenes wurde nun doch auch uns Kindern bekannt, zum Beispiel wer heimlich die Feindsender hörte oder dass einer unserer Zimmernachbarn in der Pension «Waldfrieden» – so hiess, wie zum Hohn, das uralte Haus mit der Rauchkuchl, wo man uns untergebracht hatte, tatsächlich dass dieser eine Zimmernachbar also wirklich ein privates Waffenlager hatte unter seinem Bett, ja, wir erfuhren sogar, dass der schwarze Drago ein echter kroatischer Geheimdienstoffizier war. Ein ganz ein gefährlicher Hund, hatte unser Kindermädchen kichernd gesagt.

Ein anderer Nachbar, Gottfried von Einem, gründete am 8. Mai morgens plötzlich mit seinem Bruder und seiner Mutter ein Befreiungskomitee, fuhr, da er am besten Englisch konnte, nach Schladming hinunter, befreite dort die Tommies aus ihrem Internierungslager, gab jedem ein Gewehr in die Hand und postierte die Burschen, einzeln und jeweils mit einer weissen Armbinde kenntlich gemacht, vor allen Ramsauer Bauernhöfen.

Als die Amis am nächsten Tag kamen, lief die Besetzung tatsächlich ohne jeden Zwischenfall ab, nirgends wurde

geplündert, Gottfried, der Polizeichef mit dem Oxford-Englisch, hatte alles fabelhaft organisiert. Nur einer wurde erschossen. Einer von der SS. Samt seiner Freundin allerdings. Im Bett.

Erst hatten wir natürlich etwas Angst, aber die Negersoldaten aus den Staaten waren eher lässig. Die Pistolen unseres Geheimkroaten hatten sie zwar sofort entdeckt, unseren Fotoapparat jedoch, den wir unter meine Schwester in den Kinderwagen geschoben hatten, fanden sie nicht, den Kroaten aber nahmen sie mit brutalem Catchergriff mit. Mein Vater las damals, wenn er sich nicht um das Getreide kümmerte, in Emile Zolas «Rom» und schrieb einen Roman über das Vorkriegsdalmatien, den er bald darauf in der Amandus-Edition in Wien veröffentlichte. Er und meine Mutter hatten allmählich jede Angst verloren, der Alpensommer dieser ersten Friedensmonate war gross, hell und weit, und die Zukunft hatte endlich begonnen. Zwar wurde dann ab dem Herbst in Graz statt der österreichischen jahrelang immer noch die englische Hymne vor jeder Vorstellung im Opernhaus gespielt, aber wir waren immerhin stolz, dass es uns und Österreich gab.

Zumindest wir Kinder. Unsere Eltern haben darüber allerdings mit uns nie geredet. Was Schokolade sei, das hat mein Vater mir oft beschrieben, wie sie aussieht, woraus sie hergestellt wird und wie sie schmeckt, auch Semmeln, diese runden, faustgrossen, knusprigen Weizenbrote, würde es bald wieder geben, auch war er sicher, dass nicht auf ewig wir Stadtleute immer auf das Land hinaus würden fahren müssen, um Erdäpfel und Schnaps gegen Briefmarken und Teppiche einzutauschen, sondern dass sich irgendeinmal auch das wieder umdrehen würde und dass die Bauern dann wieder jeden Tag ihre Marktstandeln hier in der Stadt herinnen aufstellen würden, auf bestimmten Plätzen, am Josefsplatz und am Lendplatz zum Beispiel, das sagte er

uns Kindern mit einem Pathos voraus, als handle es sich da um wirklich grosse, unfassbare Wunder.

Nur über Politik redete er nie. Mein Vater schrieb zwar in diesen Monaten mit einer gewissen Feierlichkeit dickleibige Romane und seitenlange Gedichte, veröffentlichte Kriminalgeschichten, Aufsätze über den damals neugeweihten Bischof von Naronna und Gedichte über Split in Grazer Tageszeitungen und im Wiener «Silberboot», aber über die Nazis wollte er nie recht reden mit mir. Sie schienen aus den Kulissen seines Bewusstseins verschwunden zu sein. Eines Tages trat er dann folgerichtig und mit ernster Würde der ÖVP bei und hielt Julius Raab fortan für einen einigermaßen bedeutenden Mann, die wiederholten Fragen jedoch, ob zum Beispiel der silberne Tischleuchter uns früher einmal wirklich von einer jüdischen Familie verkauft worden sei, wurden immer nur mit einer schlichten Zurechtweisung beantwortet, kurz, für das Tagebuch, das mein Vater damals in der Übergangszeit vom Reich zu diesem Österreich immer schreiben hatte wollen, gäbe ich heute viel. Leider gibt es keines. Nur Briefe. In denen allerdings lese ich fassungslos, dass mein Vater wenige Wochen vor dem allgemeinen Zusammenbruch tatsächlich immer noch an den Endsieg geglaubt hat.

Am 15. Juni 1944 schrieb er seinem Bruder: «In Italien gehen wir offenbar auf den Apennin zurück, um dort keine weiteren unnötigen Kräfte ansetzen zu müssen. Wenn es gelingt, die Masse der gelandeten Invasionstruppen vernichtend zu schlagen, werden sich bald politische Rückwirkungen in England bzw. Amerika zeigen, was zu einer entscheidenden Wende führen könnte.»

Mit etwas mehr Skepsis schrieb er am 17. November 1944: «Wenn es nur gelingt, die Russen an der Donau aufzuhalten und dann aus Ungarn wieder hinauszuerwerfen!»

Am 15. März, wenige Tage vor dem Ende: «Die Gefahr aus Ungarn ist ja vorläufig, auch durch Vorstösse unserer

Verbände, wieder weggerückt.» Irrtum. Nichts war weggerückt, ein paar Stunden später war der ganze Zauber plötzlich vorbei, das mächtige Reich fiel in sich zusammen, und in Wien wurde das kleine Vorkriegsösterreich wieder zum Leben erweckt.

Zum Unterschied von anderen aber hat mein Vater diese Auferstehung sehr skeptisch betrachtet. Seine eigentliche Heimat war ja immer noch Dalmatien, dort war er aufgewachsen, am Meer, noch in der alten Monarchie, und die Sehnsucht nach den Cinque Pozzi und den kroatischen Matrosenliedern ist ihm immer geblieben. Und das sollte nun auf ewig wieder «Ausland» sein? Und die mährischen Beskiden auch, wo sein Vater aufgewachsen war? Dieses schmalbrüstige Restösterreich zwischen Grammatneusiedl und Schruns war meinem Vater von Anfang an zu eng. Und nicht nur geographisch. Merken lassen hat er uns das aber nie, im Gegenteil, durch sein absolutes Schweigen über all seine Zweifel hat er wenigstens uns ermöglicht, diese neue Republik nach fünfundvierzig als die unsere zu begreifen und zu akzeptieren, auch wenn ihm selber dieser Schrumpfstaat immer fremd geblieben ist.

Die Autoren

GERHARD AMANSHAUSER, geboren 1928 in Salzburg, besuchte die Technische Hochschule in Graz, studierte Germanistik und Anglistik in Wien und Marburg und lebt seit 1955 als freier Schriftsteller in Salzburg. Publikationen u.a.: «Aus dem Leben der Quaden», 1968; «Der Deserteur», 1970; «Satz und Gegensatz», 1972; «Ärgernisse eines Zauberers», 1975; «Schloss mit späten Gästen», 1975; «Grenzen», 1977; «Aufzeichnungen einer Sonde», 1979.

GERD BACHER, geboren 1925 in Salzburg, wo er auch aufgewachsen ist, seit 1954 in Wien. Erlerner Beruf Journalist. Chefredakteur mehrerer Tageszeitungen, Geschäftsführer und Verlagsleiter, Generalintendant des Österreichischen Rundfunks.

RUDOLF BAYR, geboren 1919 in Linz, studierte an der Universität Wien (Ästhetik, Philosophie, Neuere Germanistik, Musikgeschichte). 1943 Dissertation über Probleme des Übersetzens altgriechischer Dichtung. Freier Schriftsteller, Theater- und Literaturkritiker einiger Tageszeitungen, Herausgeber der kritischen Vierteljahresschrift «Wiener literarisches Echo», ab 1956 Leiter der Literaturabteilung des ORF-Studios Salzburg, 1971 Hauptabteilungsleiter Kultur in der Programmdirektion des ORF, von 1975-1984 Intendant des ORF-Landesstudios Salzburg. Publikationen u.a.: «Sophokles/Antigone», 1961; «Der Zehrfpfennig», 1961; «Sophokles/Elektra», 1963; «Der Wolkenfisch», 1964; «Sophokles/König Ödipus und Ödipus auf Kolonos», 1965; «Menschenliebe», 1969; «Momente und Reflexe», 1971; «Anfangsschwierigkeiten einer Kur», 1973; «Die Schattenuhr», 1976; «Der Betrachter», 1978; «Ein Loch im Lehm», 1981; «Die Eiben von Sammezzano», 1984.

AXEL CORTI, geboren 1933 in Paris. Schulbesuch in Frankreich, Schweiz, Deutschland, Italien, Österreich. Universitätsstudium (natürlich abgebrochen, weil Germanistik) in Innsbruck. Ausbildung als Landwirt (ohne Gesellenprüfung) in der Schweiz. Ausbildung als Regisseur bei Leopold Lindtberg, Gustav Rudolf Sellner, Günther Rennert, Werner Düggelin, Willi Schmidt. 1951-1960 beim Österreichischen Rundfunk, Studio Tirol, davon drei Jahre hindurch noch Gymnasiast, dann vier Jahre Leiter der Literatur- und Hörspielabteilung. 1960-1964 Burgtheater: Zuerst Regieassistent (glücklich!), dann Dramaturg (unglücklich!). Theaterinszenierungen u.a. in Wien, Stuttgart, Brüssel, Hamburg, Berlin. Ziemlich viele Filme, zum Beispiel: «Totstellen» (mit Michael Scharang), «Verweigerung» (Jägerstätter), «Jakob der Letzte» (Rosegger/Werner Schneyder), «Der Bauer und der Millionär» (mit Peter Turrini), «An uns glaubt Gott nicht mehr» (mit G. St. Troller), «Die beiden Freundinnen» (Alfred Döblin/Knut Boeser), «Wie der Mond über Feuer und Blut» (mit Knut Boeser), «Herrenjahre» (mit Gernot Wolfgruber). Publikatio-

nen in deutschen und österreichischen Periodica. Seit 1968 wöchentliches Funkfeuilleton «Der Schalldämpfer». Drehbücher. Kein Buch.

HEINRICH DRIMMEL wurde 1912 in Wien geboren, wo er auch heute lebt. Von 1956 bis 1964 war er Unterrichtsminister. Publikationen u.a.: «Zehn Reden wider den Geist», 1965; «Der konservative Mensch und die Revolution», 1970; «Gott erhalte/Zeit und Personen vom 3. Juli 1866 bis 3. November 1918», 1976; «Gott mit uns, Das Ende einer Epoche», 1977; «Oktober Achtundvierzig/Die Wiener Revolution (von 1848)», 1978; «Kaiser Franz/Ein Wiener übersteht Napoleon», 1981; «Franz von Österreich / Kaiser des Biedermeier», 1972.

PAUL FEYERABEND wurde 1924 in Wien geboren. Philosoph. «Anstellung in Europa (London, Berlin), Amerika (Yale University, Minnesota), Neuseeland, gegenwärtig Doppelanstellung Berkeley/ETH Zürich; viele mehr oder weniger dumme Aufsätze, einige Bücher, dreimal verheiratet, oft verliebt, keine Kinder.»

PAUL FLORA, geboren 1922 in Glums im Vintschgau, Südtirol, lebt in Innsbruck. Zeichner, zeitweilig auch politischer Karikaturist. Zahlreiche Ausstellungen. Publikationen u.a.: «Herr Huber im wilden Westen», 1947; «Das Musenross», 1955; «Trauerflora», 1958; «Ach du liebe Zeit», Band I, 1962, Band II, 1964; «Der bürgerliche Wüstling», 1972; «Hungerburger Elegien», 1975; «Noctumos», 1982.

ELISABETH FREUNDLICH, geboren 1906 in Wien, studierte Germanistik, Romanistik und Theaterwissenschaft. 1938 Emigration in die USA, wo sie als Feuilletonredakteurin der Austro-American Tribune und als Lehrbeauftragte u.a. an der Princeton University gearbeitet hat. Seit 1950 lebt sie wieder in Wien als freie Schriftstellerin. Zahlreiche Publikationen, darunter «Invasionday», 1948, und zuletzt «Der eherne Reiter», 1982.

GERTRUD FUSSENEGGER, geboren 1912 in Pilsen, Böhmen. Verbrachte die Kindheit und Jugend abwechselnd in Böhmen, Galizien, Vorarlberg, vorzüglich aber in Tirol und Böhmen. Studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Reine Philosophie auf den Universitäten Innsbruck und München, begann früh zu veröffentlichen; ist mit dem Bildhauer Alois Dom verheiratet und lebt, nach langem Aufenthalt in Hall in Tirol, seit 1961 in Leonding bei Linz, Oberösterreich. Publikationen u.a.: «Das Haus der dunklen Krüge», 1951; «Das verschüttete Antlitz», 1957; «Zeit des Raben – Zeit der Taube», 1960; «Die Pulvermühle», 1968; «Der grosse Obelisk», 1977; «Ein Spiegelbild mit Feuersäule», 1979; «Maria Theresia», 1980; «Kaiser, König, Kellerhals» und «Das verwandelte Christkind», 1981; «Echolot», 1982; «Sie waren Zeitgenossen», 1983; «Uns hebt die Welle», 1984.

HANS HEINZ HAHNL, geboren 1923 in Niederösterreich. Ab 1945 Studium in Wien, erste Dissertation über Karl Kraus. Publikationen: «Die verschollenen Dörfer», 1956; «Der byzantinische Demetrius», 1972; «In

flagranti entwischt», 1976; «Die Einsiedler des Anninger», 1978; «Die Riesen vom Bisamberg», 1979; «Die verschollenen Dörfer», 1980; «Das Geheimnis der Wilis», 1982; «Shakespeares Hund» und «Verweile doch», 1983; «Vergessene Literaten», 1984.

HERMANN HAKEL, geboren 1911 in Wien. 1939 Emigration nach Italien. Internierung in verschiedenen KZs. 1945 bis 1947 in Israel. 1948 bis 1951 Vorstandsmitglied des österr. PEN-Clubs. Herausgeber der Zeitschrift «Lynkeus». 1953-1964 (mit Unterbrechungen) Dozent an der Volkshochschule in Wien und München. 1953–1957 bzw. 1969 Kulturredakteur der Zeitschriften «Die Schau», «Jüdisches Echo», «Neue Welt». Publikationen u.a.: «Ein Kunstkalender in Gedichten», 1936; «Und Bild wird Wort», 1947; «An Bord der Erde», 1948; «Zwischenstationen», 1949; «Ein Totentanz – 1938 bis 1945», 1950; «Hier und dort», 1955. Ausserdem zahlreiche Anthologien, Judaica, Viennensa.

CARRY HAUSER, geboren 1895 in Wien. 1911-1912 Besuch der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, 1912-1914 der Kunstgewerbeschule. 1914-1918 Frontoffizier. Ab 1918 freischaffender Maler und Schriftsteller. 1939-1945 politischer Emigrant in der Schweiz. Zahlreiche Ehrungen.

FRIEDRICH HEER, geboren 1916 in Wien. Historiker und Publizist. Seit 1962 Professor in Wien, Mitarbeiter der Zeitschriften «Die Furche» und «Wort und Wahrheit», Mitherausgeber der Zeitschrift «Neues Forum». 1961 wurde er Chefdramaturg am Burgtheater. 1984 verstorben. Publikationen u.a.: «Der Anfang Europas», 1949; «Die Tragödie des Heiligen Reiches», 1952; «Europas Geistesgeschichte», 1953; «Die dritte Kraft», 1960; «Europa – Mutter der Revolution», 1964; «Gottes erste Liebe», 1967; «Der Glaube des Adolf Hitler», 1968; «Scheitern in Wien», 1974.

ILSE HELBICH, geboren 1923 in Wien. Studium der Germanistik, dann Verlagslehre. Heirat, fünf Kinder. Neben Familien- und Berufsaufgaben regelmässiges Schreiben seit 1975: Erzählungen, Essays, Gedichte.

ALFRED HRDLICKA, geboren 1928 in Wien. «Zahntechnikerlehre. Herbst 1945 Akademie der bildenden Künste Wien. Malerei bei Gütersloh und Dobrowsky bis 1953, anschliessend Bildhauerei bei Wotruba bis 1957. Die wichtigsten Arbeiten, die ich 1960 zum erstenmal zeige, entstehen jedoch parallel zum Akademiestudium. 51/52 betreibe ich «Anatomiestudien» in der Fleischmarkthalle, es entsteht der Lithographie-Zyklus «Aus der Arbeitswelt», das Ölbild «Die Badenden», die Skulpturen «Gekreuzigter», «Sterbender» und die später zerstörte Gruppe «Enthauptung Johannes des Täufers» sowie der Prostituierten-Zyklus «1001 Nacht» (Radierungen). Neben Graphik und Skulptur entstehen grossformatige Zeichnungen. Psychiatrie-Zyklus «Randolectil» (Radierungen) wird in der Albertina vorgestellt, 1969. Autobiographie im Heinz Moos Verlag München. 1970 «Plötzenseer Totentanz» (grossformatige Zeichnungen) für

das evangelische Gemeindezentrum Charlottenburg Nord. Berufung an die Akademie der bildenden Künste Stuttgart, an der ich heute noch tätig bin. *72 bis '74 parallel dazu an der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Zusammenarbeit mit der Galerie Valentien Stuttgart. Die wichtigsten Auftragsarbeiten in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre: Fresken in Alt Erlaa, Wien, Engels' Denkmal in Wuppertal und die Bronzereliefs «Metamorphose des Menschenbilds» für die UNO City Wien. 1981 erscheint der Transvestiten-Zyklus (Zeichnungen) mit Text von Franz Thomas Meisl, 1982 der Schubert-Zyklus. 1982 Bühnenbild Faust I und II für das Stadttheater Bonn. Zusammen mit dem Kriegszyklus von Otto Dix wird mein Zyklus «Wie ein Totentanz» in Utrecht gezeigt. Im Centre Pompidou Ausstellung «Hrdlicka zu Canetti», «Hochzeit» (Residenz Verlag 1973) und «Masse und Macht» (Galerie Valentien 1973)-»

JOSEF KLAUS, geboren 1910 in Mauthen, Kärnten, studierte Jura in Wien und Marburg. Ab 1939 Soldat, 1945 Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft. 1949 Landeshauptmann von Salzburg, 1961 Finanzminister, 1963 Bundesparteiobmann der ÖVP, 1964-1970 Bundeskanzler. Publikationen u.a.: «Macht und Ohnmacht in Österreich», 1972.

ALFRED KOLLERITSCH, geboren 1931 in Brunnsee, Steiermark. Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte an der Universität Graz, Dissertation über Martin Heidegger. Seit 1958 als Mittelschullehrer in Graz tätig. Präsident des Forum Stadtpark, Herausgeber der Literaturzeitschrift «manuskripte». Publikationen u.a.: «Die Pfirsichtöter», 1972; «Erinnerter Zorn», 1972; «Die grüne Seite», 1974; «Die schwarze Kappe», 1974; «Einübung in das Vermeidbare», 1978; «Im Vorfeld der Augen», 1982; «Absturz ins Glück», 1983.

ILSE LEITENBERGER, geboren 1919 in St. Pölten, Niederösterreich. Studium an der Hochschule für Politik in Berlin, im Krieg Auslandskorrespondentin in Bukarest, Sofia und Pressburg. Von 1944 bis 1946 in Rumänien zivilinterniert, dann Kulturredakteurin der «Salzburger Nachrichten». Seit 1960 Redaktionsmitglied der «Presse», Wien, bis Ende 1981 stellvertretender Chefredakteur mit Fachgebiet Aussen- und Kulturpolitik. Publikationen: «Der Knabe mit den Broten», 1967; «Kinderhaus bürgerlich», 1981; «Ein Engel für Tobias», 1983.

NORBERT LESER, geboren 1933 in Oberwart, Burgenland, studierte Jura in Wien. 1971 Ordinarius für Politikwissenschaft an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg, 1977 Honorarprofessor für Politikwissenschaften an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, 1980 Ordinarius für Gesellschaftsphilosophie an der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Publikationen u.a.: «Begegnung und Auftrag», 1963; «Zwischen Reformismus und Bolschewismus», 1968; «Die Odyssee des Marxismus»,

1971; «Gottes Spuren in Österreich», 1978; «Marx und Freud als Sozialphilosophen», 1981; «Grenzgänger, österreichische Geistesgeschichte in Totenbeschwörung», Band I 1981, Band II 1982.

VIKTOR MATEJKA, geboren 1901 in Korneuburg, Niederösterreich. Studium an der Universität Wien. Lehrjahre in Film und Theater, in Wiener Volkshochschulen, Mitherausgeber der Berichte zur Kultur und Zeitgeschichte bis Anfang 1934. 1934–1958 Bildungsreferent der Wiener Arbeiterkammer, 1930-1938 politische Reisen nach Deutschland, Frankreich, Belgien, England, 1934-1936 freigewählter Obmann der Volkshochschule Wien-Volksheim, zweimal Gründer der Gesellschaft der Filmfreunde Österreichs 1935 und 1946. 1938–1945 KZ Dachau und Flossenbürg, die letzten Monate U-Boot in Wien, 1945-1949 Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung. Ab 1950 Mitherausgeber und leitender Redakteur des «Tagebuchs».

INGE MERKEL, geboren 1922 in Wien, wo sie auch heute lebt. Studium an der dortigen Universität in Germanistik und Geschichte. Einige Jahre wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für klassische Philologie der Universität Wien, seit 1974 im Schuldienst. Publikation: «Das andere Gesicht», 1982; «Zypressen», 1983.

FRITZ MOLDEN, geboren 1924 in Wien. 1945 Sekretär des Aussenministers, danach Redakteur bei der «Presse», Wien. 1953 übernahm er das Blatt als Herausgeber, 1960 wurde er dort Chefredakteur. Gründete 1964 den Verlag Fritz Molden, den er bis 1982 leitete. Er lebt jetzt als freier Schriftsteller in Alpbach.

ANDREAS OKOPENKO, geboren 1930 in Kosice, CSR. Seit 1939 in Wien, Chemiestudium und Leiter einer Betriebsabrechnung. 1950-1951 Arbeitskreismitglied der «Neuen Wege». 1951–1953 Herausgeber der «Publikationen». Seit 1968 freischaffender Autor. Publikationen u.a.: «Grüner November», 1957; «Die Belege des Michael Cetus», 1967; «Warum sind die Latrinen so traurig?», 1969; «Lexikon-Roman», 1970; «Orte wechselnden Unbehagens», 1971; «Der Akazienfresser», 1973; «Warnung vor Ypsilon», 1974; «Meteoriten», 1976; «Vier Aufsätze», 1979; «Kindernazi», 1984.

FRANZ OLAH, geboren 1910 in Wien, ist gelernter Klavermacher. Seit 1928 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Gewerkschafter. 1938-1945 in den KZs Dachau, Flossenbürg, Dora u.a. 1948 und wieder 1962 in den Nationalrat gewählt. 1959 Präsident des ÖGB, 1963 Innenminister. 1964 Ausschluss aus der SPÖ.

GUSTAV PEICHL, geboren 1928 in Wien. 1950-1953 Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien, wo er seit 1973 als ordentlicher Professor lehrt. Architekt und politischer Karikaturist («Ironimus»). Zahlreiche Bauten und Projekte. Publikationen u.a.: «Mein Österreich»,

1975; «Veruntreute Landschaft», 1978; «Architektur und Technik», 1979; «Architektur aus Österreich», zusammen mit Peter M. Bode, 1980; «Gustav Peichl – Bauten, Projekte, Meisterschule», 1981; «Die Kunst des Otto Wagner», 1984.

HELMUT QUALTINGER, geboren 1928 in Wien. Autor, Kabarettist und Schauspieler. Publikationen u.a. (mit C. Merz): «Alles gerettet», 1965; «Qualtingers beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl», 1973; «Schwarze Wiener Messe», 1973.

FRANZ RIEGER, geboren 1921 in Riedau, Oberösterreich. 1941 Arbeitsdienst, 1942 Soldat, 1944 Kriegsgefangenschaft in Amerika und England. 1946 Rückkehr. Finanzdienst. Seit 1955 bei den Büchereien der Stadt Linz. Publikationen u.a.: «Ein Zweikampf», 1964; «Pass», 1973; «Die Landauer», 1974; «Feldwege», 1976; «Der Kalfakter», 1978; «Zwischenzeit Karman», 1979; «Vierfrauenhaus», 1981.

WIELAND SCHMIED, geboren 1929 in Frankfurt am Main, studierte 1948-1956 in Wien Jura und Kunstgeschichte. 1963-1973 war er Direktor der Kestner-Gesellschaft, Hannover. Seit 1978 Direktor des Berliner Künstlerprogramms des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, Berlin. Veröffentlichte Gedichte («Landkarte des Windes», 1956; «Worte für Worte», 1964; «Schach mit Marcel Duchamp», 1980) und Monographien über Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts (u.a. Alfred Kubin, 1967; Hundertwasser, 1973; Caspar David Friedrich, 1975; Wilhelm Thöny, 1976, und Giorgio de Chirico, 1980).

OTTO SCHULMEISTER, geboren 1916 in Wien. «Studium der Staatswissenschaften und Nationalökonomie in Wien, Dr. rer. pol., Diplomvolkswirt, journalistischer Volontär bei den Wirtschaftszeitungen «Südost-Echo» (Wien) und «Europa-Kabel» (Amsterdam), seit 1940 verheiratet, Vater von sechs lebenden Kindern, in der Wehrmacht seit 1941, Einsatz an der Kaukasusfront, in Sizilien und auf dem Balkan als Kriegsberichterstatter, 1946 aus britischer Kriegsgefangenschaft in Kärnten entlassen, erst bei der «Wochen-Presse», dann bei der Tageszeitung «Die Presse» wieder als Journalist tätig, seit 1953 stellvertretender Chefredakteur, seit 1961 Chefredakteur und seit 1976 Herausgeber der «Presse». Gleichzeitig seit 1948 Mitherausgeber der Zeitschrift «Wort und Wahrheit», die er von 1948 bis 1968 auch redigiert; leitet zusammen mit Otto Mauer die Thomas-Morus-Presse im Wiener Herder Verlag, gibt zusammen mit J. Ch. Allmayer-Beck und A. Wandruszka das Sammelwerk «Spectrum Austriae» heraus (zuletzt 1980), ferner den Bildband «Imago Austriae» mit J. Ch. Allmayer-Beck und Erich Lessing, Autor von: «Die Zukunft Österreichs» (Wien 1967) und «Der zweite Anschluss/Österreichs Verwandlung seit 1945» (Wien 1979), an zeitkritischen Büchern: «Die Welt, die wir verlassen/Signale eines Epochenwechsels» (Wien 1970), «Die erschöpfte Revolution/Von der politischen Utopie zum Leerlauf der Zeit» (Zürich 1978)»

HILDE SPIEL, geboren 1911 in Wien. 1936 Promotion, Übersiedlung nach England und Heirat mit dem Schriftsteller Peter de Mendelssohn. 1946 erste Rückkehr nach Wien. Ab 1954 zweiter Wohnsitz in Sankt Wolfgang. 1963 endgültige Rückkehr nach Wien. 1971 Heirat mit dem Schriftsteller Hans Flesch-Brunningen. Publikationen u.a.: «Kati auf der Brücke», 1933; «Flöte und Trommeln», 1947; «Fanny von Arnstein oder Die Emanzipation», 1962; «Lisas Zimmer», 1965 und 1982; «Städte und Menschen», 1971; «Die Früchte des Wohlstands», «Mirko und Franca» und «In meinem Garten schlendernd», 1981.

GERALD SZYSZKOWITZ, geboren 1938 in Graz. 1960 Promotion in Wien, danach Regisseur und Dramaturg u.a. in Bonn, Stuttgart und Graz. Seit 1973 Fernsehspielchef des ORF. Publikationen: «Der Thaya», 1981; «Seitenwechsel», 1982; «Osterschnee», 1984.

HANS WEIGEL, geboren 1908 in Wien. «Kritischer Laudator Wiens und Österreichs, in der Schweiz vom Frühjahr 1938 bis zum Sommer 1945, sonst in Wien, seit 1971 auch in Maria Enzersdorf am Gebirge, Niederösterreich, wohnhaft. Autor von Büchern über Wien und Österreich, über die deutsche Sprache, über Karl Kraus, über die Meinungs- und Marktforschung, über Musik, über das Wiener Kabarett der dreissiger Jahre und anderes, Übersetzer, Herausgeber, Bearbeiter, Satiriker, Kritiker, Feuilletonist, Freund fast aller seiner österreichischen Kolleginnen und Kollegen, Freund des Wiener Kaffeehauses, Freund des österreichischen Rundfunks (Hörfunk) und sogar des österreichischen Fernsehens.»

CHRISTIAN WILLARS i.e. Oswald Kostrba-Skalicky, geboren 1922 in Böhmen. «Dort auch zweisprachig aufgewachsen und ausgebildet, doch durch Kriegsablauf und Nachkriegsentwicklung im westlichen Ausland lebend und tätig. Historiker und Publizist, Buch- und Presseveröffentlichungen.»

IGNAZ ZANGERLE, geboren 1905 in Wängle, Tirol. Bundesstaatlicher Volksbildungsreferent i. R., derzeit Leiter des Katholischen Bildungswerkes Tirol. Publikationen u.a.: «Zur Situation der Kirche», 1933; «Die Bestimmung des Dichters», 1946; Herausgeber der Festschrift «Zeit und Stunde» zum 75. Geburtstag Ludwig von Fickers, 1955; Mitherausgeber der «Trakl-Studien», ab 1954, und der «Brenner Studien», seit 1969.

DOROTHEA ZEEMANN, geboren 1909 in Wien, wo sie als Schriftstellerin lebt. 1970-1972 Generalsekretärin des PEN. Publikationen u.a.: «Das Rapportbuch», 1959; «Einübung in Katastrophen», 1979; «Jungfrau und Reptil», 1982; «Eine unsympathische Frau», 1983.

OTTO BREICHA / REINHARD URBACH (Herausgeber)

Österreich zum Beispiel

Literatur, bildende Kunst, Film und Musik seit 1968

472 Seiten, 120 Schwarzweiss-Abbildungen

Format 19,5 X 22 cm, Leinen

Auch in Österreich begann 1968 eine unruhige Jugend für eigene, alternative Lebensformen und Weltanschauungen einzutreten, was für Literatur, bildende Kunst und (zumal in Österreich) Musik ein folgenreicher Auf- und Ausbruch war. Inzwischen haben sich die Publikumsbeschimpfer und Wirklichkeitenmaler (gewiss nicht nur zum Nachteil ihrer Hervorbringungen) sensibilisiert, während die Avantgarde der fünfziger Jahre vielfach an Hochschulen unterrichtet, Galerien dominiert und an den kunstpolitischen Geschäftigkeiten teilhat. Innerhalb dieser Gegensätze und Spannungen zwischen Nonchalance und kritischem Engagement entstanden (und entstehen) Leistungen, die als eigenständig und eigenartig weithin beachtet werden.

Der vorliegende Band umfasst nun eben diesen Zeitraum seit 1968 (und schliesst damit konsequent an das 1967 vom Residenz Verlag herausgebrachte Sammelwerk «Aufforderung zum Misstrauen» an): Dargestellt werden Entwicklung und Zustand von Literatur, Musik, Architektur und bildender Kunst auch hinsichtlich der neuen Medien Film, Video und Photographie. Zeugen und Experten äussern sich jeweils zu ihrem Bereich. Mit vielen und verschiedenartigen Beispielen (vor allem aus den Gebieten Literatur und graphische Künste) entfaltet sich so die schöpferische Szene Österreichs.

Residenz Verlag